This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07573883 5

NGL

Detter

Gertrud Baumgarten

:: Eine Geschichte :: aus der Gegenwart

Roman von Ludwig Detter.

2. und 3. Tausend.

Verlag von Josef Singer :: 1908
Hofbuchhandlung
Straßburg i. E. und Leipzig

Urteile über „Gertrud Baumgarten."

Carmen Sylva, (Königin Elisabeth von Rumänien) schreibt an Ludwig Detter:

„Ihr Buch ist fast zu Ende, und ich habe es nicht aus der Hand gelegt bei Tag und bei Nacht; denn es hat mich auf das tiefste interessiert und ergriffen und war mir aus der Seele geschrieben. Alles was Sie über Frauenerziehung sagen, ist so vortrefflich, wie man es nur wünschen kann. **Vielleicht hat in der ganzen Welt niemand Ihr Buch mit solchem Feuereifer gelesen wie ich. — Ich schreibe in einem Sturm der Begeisterung.**

Dr. J. V. Widmann im Berner Bund:

„Gertrud Baumgarten" zeigt in der Titelheldin ein vorbildlich deutsches Mädchenideal. Dies wird durch ein dichterisches Werk von reicher Lebensfülle und enthusiastischer Wärme des Vortrages erreicht. — Der Verfasser dürfte literarisch ein Enkel Jean Pauls heißen, dem Ahnherrn ähnlich an humorvoll freudiger Erfassung des Lebens. Ein reiches Blühen der Phantasie, das sich, wie der Frühling, nicht genug tun kann, charakterisiert dabei den ganzen Roman.

Als Zeitroman ist „Gertrud Baumgarten" ein vom **Leben der Gegenwart beseeltes, kraftstrotzendes und bei großem, sittlichem Gedankenernst hinreißend liebenswürdiges Buch, dem kein Leser von Herz wiederstehen wird. Es ist ein Roman, mit dem junge Menschen — Stunden der Andacht halten können."**

Das Königliche Rumänische Unterrichts-Ministerium ließ den Roman „Gertrud Baumgarten" auf Staatskosten ins Rumänische übersetzen u. unentgeltlich an die Schulbüchereien des Landes verteilen.

„Der Salon", Wien:

. . . . „Ludwig Detter zählt zu den Auserwählten." Er ist eine starke, dichterische Persönlichkeit, die soviel Eigenes gibt, daß sie sich an kein berühmtes Vorbild anzulehnen braucht.

NGL

Detter

Überall zeigt sich der Dichter von „Gertrud Baumgarten“ als ein erfahrener, reifer und wahrhaft erzieherischer Mann, dem eine gesunde Weltanschauung und Lebenskenntnis beschieden ist. . . . Das Werk spricht für sich.

Dr. Matthieu Schwann in den Münchner Neuesten Nachrichten.

„. . . . Das Buch steckt so voll von kleinen Zügen, kleinen Erinnerungen, kleinen Erlebnissen und Ideen, daß es nur so glitzert und schillert. Es ist eine echt bajuvarische Tapferkeit . „ eine so fröhliche Kampfesart, ein so mit vollen Segeln dahinrauschender Wille, eine so prächtige, nicht irre zu machende Energie. — . . . . So räumt **ein Dichter** mit allen Bedenklichkeiten, mit allen „Aber“ und „Es geht doch nicht“ in uns auf, und wir freuen uns, **daß sein Sonnenblick uns das Zukunftsland zeigte, in dem vor allem die Frau, aus allen Zerfahrenheiten der Gegenwart heraus, sich den freien Weg zu hoher und edler Menschlichkeit eroberte.** Und dafür wollen wir dem Dichter von Herzen dankbar sein, dafür, daß er den Glauben in uns stärkte: „Es geht doch, es muß gehen, sobald eine festgefügte, starke Persönlichkeit einmal sagt: Ich will! —“

Frau Hartl-Mitius—München:

„Gertrud Baumgarten“ ist ein fein empfundenes, erzieherisches Werk. Es war mir ein Genuß, nach all der Nerven kitzelnden Lektüre unserer Zeit ein Buch in die Hand zu bekommen, das frei von jedem Sinnenreize nur Reinheit und Gesundheit atmet. — Ich meine, alle Eltern und Erzieher müßten Ihnen für dieses Buch dankbar sein. — Sonnige Heiterkeit und strahlender Lebensmut lacht aus jeder Zeile . . .“

Graudenzer Zeitung:

. . . . „Der Hauptvorzug des Buches ist die packende Wahrheit . . . der sonnige Humor, der die Handlung wie mit einem goldigen Glanze umwebt.“

Fr. Hoffmann, Karlsruhe (Moltkestr.):

„Selten ist ein Buch so frisch und sind alle Schäden der Mädchenerziehung so klar geschildert worden. — Es sollte in keiner Familie fehlen — in der Töchter sind.“

Die Wage (Wien):

. . . . „Detter besitzt poetische Gestaltungskraft und einen nicht zu unterschätzenden Humor.“

Gertrud Baumgarten

Eine Geſchichte aus der Gegenwart.

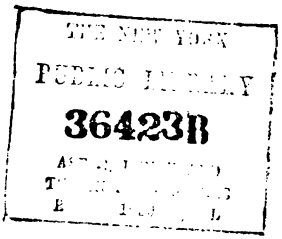
Roman

von

Ludwig Detter.

2. u. 3. Tauſend.

Straßburg i. E. und Leipzig.
Verlag von: Josef Singer.
Hofbuchhandlung
1908.



Alle Rechte vorbehalten.

Published March 25, privilege of copyright
in the United States of America reserved under the Act
approved March 3, 1905 bei Ludwig Detter and
Verlag Josef Singer.

Seiner Frau und treuen Genossin
zugeeignet.

39X1174

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Der Tannenbaum	2
Der Einzug	4
Das Gespenst	24
Die Gesangstunde	28
Der Kampf	32
Der Sieg	40
Das Mietklavier	50
Das Plakat	57
Die Leihbibliothek	62
Das Verhängnis	73
Die höheren Töchter	101
Irmingard	113
Das Lied	117
Das Gedicht	128
Das Theater	148
Zur selben Stunde	161
Die Enthüllung	175
Heimlichkeiten	187
Die letzte Stunde in der Anstalt	191
Der Auszug	195
Der Abschied	199
Walddorf	212
Ein Freund	218
Fridolins Tagebuch	224
Der Besuch	231
Das Rodeln	245
Hedwig Germans Brief	265
Weihnachten	279
Reiner	281

Seite

Ein Entſchluß 293
Das Geſtändnis eines Freundes 309
In der Fremde 319
Aus Gertruds Tagebuch 319
Berg ob Landshut 340
Ein Berater 340
Erinnerungen 348
Die Beichte 358
Ein kleiner Roman 369
Aus Gertruds und Fridels Tagebuch 382
Nachklingen 410
Immenſee 419
Der Erfolg 451
Eine Heldin 466
Ein Wiederſehen 507

Lug ins Land.

1. Fiction, German.

„Wie weit bist du noch unten," sagte es sich leise. „Aber wie schön wird es da oben sein!"

Mählich und mählich kam es mehr der Lichtung entgegen.

Als die Kameraden sahen, daß das Tannenbäumlein so schnell, so kräftig wuchs, da ärgerten sie sich und sagten zum Efeu, der sie umsponnen hatte: „Geschwinde, geschwind — umwickle, umranke die freche, eingebildete Tanne!"

Allein der Efeu erreichte nimmer den Wipfel des Tannenbäumchens.

Die Jahre vergingen.

Das Tannenbäumlein war schon ein mittlerer Baum. Die Sonne küßte seinen strotzenden Wipfel; weit sah er die Pracht des Sternenhimmels sich dehnen — und eines Tages hob junge Kraft seinen Blick über den Waldrand .... und er sah in die Täler der Erde — sah wie am Morgen die Sonne in goldenen Strömen hervorquoll zwischen den blauen Riesenzacken des Hochgebirges und in die Tiefe sank, daß an den breiten, blinkenden Strombändern die Städte aufblitzten — giebel- und turmbewehrt .... und aus Auengrün die Dörfer lachend lugten .... und sah der Menschen Land! Eine wonnige Lust durchrann die Tanne! Wie oft hatte sie früher gern und ehrfürchtig den Märchen gelauscht, die die Waldriesen sich zugeraunt vom Menschenland, von Menschenhand und Menschentand!

Nimmer hörte sie das Spotten der Kleinen tief unten im Schatten.

Mächtig und mächtiger stieg sie auf in die Lüfte — weitastend.

Drunten in der Tiefe kauerten die verkümmerten Kameraden.

Wenn von Stadt und Dorf der Menschen Leid und Lust in Lied und Sage im wellenden Wind geflogen kam, wenn die Sonne ihre Lichtmärchen verstreute, wenn der Sturm durch die Tannenwipfel sang und jauchzte und lachend die harztropfenden Tannenzapfen klatschend in die Tiefe warf, wenn der ganze Hochwald erklang und hallte wie ein Jubelchor in den sonnentrunknen Tag, in die sternblinkende Nacht; wenn ein Märchensang hinflog über die blüten-

weißen Gärten, in denen Mädchenhand in Knabenhand — selig die Liebe wandelte und Sommerwind durch fruchtbestandene Täler ging, in denen schnittreif die Saaten standen, rotgelb wie erstarrte Goldströme — wenn der Hauch neuen Werdens über der Menschen Land hinwehte — zur Ehre Gottes, —: Da schreckten die Kleinen tief unten auf aus ihrer Ruhe, drängten sich zusammen, duckten und bekreuzten sich, blinzelten furchtsam in die Höhe und sagten: „Wie gottlos die Welt geworden ist!"

Kümmerlinge!

* * *

Der Einzug.

„Ich habe vier Kinder, Herr Rektor. Ich will brauchbare und gute Menschen aus ihnen machen. Das ist meine Hauptsorge. Ich habe sonst nichts mehr zu suchen auf dieser Welt. Ich besitze nichts, als was ich mir jeden Tag erwerbe. Aber ich will arbeiten. Wenn Sie mir das Vertrauen schenken, ich würde über die mir anvertrauten Studenten wachen — wie über meine eigenen Kinder!"

Sie sagte das nicht in wehmütigem, jammerndem Tone — die Augen voll Tränen — nein! Aus ihrem Sprechtone merkte man, daß ein eiserner Wille wie ein Riese dahinter nachdrängte.

Sie war noch eine junge Witwe!

Die innere Kraft, die ihre Züge straff zog und leuchtend und ruhig in den braunen Augen lag, ließ sie schön erscheinen — wie alles Starke etwas von Schönheit an sich hat.

Seit acht Tagen hatte die Witwe des Kunstmalers Johann Baptist Baumgarten in der Neustadt der Kreishauptstadt Landshut a. d. Isar bei dem sogenannten Steiner-

bräu den dritten Stock des Rückgebäudes gemietet. Sie wollte als Studentenfrau sich und ihren Kindern ein notdürftiges Auskommen sichern.

„Ihr habt nun beide, Du Erwin und auch Du Gertrud — für die ganze Woche Kosttage — und zudem noch Monatgelder —; mehr als ich mir zu hoffen getraute. Der frische Hügel über des Vaters Grab in Kelheim, die Heimat, die wir verlassen mußten, — das Vaterhaus .... mittellos verlassen mußten! — ich glaubte nicht mehr, diese Last an Leid und Kummer länger tragen zu können!

Nun aber habe ich wieder Mut geschöpft! Ich habe nimmer geglaubt, daß es soviele gute, edle Menschen gibt! Überall wurde ich freundlich aufgenommen. Die Nächstenliebe hat mir den Glauben wieder gegeben. Mit Gottes Hilfe und im Vertrauen auf die eigene Kraft wird es wieder weiter gehen!"

So Mutter Baumgarten zu ihren beiden jüngsten Kindern, die sie bei sich hatte.

Die Septembersonne lag im kleinen Wohnzimmer hell und leuchtend wie ein frohes Gewissen.

Es war ein Montag Vormittag. Die Witwe Baumgarten erwartete die Zöglinge ihres kleinen Pensionats.

Der erste der Erwarteten, welcher anrückte, war ein Zögling des Franziskanerklosters. Der Pater Quardian selbst begleitete ihn.

Eine mächtige Hiebnarbe, deren Beginn sich unter dem rechten Ohrläppchen zu verstecken suchte, und dann aber aller Welt offenkundig in kühnem Schwunge und tiefgefurcht die ganze rechte Wange durchquerte bis zum Lachwinkel des Mundes, um von da in tollem Übermute plötzlich nach oben abzuspringen — fast rechtwinkelig, im Zickzack und in seinem Ausgange unter den rechten Nasenflügel sich duckte — als sollte Anfang und Ende verdeckt bleiben — wie das so bei manch anderen Dingen in der Welt gehalten wird, — diese Hiebnarbe war es, die Wange stauend, welche den Schein erweckte, als läge ein versteinertes Lächeln auf der rechten Wange des Paters Quardian.

War es das Lächeln des Weisen, der die Welt kennt . .?

Oder war es eine jener heiligen Erinnerungen aus längst entschwundener Zeit, die gleich heißen Quellen immer und immer wieder in uns aufsprudeln vom Herzen zum Gehirn — und mit Windesfingen in die Ohren flüstern: wie schön! — wir schön war es!

Jedweder trägt an solchen Kostbarkeiten wohl auch sein Teil in sich!

Und diese mächtige Hiebnarbe mit ihrer glanzlosen Öde fiel an dem von frischem Leben umglänzten Antlitze des Pater Quardian vor allem auf.

Sie glich — wenn absolut ein Vergleich hereingezogen sein soll .... dem packenden, überraschenden — Denken und Phantasie anregenden Titel eines neuen, sinnenfällig ausgestatteten Buches. Liegt nicht oft die Seele des ganzen Werkes in diesem einen Worte, die Geschichte einer Tat, die Geschichte eines Lebens, eines Menschenlebens? — — —

Pater Quardian sprach mit klingender Stimme: „Hier übergebe ich Ihnen, Frau Baumgarten, den Alois Öhling. Er ist uns von Mergentheim in Württemberg überwiesen und seit einem Jahre bei uns. Des Klosters Räume werden zu enge; so müssen wir unsere Zöglinge in der Stadt einquartieren. Sein Leumund ist der beste. Als angehender Schüler der vierten Klasse und eifriger Student wird er stets vor Augen haben was es heißt: seiner Hausfrau untertan sein!"

Vom Hofe herauf klang das Gepolter eines Handwägelchens, das über das eckige Kieselsteinpflaster rollte.

„Geh und hilf!" sagte der Pater Quardian zu seinem Schützling. „Es ist der Frater Anselm, der Deine Aussteuer bringt."

Der Jünger des heiligen Franziskus flog die Treppe hinunter.

Die Hausfrau aber führte den Pater inzwischen in das Studentenzimmer.

Ein langer Eichentisch stand in der Mitte. An seinen Seiten vier Holzstühle. Ein grüner Vorhang verdeckte die gähnende Leere der Bücherstelle. In den vier Ecken war Platz für die Betten. Zwei davon waren bereits aufge-

schlagen. An der Wand hing ein Kruzifix. Durch die drei offenen Fenster war die Stube gut belichtet.

Nur ganz leise und dumpf — wie das ferne Rauschen eines Stromes — hörte man den Lärm der Stadt herauf. Des Paters prüfende Augen sahen alles.

„Licht und Luft, Raum und Ruhe; es ist gut!" sagte er. Seine rechte Wange lächelte.

Da kam vom Stiegenschachte her ein Geklirr und Gescheppер, als käme ein vor dem Fenster seiner Liebe promenierender Artillerieleutnant angerasselt.

Es war die eiserne Bettstelle für den Schüler Öhling. Sie wurde in einer noch freien Zimmerecke aufgeschlagen. Des Fraters Anselm gewissenhaftes, des Schülers Öhling eifriges Bemühen förderten dann in kurzer Zeit sämtliche Kostbarkeiten an Aussteuer die drei Treppen herauf. Zuerst den Strohsack. — — Von flammengelbem Rogenstroh üppig geschwellt, weitbauchig und mit der trägen Würde und Fülle eines Reichbegüterten behaftet, bildete er des Bettes Fundamentierung.

Des Fraters fachkundige Hand riegelte ihn.

Dann kam das Unterbett — mager, hager, dünn und lang. — Das Bild eines Schwindsüchtigen.

Manche geringelte und gesichelte Hahnenfeder, die einst in dem vom Hühnergegacker durchlärmten Klosterhofe farbenschillernd im Sonnenlichte sich aufsträubte, wenn des Rivalen Kampfgeschrei vom Nachbarzaune her erklang, spitzte durch das dünne Gewebe des Überzuges mit mattem Scheine. Des Laienbruders Anselm geschäftige Hand breitete das Leinentuch darüber.

Ein Strohkissen, ein Kissen mit geschleißten Gänsefedern gefüllt und zwei Wolldecken machten des Zöglings Öhling Nachtlager komplett.

Nun noch den Koffer.

„Den trage ich allein; er ist nicht schwer," sagte der Frater Anselm.

Der Koffer war an das Fußende des Bettes gestellt. Erst gestern war er von der Heimat gekommen. Die aufgeklebte Papier-Adresse zeigte des Vaters zitterige Schriftzüge.

Des Schwabenjungen grau-blaue Augen sahen lange und innig nach dem Koffer, als sähen sie in ihm all die bunten, lieben Bilder der Heimat, des Vaters Sorgenstirne und das immertreue Antlitz der Mutter.

Und sie waren feucht — es jungen Württembergers graublaue Augen.

Der Pater Quardian aber sagte: „Und nun behüte Dich Gott! Du weißt den Weg zu uns; ich werde ihn oft zu Dir finden!"

Als der Pater Quardian und die Hausfrau noch auf der Stiege sprachen, kam Erwin zu Öhling. Es freute sie beide, daß sie Schüler derselben Klasse waren.

Es war um die elfte Stunde vormittags, da erschien unter dem Torbogen zum Steinerwirt in der Neustadt der zweite der erwarteten Zöglinge, ein Waldbauernbub.

Ein älterer Student begleitete ihn.

Sie waren vom Rektorat hierher gewiesen worden. Auf dem Rücken trug er, mit dicken Schnüren kreuzweise festgebunden, einen großen runden Brotlaib. In der rechten Hand einen Reisesack. In den abgeschabten schwarzen Sammtplüsch des Reisesackes waren grellrote Klatschrosen eingestickt.

Die linke Hand hielt ein sogenanntes Kirchweihpäcklein fest. Es war weitbauchig und ließ reichen Inhalt ahnen.

Als sie die dritte steile Treppe hinanstiegen, sagte der ältere Student: „Eine schöne Wohnung, die Du bekommst; je höher, desto besser für einen Studenten, weil in der Stadt hoch oben die Luft besser ist und eine hochgelegene Wohnung mehr Ruhe gewährt.

Der Waldbauernbub schwieg.

Im Studentenzimmer waren sie sogleich von allen freudig umringt.

Auch Gertud stand dabei und hörte dem Examen zu.

„Zuerst möchten wir Deinen Namen wissen," sagte die Hausfrau im liebevollen Tone zum Waldbauernbuben.

„Georg Michel Brunner."

Der Tonfall dieser Worte endete wie ein Trauerantiphon.

„Sein Vater ist der Brunnerbauer bei Costenz im baye-

rischen Wald am Abhang des Hirschenstein." ergänzte der ältere Student.

„Nun lege ab, Georg Michael Brunner," sagte die Hausfrau in zutrauenerweckendem Tone, und sie nahm ihm den großgeblumten Reisesack aus der rechten Hand. Vor dem Schlößlein desselben hing ein Medaillon aus Messing, mit Zwirn festgebunden als Schutz gegen Diebesfinger. Die Mutter Gottes war darauf abgebildet.

„Wer hat Dir denn das Schloß so fürsorglich vermacht?" frug die Hausfrau.

„Die Mutter."

Des Waldbauerbuben Stimme klang ernst.

„Da hast Du wohl Deine Wäsche darinnen?"

„Die Wäsche und meinen Sonntag-Anzug."

Die Hausfrau nahm ihm nun aus der Linken das Kirchweihpäcklein.

Aber der Hausfrau Griff war ungeschickt. Bevor sie den Pack noch auf den Tisch legen konnte, löste sich der Bund und in lustigen Sprüngen und mit frohem Gepolter entrollten demselben Nudeln und Küchlein, Birnen, Zwetschgen und Äpfel und kollerten am Boden möglichst weit von einander, als wollten sie damit kund tun, wie überdrüssig sie der engen Behausung geworden waren.

Der Waldbauernbub hatte im helfenden Zugreifen nichts mehr erhaschen können als das große blaue, weißgepunkte Tuch. —

Es war ein Schnupftuch seines Vaters.

Eine tiefe Röte klammerte sich an seine Wangen und ließ seine Sommersprossen gelb wie Blütenstaub erscheinen, als er so ein Geheimnis der Mutterliebe allen Blicken enthüllt und dem entweihenden Gelächter der Öffentlichkeit preisgegeben sah. Aber die seelenkundige Hausfrau, die der Wangen Röte tiefen Sinn wohl zu deuten wußte, frug mit gütigem Ernste, während sie mithalf, die Sachen zu sammeln:

„Georg Michael Brunner, und wer hat Dir auch das in treuer Sorge mitgegeben?"

„Die Mutter!"

Des Waldbauernbuben Stimme klang ernster.

Die Wehmut, die seine Stimme durchzitterte, kam aus dem tiefsten Herzen — und stromgewaltig. Nur mit Aufwand aller Kraft wußte er sie nochmals einzudämmen.

„Nun wollen wir Dich aber auch von Deiner Rückenlast befreien," sagte die Hausfrau und versuchte des runden Brotlaibes Einschnürung loszumachen. Das gab eine kleine Hetze; denn der vom frischen Backduft umhauchte Brotlaib war mit solchem Raffinement angeschnürt, daß es nur den vereinten Kräften des älteren Studenten, Erwins, Öhlings und Gertruds unter dem taktischen Oberbefehl der Hausfrau nach fünfminutenlangem mit Heftigkeit und Zähigkeit geführtem Ansturm gelang, den Brotlaib aus seinem Gefängnisse zu befreien.

„Und wer hat Dir, Georg Michael Brunner, mit so vielverschlungener Liebe diese Lebensquelle auf den Rücken gebunden?" frug mit wohlwollendem Tone die Hausfrau.

„Die Mutter!"

Des Waldbauernbuben Stimme klang tiefernst.

Und jene stromgewaltige, aus tiefem Herzen quellende Wehmut, die wir bereits vorhin erwähnen mußten, machte wieder einen Versuch, alle Eindämmung zu durchbrechen. Und diesmal mit Erfolg.

Des Waldbauernbuben Augen füllten sich mit wohlbeleibten Tränen.

Die strohgelben Augenwimpern nickten ihnen ermutigend zu.

Aber die Hausfrau legte ihre weiche Hand in des Waldbauernbuben kupferrote Stoppeln des Haupthaares und sagte: „Du bist ein braver Junge und ich habe Dich so lieb wie Deine Mutter! Lustig mußt Du sein, dann wird es Dir bei uns gefallen!"

Als die Hausfrau aufsah, merkte sie, wie alle andern im Rücken des Waldbauernbuben eben heldenmütig ankämpften, ein helles Lachen zu unterdrücken. Eben wollte sie mit streng verweisendem Blicke dagegen einschreiten, als sie die Quelle dieser Heiterkeit erblickte.

Auf des Waldbauernbuben Joppen-Rücken war mit

reichlichem Mehl kreisrund die Grundform des Brotlaibes abgedrückt.

Da überwältigte auch sie ein herzliches Lachen.

Sie wandte sich ab und begleitete den Studenten hinaus, der den Waldbauernbuben hierhergeleitet hatte.

„Wie kann man aber so ein Kind mutterseelenallein in die weite Welt schicken"? wandte sie sich an den Studenten.

„Diese Bauersleute sind nun einmal so," antwortete dieser. „Ich bin von Engelmar, zwei Stunden vom Brunnerbauernhof entfernt am Nordhange des Hirschenstein. Da haben sie ihn mir mitgegeben. Die Brunnerbäuerin meinte schon zum Bauern: Geh selbst! Aber der Brunnerbauer sagte: Was tu ich in der Stadt und bei den studierten Herrn? Ich könnte ja auch nichts weiter tun, als sagen: Schaut euch den Buben an! — Könnt ihr ihn brauchen — dann behaltet ihn! — Wenn nicht — gut! — ich hab ohnehin einen Hirtbuben nötig!" —

Inzwischen erlöste Gertrud mitleidig den Waldbauernbuben von Angst und Staunen, das ihn befiel, als er sich überall von lachenden Gesichtern umgeben sah. Sie ergriff eine Kleiderbürste und bearbeitete damit des Waldbauernbuben breiten Rücken.

„Die Mehlseite des Brotlaibes hat sich in voller deutlicher Scheibe auf Deinem Joppenrücken abgedrückt, sonst ist es nichts," sagte sie beruhigend zu ihm.

Wie sich aus dem Blättergewühl, das zur Sommer-Hochzeit die Spiegelfläche des Teiches überwuchert, die Teichlotos erhebt, in schimmernder Weiße, Duft und Luft und Sonne trinkend, so erstand in des Waldbauernbuben von Gedanken-Wirrwarr durchjagter Seele, rein und lieb das Gefühl des Dankes und der Zuneigung für Gertrud.

Ein einziger, langer und treuherziger Blick verriet es.

Und der flüchtige, warme Seufzer der unmittelbar darauf über des Waldbauernbuben blaßrote Lippen sprang, verriet noch mehr.

Nun stand er da, mitten im Studentenzimmer, in der Wohnung fremder Leute, in einer großen Stadt, weit, weit

weg von den Quellhöhen des bayerischen Waldes, von dem Tannenwaldsang des Hirschenstein — vom Vaterhaus! . . .

Sie hatten ihn liebevoll von allen drückenden Lasten befreit — diese fremden Leute . . . .

Von allen?

Doch was ihn am meisten bedrückte, was er in der Seitentasche seiner Joppe wie eine Alplast fühlte, war ein Schreiben des humanistischen Gymnasiums, das die Zulassung zur Aufnahmeprüfung in die Lateinschule enthielt.

Davon — von dieser beängstigenden Last hatte ihn niemand befreit.

Der Waldbauernbub war keine moralisierende Seele, aber in diesem Augenblicke huschte ein Gedanke durch sein Gehirn: ein schwarzer Schmetterling, der über ein Feld von weißen Wiesenastern schaukelt. —: Rasch und obenhin ist oft die Liebe des Nächsten!

Aber das Beste kommt zuletzt.

Nicht immer!

Diesmal jedoch traf es zu.

Der Franziskaner-Zögling Öhling und der Waldbauernbub Georg Michael Brunner waren Armeleut-Kinder. Was diese beiden für Wohnung, Kost und — Bedienung — wie es im offiziellen Etat hieß — an die Hausfrau Franziska Baumgarten bezahlten — war kärglich.

Und die Hausfrau mußte bei so ärmlichen Etatsansätzen immerhin etwas von einem Finanzgenie in sich fühlen, um nicht im Vornherein sich sagen zu müssen: bei so seichten Quellen gerätst du schließlich auf das Trockene.

Ganz anders verhielt es sich bei dem noch zu erwartenden dritten und letzten Zögling.

Er war der einzige Sohn des Großbierbrauers, Realitätenbesitzers und Landtagsabgeordneten Max Meier in Kelheim.

Das ist für Eingeweihte eine vollständig befriedigende Auskunft.

Wohl in Erwägung obiger Umstände rüstete sich die Hausfrau mit besonderer Sorgfalt zum Empfang des Thron- und Kron-Erben und nunmehrigen angehenden Studenten

Max Emanuel Meier, als dem Schluß- und Eckstein ihres Pensionats.

Während sie die beiden ersten Zöglinge — des Franziskanerklosters Schützling Öhling und den Waldbauernbuben — in Arbeitsschürze und Hauskleid und in der Wohnung empfangen hatte, ohne jedes Zier- und Schmuck-, Eß- und Trinkopfer, traf sie für den Empfang des Kelheimer Bierbrauereibesitzersohnes in Eile und Hast eine Reihe Vorkehrungen. Fürs erste wurde noch ein Gesundheitskuchen gebacken und absichtlich mit einer Überfülle von Weinbeeren und Rosinen gespickt, in rescher, mustergiltiger Bräune dem warmen Ofen entnommen und auf einen Aluminiumständer gestellt.

Dann wurde der Wohnzimmertisch mit schneeweißer Linnendecke überspannt und dem altertümlichen Buffett die geblumten Tassen von echtem Porzellan samt Milch- und Kaffeekanne nebst Zuckerbehälter entnommen.

Das alles ward nun mit Anstand und Geschick, reinlich und peinlich geordnet, daß selbst in dieser Hinsicht sehr verwöhnte Sinne sich eines geheimen Lüstelns nicht ganz erwehren konnten.

Die Hausfrau aber hatte hierfür ihre triftigen Gründe. Wußte sie doch aus einem tags vorher von Kelheim angekommenen Brief, daß auch die Mutter des fraglichen Max Emanuel Meier in eigener Person mit dem Mittags-Ein-Uhr-Schnell-Zuge eintreffen werde. Und die Frau Bierbrauerei-, Grund- und Gutsbesitzersgattin Meier war eine durch Besitzfülle äußerst verwöhnte Frau.

Dann machte die Hausfrau große Toilette. Das Sonntagskleid war vorsichtig dem Schranke entnommen und bevor sich die Hausfrau den schwarzen Capot mit Glasperlen aufsetzte, unterzog sie ihre Haarfrisur noch einmal einer raschen, aber strengen Kritik; der Scheitel war straff gezogen und das gewellte Haar schmiegte sich eng und geordnet die Schläfe entlang. Als sie die grauen, selbstgestrickten Handschuhe anstreifte, übersah sie nochmals ihr Bild im Wandspiegel und es entfuhr ihr ein flüchtiger, wehmütiger Seufzer.

„Ärmlich!“ sagte sie leise. Es lag viel Bitterkeit in diesem einen Worte. „Die Eitelkeit verläßt auch den Armen

nicht.“ Sie sah in ihr Inneres. Dann lächelte sie und sagte: „Gut!“

Dieser Gedanke richtete sie wieder auf.

Mag die Frau Bräuerin auch in Seide einherrauschen und mit einem Hut am Kopfe im Werte von fünfzig Mark.. ich zahle eben mit anderer Münze: Innenwert gegen Außenwert.“

Dann machte sich die Hausfrau auf den Weg zu dem dreiviertel Stunden entfernten Bahnhofe.

Beim Weggehen gab sie Gertrud noch den Befehl, den Kaffee zu kochen und zwar heute reinen Bohnenkaffee mit ganz wenig Zusatz.

Dem Studenten Öhling war nichts entgangen.

Von Erwin wußte er ja, wessen Ankunft erwartet wurde.

Während er nun seinem Koffer die Bücher entnahm, um sie mit fast pedantischer Genauigkeit in die Bücherstelle einzuräumen, kam vom Wohnzimmer her durch die offene Tür des Studentenzimmers der frische Duft des neugebackenen Gesundheitskuchens und legte sich, wie es allen Einfaltspinseln eigen ist, sofort mit allen seinen Vorzügen und Reizen breit und selbstgefällig vor die Nase des Württembergers. —

Des Franziskaner-Schützlings kluger, offener Sinn ahnte sofort den tiefen Zusammenhang zwischen Kuchenduft und zu erwartendem Bräuerssohn.

Als Erwin wenige Minuten später über der Außenseite der Gangtür ein selbstgezeichnetes, von Eichenlaub umschlungenes „Willkommen“ mit Nägeln befestigte und vom Wohnzimmer her des frisch bereiteten Mokkas Würzehauch wie auf Märchensohlen bis zu des Württembergers einsamen Koffer getrippelt kam — da umschlang wie mit riesigen Polypenarmen den Mergentheimer Trödlerssohn tiefes Weh: — der Schmerz des Gerechten.

Und er überließ sich ihm für einige Minuten mit heiligem Eifer, wie Moses als er von den Höhen des Sinai „im Tale der Klagen“ die Menge erschaute — das Volk — sein Volk — das goldene Kalb umtanzend.

Wie berggewaltig war des Franziskaners Glaube gewesen — der Glaube an das Gute . . . Große — Heilige! . .

Und nun? . . .

Auch ihr dienet dem Gelde, dem Golde. . . !

Und er gedachte für einige Augenblicke der Hausfrau, die auf ihn einen so edlen Eindruck gemacht — und Erwins, den er so rasch lieb gewonnen hatte. Auch ihr dienet dem Glanze und dem Scheine der Welt: diesem Bierbrauersbuben, diesem dummen Jungen, der noch nicht einmal eine Ahnung hat, daß es fünf Deklinationen im Lateinischen gibt — und die Lösungsschwierigkeiten der mathematischen Verbindungen von x, y und z vielleicht nie überwinden wird! Und dann fühlte er in sich die Stärke erstehen, die dem selbständigen Manne angesichts der Schwäche der Dummen erwächst.

Möget Ihr tun wie Ihr wollet — ich kann Besseres!

Nie werde ich mich dem Goldschimmer und Geldglanze beugen! Nie!

Es lebe der Glaube an das Gute als der höchste Wert!

So in Gedanken kniete er noch einige Sekunden über seinen Koffer gebeugt und schaute starren Auges in das Dunkel, als sähe er schon die Kanzel erstehen, den weithalligen Gottestempel und eine tausendköpfige Menschenmenge, flammenden Auges lauschend seinen Worten der Liebe.

Auch des Waldbauernbuben scharfe Sinne hatten Gebäck- und Kaffeeduft, der Gangtüre Verzierung und der Hausfrau Sonntagsstaat wahrgenommen und Erwins vielsagende Ankündigung erschaut. Eine Ahnung durchzog ihn — düster und träg — wie Hochnebel den Schwarzwaldtannenforst an den Hängen des Hirschenstein und Vogelsangberges; er konnte nicht klar sehen.

Er ging auf den Zehenspitzen zu dem noch immer vor seinem Koffer knieenden, gedanken- und visionenumrauschten Württemberger und tupfte ihn leicht auf die Schulter.

Der Student Öhling schrak auf von seinen Träumen. Noch Entrüstung und sprühende Begeisterung in den leuchtenden Augen, wandte er sich eilfertig um, als müßte er einem Gegner beweisführend gegenübertreten. Als er des

Waldbauernbuben treuherzige Augen ruhig auf sich gerichtet sah, überkam auch ihn Ruhe und Friede und es war ihm wohl.

„Und?!“ . . . fragte er „Sohn des Waldes?“

„Sage mir“ antwortete der Waldbauernbub leise — — was braucht man zur übermorgigen Aufnahmeprüfung?“

Und tiefer Ernst lagerte sich auf des Waldbauernbuben Antlitz.

„Was Du zur Aufnahmeprüfung benötigst, mein Lieber?“ Und der Zögling des heiligen Franziskus setzte sich auf den Kofferrand.

Dann begann er mit Ernst und Würde sämtliches Waffenmaterial für den bevorstehenden Kampf kriegskundig und gefechtsgewandt zu benennen.

„Ich will mit Dir gehen, um Dir beim Ankaufe Deiner Schulsachen behilflich zu sein, sonst wirst Du übernommen beim Zahlen; denn es gibt Menschen, welche in ihrer Gewinnsucht selbst die spärlichen Weidegründe eines Kleinhäusler-Studenten nach Raub abäugen.“

Als sie beide durch den Torbogen am Vorderhause in die weite, lichte Neustadt treten wollten, kam eben ein Zweispänner im raschesten Tempo angefahren. Die dampfenden Pferde hielten hart am Trottoir-Rande vor dem Torbogen zum Steinerbräu.

Mit einem Sprunge stand der Kutscher vor der Coupétüre und riß sie dienstbeflissen auf.

Ein Ballen bunter, farbenschimmernder, schwerer Seide entrauschte dem spiegelglatten Coupé und entrollte sich als eine stattliche Dame.

„Das ist die Brauerin,“ flüsterte der Schützling des heiligen Franziskus dem Waldbauernbuben zu.

Die Brauerin streckte die ringumblitzte Hand in das Coupé zurück, um dem Abgott ihres Lebens beim Aussteigen behilflich zu sein.

Der Abgott aber stieß die feine, helfende Mutterhand im Übermut keck zurück und sprang mit einem Satze kerzengerade auf das Trottoir.

Ein wieherndes Gelächter des Lohnkutschers belohnte diese Tat.

Soweit reichte des Rosselenkers Völker- und Menschenpsychologie, daß er wußte: jeder Beifall, diesem Kinde gezollt, wird reichlich von Mutterhand belohnt.

Und er harrte des Lohnes.

Er war reich.

Da entschlich auch noch die Hausfrau dem Coupé.

„So fährt bei uns zu Mergentheim im Schwabenlande der Bischof ein, wenn er kommt, die Firmung zu spenden. Weniger schickt es sich für einen Bräuersbuben, der kommt um eine Aufnahmeprüfung zu machen, deren Ausgang noch dunkel ist, wie die Rätsel der Sphinx im Pharaonenlande."

Es lag das Lachen der Satire in den Worten des Franziskaners.

Der Waldler hatte eine so schimmernde Glaskutsche mit zwei Pferden bespannt überhaupt erst ein einzigesmal gesehen: als ein Prinz des Königlichen Hauses auf einer Reise durch den bayerischen Wald Engelmar berührte. Damals mußte er mit den anderen Kindern Spalier bilden, und der Prinz fuhr in geschlossener Glaskutsche vorüber, denn es war herbstrauh und der Nebel stand weiß und dicht wie Schneegewölk.

Schöner war jene Kutsche auch nicht, als die, in der soeben der Brauerssohn angefahren gekommen. Und der wohnt bei Dir und Du sollst mit ihm im gleichen Zimmer wohnen?"

Dieser Gedanke machte einen gewaltigen Eindruck auf den Waldbauernbuben.

Als der Franziskanerzögling und der Waldbauernbub nach einer Stunde vom Einkaufe zurückkehrten und den engen finsteren Stiegenschacht hinanstiegen, da schnupperten des Waldlers breite Nasenflügel gewaltig und er sagte: „Wie riecht es hier so sonderbar."

Der Franziskaner antwortete: „Das ist Moschus!"

„Moschus?" frug der Waldbauernbub im Tone der Anbetung.

„Ja. Er kommt von den Moschusochsen — oder," fügte

der Franziskaner hinzu, nachdem er die Verblüffung seines Kameraden schaute — „von der Bräuin und ihrem Sohne. Reiche Leute hinterlassen immer etwas im Wandel der Tage: Geld und guten Geruch und im Tode lachende oder fluchende Erben."

Der Realist Waldler ignorierte diese Bemerkung. Als sie in das Studentenzimmer traten, fanden sie eine ganze Versammlung vor: seidenumwogt und duftumwölkt die Bräuersfrau, neben ihr, ihr Allerheiligstes, den Erstling ihrer Ehe und die Hoffnung ihrer Tage, den Aufnahmeprüfling Max Emanuel Meier —, die Hausfrau, mit dem huldigenden Lächeln auf dem Antlitz, das der Nehmer dem Geber stets als schuldigen Tribut abliefert — und Erwin.

Die Hausfrau stellte sie beide vor: „Das ist der Franziskanerzögling Alois Öhling, Schüler der vierten Lateinklasse. Was mir der Herr Pater Quardian sagte, ist er ein Musterschüler. Da wirst Du also, jederzeit guten Rat und erhebendes Beispiel finden," wandte sich die Hausfrau zum Aufnahmeprüfling Max Emanuel Meier.

„Das darf ich wohl sagen, nicht wahr, Öhling? —"

Dieses Lob ärgerte den Franziskaner.

Eine jähe Blutwelle durchflog sein blasses Antlitz.

Klang dieses Lob nicht wie eine Entschuldigung, daß ein Sohn armer Leute neben dem Buben eines Reichen arbeitet?

Dieser Gedanke schoß im Franziskaner hin und her wie eine Sturmschwalbe im hochgehenden Winde. Er war empört.

Aber wer so mißtrauisch Leben und Menschen beschaut, sieht sie durch eine graue Brille — trüb und düster. Der Bräuer — wie ihn seine Zimmergenossen nannten — der Aufnahmeprüfling Max Emanuel Meier — ein leutegewöhntes, verkehrgewandtes Bübchen trat rasch an den Franziskaner heran, reichte ihm die Hand und sagte mit dem ungeheuchelten Tone eines offenherzigen Kindes: „Sei mir ein guter Kamerad!" Das packte den Franziskaner, das packte ihn an seiner starken Seite: an seinem guten, reichen Herzen.

Und noch mehr, als auch die Mutter des Bräuers auf ihn zutrat, und ihm ohne Ziererei freundlich die Hand reichte

und meinte: „Weisen Sie meinen Max nicht von sich; nehmen Sie ihn hin und wieder unter Ihren Schutz und Schirm! Wollen Sie mir das versprechen?“

Der Franziskaner hörte jedes Wort der Bräuerin in jedem seiner Laute mit der Schärfe eines kritischen Ohres; das Wörtchen „Sie“ aber hörte er mit siebenfachem Echo.

„Ja,“ sagte der Franziskaner leise und beschämt.

Das war ja alles in einem so herzlichen, freundlichen Ton gesprochen, der seinen Ärger, seine Empörung sofort mit mächtiger Faust niederpreßte, wie lachende Morgensonne mit wuchtiger Macht graue wallende Nebel auf die Erde niederdrängt, daß sie sie auffauge.

Wo war da der Eigendünkel, die Anmaßung, der Stolz, der Hochmut, die kränkende Herablassung, gegen die er — einem Don Quixote gleich — im vornherein schon angekämpft hatte?

Lag nicht in dem Wörtchen „Sie“ die unumwundene Anerkennung seiner Hoheitsrechte, der Hoheitsrechte eines Schülers der vierten Lateinklasse? Und diese Anerkennung ließ ihm diese Frau zu teilwerden, der er nur Eitelkeit und Hochmut zugetraut hatte? Von diesem Augenblicke an hatte der Bräuer einen Freund, der ihm gleich ehrlich und rücksichtslos ergeben war.

Es ist kein Menschenherz so stark, daß es der Eitelkeit nicht tributpflichtig bliebe. Daran dachte der Franziskaner in diesem Augenblicke nicht.

„Und hier,“ fuhr die Hausfrau im Vorstellen weiter — „hier ist der Georg Michael Brunner, des Brunnerbauern Sohn aus dem bayerischen Walde.“

Der Waldler neigte verlegen sein kupferrotes Haupt.

„Er will“ — fuhr die Hausfrau fort — „gleich Dir“ — sich zum Bräuer wendend — „ein tüchtiger Student werden.“ Der Waldler neigte sein kupferrotes Haupt noch tiefer. „Und“ — sprach die Hausfrau fortfahrend „ihr habt ja beide übermorgen früh den gleichen Kampf zu kämpfen.“

Des Waldlers kupferrotes Haupt hatte die tiefste Neigelage erreicht.

„Das verbrüdert am raſcheſten!“ ſchloß die Hausfrau. Der Bräuer trat zum Waldler, zog ihm die Hand aus der Hoſentaſche und ſagte von unten hinauf zur Leidensgeſtalt des Waldlers: „Spicken wollen wir, was das Zeug hält! Was Du weißt, und ich nicht zu finden imſtande bin, läßt Du mich abſchreiben. Meine Produkte ſtehen ſelbſtverſtändlich zu Deiner weitgehendſten Benützung.“

Aber der Waldler erfaßte weder den nächſtenliebenden Sinn noch die hehre Bedeutung dieſer Worte. Da zog ihm der Bräuer auch noch die andere Hand aus der Taſche und legte ſie wie zur Beſchwörung in ſeiner Mutter freundlich dargebotene Rechte.

Jetzt hob der Waldler ſachte das Haupt, ſchlug ſeine miſchfarbigen Augen auf und ſchielte nach ſeiner Hand, in die ſich des Bräuers Hand mild und weich gebettet hatte — und er erſchrak. — War doch des Bräuers Hand flammenrot, als hätte er ſie ſoeben in friſche, rote Ölfarbe getaucht.

Rote Glacéhandſchuhe von feinſtem Leder mit Sprungknöpfchen und breiter grüner Benähung waren der Mode neueſte Errungenſchaft.

Und der Bräuer diente ihr.

Daß es auch ſolche Tyrannen gibt — — —!

Glücklicher Waldbauernbub, der das noch nicht einmal ahnte!

Der Franziskaner hatte gleich beim Eintritte des Bräuers karmeſinrote Hände erſchaut, und nur der Anſtand des Gebildeten hinderte ihn damals, in ein ſchallendes Gelächter auszubrechen.

Inzwiſchen brachte ein Packträger ſchweißtriefend des Bräuers reichliches Gepäck. Zuerſt einen gewaltigen braunen Koffer, funkelnagelneu, von ſchwarzen Holzſpangen umklammert, um der Stärke des Innendruckes Widerſtand leiſten zu können. Es ſtöhnte der Mann, als er ihn von der Schulter gleiten ließ, es ächzte der Bretterboden, auf den der Koffer geſtellt wurde.

Die Bräuerin, welche wohl bemerkte, wie ſich das Staunen vor den Augen aller gaffend breit machte, ſagte mit dem ihr zur Gewohnheit gewordenen gewinnenden Lächeln: „Nun

haben wir nur das Allernötigste, was man für ein so winziges Junggesellenleben braucht, zusammengerafft und eingepackt und doch wurde uns der Koffer fast zu klein.

„Was Dir vielleicht noch abgeht," wandte sie sich an den Abgott ihres Lebens, das darfst Du mir ja nur schreiben; in 24 Stunden ist es per Eilgut in Deinen Händen. — Vorerst ist es aber doch das Wichtigste, daß wir überhaupt wissen, ob Du hier bleiben darfst."

Der Franziskaner stellte, dem Drängen seiner Natur folgend, so im Stillen und für sich einen Vergleich an zwischen dem mächtigen, inhaltsschweren Koffer und dem kleinen Aufnahmeprüfling Max Emanuel Meier. Er gedachte unwillkürlich des berühmten Griechen Diogenes, der in einem Fasse wohnte, und dessen goldene Weisheit in dem Satze gipfelte: Der Glücklichste ist der, der die wenigsten Bedürfnisse hat.

Da unterbrach der wiedereintretende Packträger des Franziskaners weitere ethische Betrachtung; mitten in das Zimmer ward eine gewaltige Kiste gestellt.

Die Hausfrau öffnete unter Erwins und des Franziskaners Hilfe den Deckel derselben und mit schwellendem Drange entquoll in molliger Fülle das Daunenbett des Bräuers.

„Hoffentlich schläfst Du gleich die erste Nacht recht gut darinnen — und lasse Dir nur etwas Angenehmes träumen," sagte die Hausfrau zum Bräuer, während sie das Bett in die Bettstelle einrichtete, mit blütenweißen Überzügen von schwerem Damast versah und schließlich die halbseidene mit zierlichen Blumengewinden bestickte Oberdecke über all diese duftende, schwellende Fülle breitete. In der unteren rechten Ecke der Decke prangten, dem Auge wohl sichtbar, des Bräuers Initialen M. E. M. in inniger und vielverzweigter Um- und Durchschlingung.

„Ja," fügte die Bräuerin — der Hausfrau zustimmend bei — „ja, mein Max mögest Du in Deinem neuen Bette immer recht gesund ruhen; vergiß aber nie, daß auch für einen Schüler das beste Ruhekissen ein gutes Gewissen ist."

Es lag ein feuchter, zitternder Glanz in den Augen der Bräuerin: die Mutterliebe.

Diese Worte forderten des Franziskaners Hochachtung heraus.

Der Waldbauernbub war in diesem Punkte allerdings anderer Anschauung. Für ihn war das beste Ruhekissen jenes, das mit Hühnerfedern gefüllt, in der engen, niedrigen Stube seines Vaterhauses lag, in jener einfensterigen Stube, welche mit einer Wand an den Kuhstall grenzte — seiner Jugend Schlafgemach.

Er dachte sich seinen Teil.

Das Reden ist nicht jedermanns Sache und nicht immer klug.

Da brachte der Packträger den Rest des Meierschen Gepäckes, einen prächtigen Handkoffer aus echtem, gelben Juchtenleder mit vernickeltem Schlosse.

* * *

Gertrud saß auf ihrem Zimmer.

Die neuen Verhältnisse umstanden sie wie ein neugierig Volk einen Fremdling.

Durch das Fenster sah sie weite Fluchten von Gassen und Giebeln, keck und plump ins Blaue sich drängend den Spitzturm von Sankt Jodok und über dem Dächergewimmel der Stadt an den Hängen des Hofberges den roten Buchenwald — als wäre die Morgenröte an ihm hängen geblieben.

So stand die Buche rot wohl jedes Jahr im Herbst — im schwarzen Jurawalde — wenn die Eibe reif und am grauen Felsenhang der Donau die Steinfeder gilbte im rieselnden Nebel und der Kinder Lustschrei zwischen den Felsen irrte wie eine verschossene Sturmschwalbe. —

Buchenwald im Herbste! —

Das sah nach ihr hernieder!

„Heimat!" — sagte sie leise und innig in sich hinein.

Eine liebe Erinnerung blinkte auf in ihrer jungen Seele, wonnig, wie eine lohende Sternschnuppe blaue Sommernacht durchsinkt.

Eine neue Welt um dich!

Drüben im großen Zimmer, im Zimmer der Studenten waren die Knaben — Erwin, der Franziskaner, der Bräuer, der Waldler. Die Knaben! —

Du bist ein Mädchen!

Du bist etwas anderes!

Zwischen dir und jenen steht eine Mauer — eine Wand — eine Kluft — eine Grenze!

Noch nie war ihr dies in solcher Schärfe gegenwärtig wie in diesem Augenblicke — noch nie in ihrem bisherigen Leben.

Wie sich durch schwankenden Höhennebel besonntes Land ahnen läßt — so sah sie in sich und sah ahnend eine neue Welt — die Welt des Mädchens.

Und doch hast du die gleichen Ziele wie diese da drüben.

Sie wollen arbeiten. —

Ich will arbeiten!

Sie wollen lernen.

Ich will lernen!

Sie wollen etwas werden.

Ich will etwas werden!

Die Seele gleich voll Segeln und Wind und das Ziel gleich weit und schön! —

Das langt durch die Mauern!

Ich bin doch euer Kamerad, ihr da drüben.

Doch!

Sie sah nach der Türe zum Studentenzimmer. Da mußte sie lachen über diesen geheimen Bund!

Schöner wäre es im Schwarm — als einzeln fliegen!

Bequemer!

Das Gespenst.

So war das Studenten-Nest bei dem Steinerbräu in der Neustadt, Rückgebäude dritter Stock, gefüllt.

Die Hausfrau pflegte und hegte nur noch einen Gedanken und ließ sich mit souveräner Majestät von ihm beherrschen: es wird doch der übermorgige Tag, der Tag der Aufnahmeprüfung nicht eine Lücke reißen in ihren Bau?

Sie gedachte des Waldbauernbuben.

Er erschien ihr als die am meisten gefährdete Position. Der Armut traut man gerne jedwede Schwäche zu. Es ist nun einmal so unter den nächstliebenden Menschen.

Und Gertrud?

Diese wollte ja übermorgen die Aufnahmeprüfung in die Lehrerinnenbildungsanstalt machen! Wenn Gertrud diese Lücke abgeben sollte? Wenn sie die Prüfung nicht bestünde?

Soviel herbes Leid, sovie quälenden Schmerz hatte Frau Baumgarten im Verlaufe der letzten Monate durchduldet, durchweint, durchlitten. — —

Ach, man vertraut immer wieder dem Schicksal — immer wieder! und wenn es uns auch noch so herrisch geknechtet hat, und wenn es auch mit brutaler Macht fast jeden Funken von Glauben an Gerechtigkeit in uns lichttot gedrückt hat, und wenn wir uns auch dutzendmale in kritischen Augenblicken, in denen die Sinne mit zehnfacher Kraft arbeiten und Dinge ahnen und in Fernen schauen, von denen der Massenmensch sich kaum je einen Schein erobert hat, sagen mußten: eine Hanswurstiade ist es, eine lärmende, pompöse, lächerliche, läppische und rohe Hanswurstiade! — Und wenn man sich mit Unwillen abgewendet hat, mit Ekel, mit Stolz — — — man vertraut doch immer wieder diesem Schicksal. Und dient ihm immer wieder.

Da trat in den Gedankenlichtkreis der Hausfrau die Gestalt des Bräuers — und sie erschrak. Wenn er zurückgewiesen würde? Er war der meist bezahlende, der reichlich bezahlende, das Fundament an ihrem ganzen Bau. Wenn hier eine Lücke gerissen würde, das würde alles schwankend machen.

Dieser Gedanke schlich wie ein Gespenst umher, zuerst zu Gertrud.

Diese saß in ihrem Zimmer vor dem Tischchen. Der Lichtschein der kleinen Petroleumlampe zeichnete eine rötliche Lichtscheibe auf den Tisch. Sie ordnete noch mit Überlegung alles, was sie zur übermorgigen Aufnahmeprüfung in den dritten Kurs der Lehrerinnenbildungsanstalt brauchte, legte noch einige neue Federn in die Schachtel und las nochmals einige Fabeln von Äsop, einige der hundert Erzählungen von Christoph von Schmid mit halblauter Stimme durch und in einem alten Stilbuche die Aufsätze über die Themata: Herbst, Winter, was der Wald erzählt? 2c. Wenn es der Zufall wollte, konnte gerade eine diese Erzählungen als Aufsatz daran kommen!

Der Zufall! Natürlich!

Das sagte Gertrud alles mit halblauter Stimme vor sich hin — wie lieb klang diese Stimme!

„Und die neueste Rechtschreibweise?"

In diesem Augenblicke war etwas neben sie gehuscht. — Sie erschrak.

Das Gespenst stand hart neben ihr und flüsterte ihr zischend mit seinem kalten Leichenmunde unaufhörlich in die kleinen, von Aufregung geröteten Ohren:

„Die neueste Rechtschreibweise . . . mit ihren Klein- und Großschreibungen, mit ihren Dehnungen und Schärfungen, mit ihren Inkonsequenzen in der Silbentrennung, bald nach Stammsilben, bald nach Sprechsilben, nach historischen Regeln, die eine für das warme Leben vollständig abgestorbene Menschenmumie eines autoritativen Germanisten in büchermuffiger Stube klügelnd ersonnen — die neue Rechtschreibweise — das ganze ungeheure Regelwerk mit

seinen entsetzlichen, zahllosen und inkonsequenten Ausnahmen . . . . . !"

Mit der Schärfe und Gewandtheit eines ersten Staatsanwaltes sprach das Gespenst unaufhörlich auf Gertrud ein.

Der Angstschweiß trat dem Kinde auf die Stirne, es wurde ihm heiß und enge, als wollte ihm das Herz zerspringen, dann überlief es Gertrud wieder fröstelnd —; todmüde sank sie zurück auf den Stuhl.

Wie hilfesuchend richtete sich ihr Blick nach dem offenen Fenster; dort stand die blaue Nacht und der scherzende Wind — noch lag Sonnenwärme in ihm; — sie neigten sich beide weit in das kleine Zimmer und lauschten.

Du liebes Kind, rief der Wind — sei doch kein Narr — fange mich! — ich küsse dich! —

Und ein warmer Windhauch fuhr herein und streifte sie, daß die Röte von ihren Wangen sprühte.

Und sie sprang auf, Jung-Gertrud, neigte sich weit hinaus und goldgelb strömte ihr Haar im Nachtwinde . . . . Freundin! . . . .

Hat es die Nacht gelispelt — oder haben es bebende Mädchenlippen geflüstert? Die Sterne wüßten es, die Sterne klein und weiß in weiter Höhe, die lächelnd wandeln über allem Menschenleid.

Inzwischen trat das Gespenst in das Studentenzimmer. Wie ein flüchtiger, elektrischer Schlag berührte es den Bräuer und den Waldbauernbuben.

Auch Öhling und Erwin merkten gar wohl, daß etwas da war, etwas in der Luft lag, etwas Unbequemes, Widerliches, Unheimliches —, das über alle sich beugte, wie ein schwerer Schatten und keine fröhliche Stimmung aufkommen ließ. —

Alle merkten es.

Aber keiner sprach ein Wort davon.

Da trat das Gespenst zuerst zum Waldbauernbuben, der in der Grammatik von Englmann las. Und das Gespenst sprudelte nur so seine beängstigenden Worte an des Waldlers weite, hängende Ohren —; aber je eifriger das Gespenst mit drohenden und spöttischen Worten auf die

Möglichkeit des übermorgigen Durchfalls hinwies .... desto entschiedener verklärte ein wonniges Lächeln des Waldbauernbuben sommersprossige Backen. Da wich das Gespenst entsetzt zurück — und fiel mit voller Wucht auf des Bräuers breiten Rücken und begann sofort hier das Nörgelwerk.

Der Bräuer hatte die biblische Geschichte vor sich aufgeschlagen und las eben mit einem Auge die Geschichte vom armen Lazarus und vom reichen Prasser — und das Ende dieser Erzählung — wie der reiche Prasser von qualvollen Höllenflammen umzingelt sehnsüchtig zum Himmel aufsah und dem armen Lazarus im beglückenden Schoße Abrahams erblickte — und wimmernd flehte: Vater Abraham, erbarme dich meiner! Schicke mir doch den Lazarus herab, daß er die Fingerspitzen in das Wasser tauche und meine Zunge kühle, denn ich werde in diesen Flammen hier furchtbar gepeinigt. Allein Abraham antwortete: Mein Sohn, bedenke, daß du in deinem Leben des Guten in Überfülle empfangen hast, Lazarus aber nur Übles.

Da hielt der Bräuer ein, klappte das Buch zu ..... und überließ sich seinen Gedanken. Aber nebenbei — wie nun praktische Naturen einmal sind — schnitt er mit haarscharfem Taschenmesser zierlich und sichere Übung verratend, Scheibe um Scheibe von der duftenden, echten Frankfurter Salami, die seine Linke seit einer viertel Stunde andächtig umklammert hielt und sog langsam, mit seinen Augen zustimmend zwinkernd, den Rest Bier aus seinem Glase. Es war der zweite Schoppen. Dann schüttelte er sich, als wollte er eine Last von seinen Schultern werfen und sagte halblaut vor sich hin: Hol' der Kuckuck alle trüben Gedenken! Es lebe der Humor!

Da erblaßte das Gespenst und war ein Nichts.

Und dann vergingen ein einhalb Tage, ganz genau genommen achtunddreißig Stunden.

In dieser Spanne Zeit entschied sich vorläufig das Geschick dreier Menschenkinder.

Erwin brachte der Mutter zuerst die Nachricht: Der Bräuer und der Waldbauernbub waren zur Probe aufgenommen.

Dann kam Gertrud; auch sie hatte eine Probezeit zu bestehen. Das war ein Schlag für die Hausfrau.

Am meisten war die Mutter des Bräuers enttäuscht. Bevor sie abreiste, sagte sie noch zur Hausfrau: „Daß mein Max nur auf Probezeit aufgenommen wurde, sage ich niemanden! O er war immer einer der besten Schüler! Und Sie wissen ja, wie bereitwillig die Schadenfreude der Verwandten und Bekannten zischelt, wenn man ihr Gelegenheit gibt. Aber dieses Vergnügen sollen sie nicht haben. Ich bitte Sie deshalb inständig, daß auch Sie keine derartige Nachricht nach Kelheim gelangen lassen".

Die Gesangstunde.

Die erste Gesangstunde.

Sie standen alle um den prächtigen Konzertflügel — zweiundfünfzig Mädchen — im Alter von dreizehn und vierzehn Jahren. Manch lachender Kinderkopf, die Lippen von lieblicher Jugendkraft geschwellt, mancher suchte in dem reinen Spiegel der Politur sein Antlitz — fand es, freute sich und nickte ihm zu; manches Gesichtchen so lieb, so rein, das klare Auge voll Seele und auf der dicken Backen Wölbung des schlummernden Lachens Röte, so voll Leben, wie ein kleiner Garten, wenn die Frühsonne den Nachttau von den klingenden Blüten herzt. — Manch knabenhaft ernster Mädchenkopf — sah sein Spiegelbild als läge es tief unten — unterm Spiegel des Wassers — wo im nachtblauen Walde die Töne wohnen — kleine, neckende, scherzende Kinder, ernste langbärtige Männer — anmutige Frauengestalten — die aus

der Tiefe in die Höhe ſchießen — in ſchillernden Waſſerhüllen — und oben zerplatzen — als Ton.

So!

„Ich werde Euch nach dem Alphabete prüfen. Wenn ich dann Euere Stimmen kenne, können wir die Gruppen bilden: 1. und 2. Sopran, 1. und 2. Alt," ſagte Oberlehrer Dyroff.

„Und damit ich es nicht bei jeder wiederholen muß — nochmals: Mund weit auf, Zähne auseinander — den Ton feſt herausholen!"

Sein ernſter Blick flog über die Jugendſchar und ließ ein Kichern erſterben, das in den hinteren Reihen eben zu bedenklichen Wellen anſchwellen wollte. Er ſetzte ſich an den Flügel.

Einige Akkorde verklingen.

Da war es, als wenn die Abteilung, die zur erſten Hälfte des Alphabets gehörte in helle, frohe Sonne geſtellt wäre — ſo ein frohes Leuchten flog von Aug zu Auge —; über der zweiten Hälfte lag ein ernſter Schatten.

„In mir ſpringt die Angſt hin und her wie ein friſch gefangenes Vögelein in der Reuſe —" ſagte die dicke Antonie Benkert zu ihrer Nachbarin Gertrud Baumgarten.

„Es wird ſchief gehen. Ich komme vor dir daran; halte mir den Daumen und während ich die Tonleiter hinaufklettere, ſpreche ein Stoßgebetlein zu den vierzehn heiligen Nothelfern. Vielleicht iſt einer darunter, der ſich auf ſolche Hilfe verſteht. Mit dem Singen hatt' ich es nie; mehr mit dem Sprechen."

„Ich treffe das," erwiderte Gertrud leiſe — „Das treffe ich!"

Es mußte die F-dur Skala auf den Laut a geſungen werden.

Manches Lob wurde erteilt, mancher Tadel fiel ab.

„Antonie Benkert," rief des Oberlehrers Dyroff Baßſtimme.

Antonie Benkert trat vor; die dicken Backen blaurot, das Auge voll unheimlichen Gefunkels, den Mund weit aufgeriſſen. —

„Damit die Angst heraus kann," mußte Gertrud unwillkürlich denken — und fast hätte sie hellauf lachen müssen, als die Dicke vor dem Flügel stand und so der Dinge wartete, die da kommen werden.

„So!"

Fest kam der Ton über der dicken Antonie Lippen gehopst, gellend und — falsch.

Wie ein Flugwind huschte das Gelächter von zweiundfünfzig Mädchenmündlein.

Erschrocken ließ der Oberlehrer Dyroff die Tasten los. „Du wirst keine Primadonna werden, Benkert!" —

Das Haupt gesenkt, trat sie aufatmend zurück in der Reihen wohltuendes Dunkel.

„Gertrud Baumgarten!"

Sie trat vor.

Der Einleitungsakkord — dann setzte sie mit fester Stimme ein; von Ton zu Ton wuchs die Kraft —; sie fühlte, wie etwas wach wurde in ihr, aufstand, sich reckte, die Flügel hob — die Schwingen spreitete — weit — weit —! Vom festen Ast sich aufschwang mit einem Ruck in die strömenden Winde — frei! — Wie wonnig war dieses sich Aufschwingen — höher höher! —

Metallen klang der Ton aus weitgeöffnetem Munde — durchsichtig — rein — und fast wie Krystall. —

Leise klangen die begleitenden Akkorde des Klaviers nebenher.

Schon war sie bei dem Oktav- F angelangt —; der Oberlehrer machte mit dem Kopfe eine nickende Bewegung; sie verstand und sang weiter.

Und als das a und b noch mit gleicher Kraft erklang, brach er ab, wandte sich rasch um und sah sich die Sängerin prüfend an — prüfend und freudig, und er sah der Begeisterung helle Röte, die bis an die Schläfen lohte, und sich dort unter das strohgelbe Haar versteckte, sah die straffe, hübsche Mädchengestalt — und freute sich der Harmonie.

„Gertrud Baumgarten?" — als wollte er sich ihren Namen einprägen. „Nun, das war gut! Achte recht auf Deine schöne Stimme; sie ist ein Schatz; die Jahre können

ſie Dir zu einem Vermögen machen! Ein goldner Schatz!"

In den hinteren Reihen neigten ſich einige Mädchenköpfe zuſammen, wiſpelten und kicherten; ſie hatte des Wortes „Schatz" andere Bedeutung ſich zugeflüſtert.

Mancher Blick des Neides ſtreifte Gertrud; manches Gefühl von Freundſchaft wurde für ſie rege.

Von dieſer Stunde an hatte Gertrud an ihrem Muſiklehrer einen Gönner.

Wenn er ihr auf den Gängen begegnete, reichte er ihr meiſtens die Hand und ſagte mit ſeiner tiefen Stimme: „Wie geht es Dir, Baumgarten?"

In einer der nächſten Unterrichtsſtunden übertrug er ihr ein Ehrenamt; ſie wurde Muſikmonitor ihres Kurſes. Sie mußte vor Unterrichtsbeginn Muſikalien auflegen und nach der Stunde die Sachen wieder aufräumen und einordnen und durfte ſich dazu Helferinnen ernennen.

Das erhöhte noch das Anſehen, das ſie unter ihren Mitſchülerinnen genoß.

Gertrud freute ſich dieſes Anſehens; war es doch etwas, das ſie ſich ſelbſt errungen hatte.

Ein Gedanke war damals wie ein Flugſame in ſie geſunken und ſie merkte, wie er Wurzeln trieb, weittaſtend. —

Immer wieder klang des Oberlehrers tiefe Stimme wie leiſer Orgelton durch ihre morgenrot-durchhellte Kindesſeele: „Gib acht, auf Deine ſchöne Stimme — ſie iſt ein Schatz; ein goldener Schatz! —"

Es ſind Schätze in mir!

Ich will ſie heben!

Es ſind Kräfte in mir!

Ich will ſie pflegen!

Bin ich denn dann noch ſo arm als ich ſcheine? — Wenn ich auch mein Mittageſſen im Koſtkorbe nach Hauſe tragen muß und Monatsgelder erbettle. —

Meine Kräfte ſind mein Reichtum!

Meine Talente ſind meine Schätze!

Tummle Dich, Traudel, tummle Dich!
Der erste Entdeckungsgang in Gertruds Innern!
Sie war mit dem Ergebnis voll zufrieden.
Ein glückliches Kind!
Eine begeisterte Schülerin!

Der Kampf.

Die achtwöchentliche Probezeit neigte sich dem Ende zu. Der Tag der Prüfung nahte. Wie jedes große Ereignis, so warf auch er seine Schatten voraus. Und diese Schatten hatten sich pflichtschuldigst auch in das Studentennest in der Neustadt — Steinerwirt, Rückgebäude, dritter Stock — geschlichen und sich festgesetzt und standen Wache. Es war merkwürdig still geworden im Zimmer der Studenten.

Wenn die Hausfrau des Morgens um halb sechs Uhr wecken wollte, war auch der Bräuer schon mit Volldampf beim Ankleiden; und er tat es mit weniger Ächzen, Seufzen, Pusten und Husten als sonst. Das Waschgeschäft ward rascher und mit weniger plätscherndem Lärm besorgt, der Scheitel weniger stark geölt und straff gezogen. Und kaum, daß die beiden Halbsechsuhr-Schläge der Turm-Uhr von Sankt Jodok in Nacht und Dunkel verhallt waren, saß der Bräuer bereits an seinem Platz am Studiertische, die Hände an die Schläfen geklemmt und traktierte Latein und die anmutigen Regeln der Arithmetik. Und überkam ihn wirklich einmal die Schwäche, durch die Armlücke seitwärts zu blinzeln, um zu schauen, was denn die anderen trieben, so trat sofort einer jener bewußten Schatten aus seinem Eckversteck vor, hart

neben ihn, rempelte ihn unsanft an, neigte sich oben herüber durch des Scheitels Olduftschicht und flüsterte ihm mit zischendem Tone in die Ohren: Du kannst im Latein und in der Arithmetik durchfallen!

Wie aus einer Versenkung tauchte bei diesen Worten das Bild seiner Vaterstadt Kelheim vor ihm auf: Die beiden Hauptstraßen, die sich in der Mitte kreuzen, die vier Stadttore mit dem Löwen im Wappen; das Löwenzünglein streckte sich noch mehr aus dem Maule und die wachehaltenden Tatzen spreizten ihre Krallen noch weiter auseinander als sonst — vor Schadenfreude — und unter dem Donautore, durch das der Bräuer hindurchgehen mußte, standen in Doppelreihen seine früheren Schulkameraden, streckten die Zeigefinger vor und riefen:

Seht ihn an und sagt es allen —
Meier Max ist durchgefallen!

Und die Donaustraße, die er bis zum Vaterhaus durchschreiten mußte, war vollständig menschenleer — aber die Fenster sämtlicher Häuser waren über und über mit Menschenköpfen besetzt: alle schauten nach ihm und alle lächelten spöttisch.

Und seine Mutter ging ganz einsam hinter ihm und weinte bitterlich wie bei dem Begräbnis einer reichen Tante.

Den Bräuer überlief ein reifkalter Schauer; willig senkte sich sein Haupt, und seine Augen weideten in den Wonnegefilden der zweiten Deklination. Erwin und der Franziskaner hatten ihr Wohlgefallen daran.

„Wie nützlich ist so ein Prüfungstag auch für den ärgsten Schlemmer," sagte Erwin zum Franziskaner.

Der Franziskaner nickte flüchtig ohne aufzusehen. Ein schwaches Lächeln wölbte seine blassen Wangen. Er übersetzte eben den ersten Vers aus Homers Iliade: Einst wird kommen der Tag . . . . . .

Da neigte sich des Franziskaners Mädchenantlitz etwas über die Tischplatte und seine bebrillten, blaßblauen Augen sahen rasch nach dem Bräuer.

Er hatte eine Ahnung — und Ahnungen liebte er. „Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn dieser Treibauf und Ruhestörer wieder fort müßte."

Dieser Gedanke durchwandelte wie ein Sonntagsspaziergänger mit gespreizten Beinen und steif gehaltenem Haupt des Franziskaners denkende Seele. Als der Gedanke aber zum Munde und wie durch ein Stadttor ins Freie spazieren wollte, drückte er ihn tot.

Er übersetzte weiter: wo du hinsinkst, Priamos stolze Tochter —.

Seit drei Tagen umschwebte des Waldlers derbe, sommersprossige Züge ein ständiges Lächeln. Allen war es schon aufgefallen.

Die Hausfrau fragte ihn liebevoll: „Warum lächelst Du denn immer?"

Der Waldler aber schwieg und lächelte weiter.

Gertrud, die mit ihm einmal die Treppen hinunterging, sagte zu ihm: „Dir geht es wohl recht gut, weil Du immer so lächelst?"

Der Waldler aber schwieg und lächelte weiter.

Erwin frug ihn: „Nun, Waldler, sag einmal aufrichtig, was freut Dich denn so, daß Du ständig glückselig lächeln kannst?"

Der Franziskaner lauschte aufmerksam, denn auch ihn interessierte die Antwort.

Der Waldler aber schwieg und lächelte weiter.

Den Bräuer ärgerte das schon lange. Beim Morgenkaffee sprach er deshalb laut und deutlich, so daß es alle auch die Hausfrau hören konnten: „Meine Herren und Damen, ich will Ihnen sagen, warum mein Kollege ständig lächelt: Meine alte Kindsmagd hat mich einmal einen Vers gelehrt und der heißt: Kinder und Narren lachen beständig.

Das ist eine ehrwürdige Wahrheit.

Der Waldler ist aber bereits über 12 Jahre alt. Also ist er kein Kind mehr. Es bleibt somit nur mehr das eine übrig. Und daran habe ich ohnehin noch nie einen Zweifel gehabt: Der Waldler ist ein kompletter Narr!"

Der Waldler aber schwieg und lächelte weiter.

Und warum?

Stille Dinge haben oft die tiefsten Gründe. Das traf auch beim Waldler zu.

Vor wenigen Tagen hatte nämlich der Klassen-Assistent wieder seinen schwachen Augenblick. Jeder gesunde Lehrer hat wöchentlich wenigstens einmal so einen kritischen Moment. Bei weniger gesunden und nervösen Lehrern können sich diese Augenblicke in der Woche, bei hochtalentierten im Tage und bei genial veranlagten in der Stunde bis zur Unzählbarkeit häufen. Die Schüler nennen diese Erscheinungen periodischen und stabilen Vulkanismus.

So kleine Rauchwölkchen stößt ja jede dieser Vulkan-Naturen je nach Anlage und Neigung in größeren oder kleineren Pausen ständig aus — aber verderbenbringende, glühende Lava und prasselnden Steinhagel nur in kritischen Augenblicken.

In so einem kritischen Augenblick hatte der Klassen-Assistent vor wenigen Tagen in des Waldler Parallel-Klasse I A mit brüllendem Getöse gedonnert: „Mehr als ein Dutzend von Euch Buchenschädeln muß mir fliegen!" das heißt, in das gesetzmäßige Deutsch übersetzt: Mehr als ein Dutzend von euch wird durchfallen.

Durchfallen!

Dieser Gedanke hatte den Waldler sofort mit Engelsarmen umschlungen und ließ ihn nimmer. Selig lächelte er auf ihn nieder.

In der Nacht, die diesem seligen Tage folgte, hatte er einen kostbaren Traum:

Die achtwöchentliche Probezeit lag hinter ihm in weiter Ferne, wie ein riesiges, nebelgraues Ungeheuer, platt und weit in die Taluna der Isar bei Landshut gezwängt. Die Turmspitzen von Sankt Jodok, St. Martin und die Giebel, Zinken und Zacken der Trausnitz ragten wie die Rückenhacken dieses Ungetümes grausig in die blaue Luft. Noch einmal sah er zurück — rasch und mit finsteren Blicken; dann wandte er sich ab — und freute sich der Sonne, die ihn umfluiete auf der freien Landstraße, die von Straubing dem Walde zuführte.

Der Postillon fuhr an ihm vorüber und blies ein lustig Liedlein.

Er aber schritt rüstig fürbaß.

Näher und näher rückten die Schwarzwaldhöhen des bayerischen Waldes.

Da tat er einen gellenden Juhschrei.

Er hatte an den waldgrünen Vorbergen des Hirschenstein sein Vaterhaus erblickt; ein gelblicher Flecken leuchtete seitlich von den roten Dächern des Erholungsheimes Costenz mit brennendem Schimmer heraus in die Donauebene, hernieder in des Perlbaches quelldurchlärmtes Tal.

Und dann kam die Stunde, in der er die steinige Mühlbachhöhle bei Costenz erklomm. Von da ab waren es nur mehr wenige Minuten zum Vaterhaus. Die weiß und braun gefleckte Vorstehhündin hatte ihn zuerst erblickt. Mit lautem Freudengeheul stürzte sie ihm entgegen und die fünf Jungen hinter ihr — eine tolle, dickköpfige, plumpe Meute. Waren die Kerle gewachsen!

Fast hätten sie ihn den steilen Felsabhang hinuntergestoßen — vor Liebe.

Dann trat er auf die Wiese.

Die scheckigen Rinder hoben die Köpfe. Der Abendtau tropfte ihnen vom käuenden Maule.

Da gingen sie ihm ohrenschüttelnd und brummend entgegen. Sie hatten ihn erkannt.

In dem kleinen weißgestammten Birkicht vor des Vaters Haus saß im Flammenglanze die Abendsonne und sah hinunter in die dämmernden Täler.

Der Höhenwind wirbelte ihm die gelben Birkenblätter entgegen.

Der alten Tannen Abendsang umklang ihn leise und ernst wie ein Gebet.

Da trat die Mutter aus der Haustüre auf ihn zu und die kleine Schwester reckte ihm die Ärmlein entgegen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In diesem Augenblicke gab ihm der Bräuer einen Rippenstoß durch die Bettdecke und rief ihm in die Ohren: „Waldbauernbub, der Kaffee ist fertig. Soeben hast Du laut Juchhe geschrieen. Sag warum?“

Es war kurz vor halb sechs Uhr morgens und höchste Zeit zum Aufstehen.

Die Hausfrau war eben ins Zimmer getreten, um zu wecken. Erwin und der Franziskaner saßen bereits am Studiertisch.

Die nächste Nacht hatte der Waldler wieder den gleichen Traum. Alles sah er wieder genau so, wie nachts vorher.

Er dachte an die Träume des ägyptischen Königs von den sieben fetten und sieben mageren Kühen und wie Josefs Deutung so wahr eingetroffen war.

Auch er maß seinen beiden Träumen tiefe Bedeutung bei. Nun sah er mit Spannung der dritten Nacht entgegen. Auch die dritte Nacht stellte sich der Traum wieder ein bis aufs Tüpfchen genau wie die beiden ersten. Nun waren für den Waldler alle Zweifel gelöst. Führte doch seine Mutter ständig das Wort im Munde: Alle guten Dinge sind drei!

Das mußte wohl eine tiefe Wahrheit sein!

Der Traum kehrte nicht wieder.

Für den Waldler stand nun unabwendbar fest: Du fällst durch! Und noch am gleichen Tage geht es nachhause!

Kein Wort verriet dieses sein Geheimnis.

Das eine vermochte er allerdings nicht zu verbergen, daß das selige Hoffen, das in ihm leuchtend lag, seinen Abglanz wie Verklärung über sein sommersprossiges Antlitz hauchte.

Er lächelte ständig.

* * *

Der Präparandin Gertrud hatte sich seit einigen Tagen eine auffällige Unruhe bemächtigt.

Einmal hörte sie, wie die Mutter zu einer Base, die zu Besuch bei ihr im Wohnzimmer saß, sagte:

„Ich habe mich neulich bei dem Herrn Direktor der Kgl. Lehrerinnenbildungsanstalt nach meiner Gertrud erkundigt. Soweit er orientiert sei, könne er mitteilen, daß sich Gertrud die Zufriedenheit sämtlicher Lehrer und Lehrerinnen erworben habe. Er speziell könne sie nur loben. Aber bei der Überfüllung der Klassen müsse nach Ablauf der Probezeit eine größere Zahl der Zöglinge zurückgewiesen werden. Eine

bestimmte Zusage, ob Gertrud bleiben darf, könne er nicht geben; es hänge das auch noch von der Fertigung einer Prüfungsarbeit ab. Nur die Besten werden die definitive Aufnahme erhalten. „Und dann" — fügte die Mutter mit leiser Stimme hinzu: — sollte uns das Unglück treffen und Gertrud zurückgewiesen werden, dann müßte ich eben schauen, daß ich sie als Lehrmädchen in einem Geschäfte unterbrächte."

Und die Mutter seufzte tief auf.

„Auf keinen Fall kann ich ihr ein Jahr lang Vorbereitungsstunden geben lassen, um ihr die Aufnahme für nächstes Jahr zu sichern. Hiezu fehlen mir die Mittel. Sie kennen ja meine Verhältnisse, Frau Base. Es fällt mir schwer genug, jeden Tag den Magen zu befriedigen und jeden Monat den Mietzins zu erobern. Ich weiß mir oft nicht mehr Rat. . . ."

Das hatte Gertrud in ihrem Zimmer erlauscht und hatte es wie mit hundert Ohren gehört.

„Wenn wir das Unglück haben sollten . . ." diese Worte der Mutter umtanzten sie wie gehässige Kobolde und ließen ihr nimmer Ruhe.

Zum erstenmale erkannte Gertrud, daß sie eine Quelle des Unglückes für die Mutter sein könne — für die gute Mutter! —

Es war ihr, als sähe sie durch einen dunklen Brunnenschacht tief unten in sonnenhelles Land, auf dem unter blütenschattigen Bäumen frohe Menschen arbeiteten und sangen — so schaute sie die Kraft zum Guten in sich.

Noch nie hatte sie so tief und erkennend in ihr Wesen geblickt!

Zum ersten Male trat das Leben mit jener rücksichtslosen Schroffheit vor sie hin, die allen jenen wohl bekannt ist, die sich durch das Leben kämpfen oder gekämpft haben, mit jener rechnerischen Nüchternheit, für die nur eine Regel gilt: Wäge Dich! Dein Gewicht ist Dein Wert! Deine Kraft ist Dein Recht!

Sie ahnte diese Gedanken, wenn sie auch keine Worte dafür fand.

Dann dachte sie an den Studenten Fridolin Ambach, den

vertrauten Genossen junger Tage, — der ihr mehr als Bruder und Schwester war.

Hatte er nicht auch diese Prüfung durchgemacht

Sie erinnerte sich, daß er ihr in Kelheim davon erzählte. Mit einigen Worten nur.

„Der Tapfere schreit nicht viel, er wehrt sich."

Sie wußte noch gut, wie sehr ihr das imponierte.

Wie klein mußte sie vor ihm dastehen, wie gering vor ihren eigenen Augen —!

Und hatten nicht der Bräuer und der Waldler den gleichen Kampf zu kämpfen?

Sie sind elf Jahre alt.

Du aber zählst schon vierzehn Jahre! —

Da sprang sie vor und riß das kleine Fenster weit auf und rief mit ihrer klaren, klingenden Mädchenstimme in den blauen nachtenden Abend hinaus: „Ich werde die Prüfung bestehen!

Ich will!"

An den zahlreichen Fenstern des Regierungsgebäudes gegenüber hing ein blasser, gelblicher Glanz.

Er schimmerte zu ihr herüber.

Den alten, stumpfen Turm von St. Jodok umflutete ein blasses, rosiges Licht so freundlich, als lächelte er.

Vom kleinen rückwärtigen Garten flüsterte der riesige Birnbaum zu ihr herüber, so gut es eben noch ging, mit den gelben, totsteifen Blättern.

In Zweidrittelhöhe vom Turme Sankt Jodok sah sie einen Streifen Wald — nachtschwarz; nur hin und wieder war es, als zuckte ein Licht auf zwischen den starren Tannenstämmen.

Zogen die Märchen aus, herab in Tal und Stadt?

So schön hatte sie dieses schlichte Bild noch nie geschaut!

Es ward ihr zu enge im Zimmer.

Sie merkte, wie etwas, das bisher geduckt in ihr war, aufstand und wuchs — riesengroß.

Noch war eine halbe Stunde Freizeit.

Hier war kein Raum mehr!

Hinaus!

Erhobenen Hauptes ging sie die Straßen entlang ins Freie. Wie froh war sie, wie reich, wie gleichwertig fühlte sie sich allen.

So lohnt sich schon der Wille zur guten Tat.

Von der Isarbrücke übersah sie die Stadt, die Trausnitz, den raschen Fluß und die Ebene, die er durcheilte. Wer in sich schauen hat gelernt, schaut gerne auch weit ins Land hinaus!

Es ist dasselbe. —

Abends 9 Uhr, als alles bereits zu Bette war, stand Gertrud wieder leise auf und zündete die Lampe an, um nochmals studieren zu können.

Aber die Mutter hatte es dennoch gehört, kam herein, löschte ihr das Licht und sagte: „Abends Arbeit — nächtens Träume, morgens Kopfweh! Morgenstund hat Gold im Munde; Kind, gehe jetzt zu Bette!"

Der Sieg.

Dann kam der Prüfungstag. Die achtwöchentliche Probezeit war zu Ende. Heute mußte die Entscheidungsschlacht geliefert werden. Und sie war geliefert. Zwei Tage darauf wurde das Prüfungsergebnis verkündet. Um elf Uhr war für die Klasse I A Schulschluß.

Der Bräuer konnte es kaum erwarten.

Kling, klang, gloria!

Als hätte er die Siebenmeilenstiefel des Riesen Boom an, eilte er mit Windeseile zum Post- und Telegraphenamt Landshut Altstadt.

„Ich will telephonieren!“ sagte er zur Postbeamtin.

„Wohin, mein Kleiner?“

So freundlich diese Worte klangen, so hörte er doch eine Geringschätzung heraus.

Er sagte deshalb in noch würdevollerem Tone als vorher: „Nach Kelheim!“

„Weißt Du auch die Nummer?“

„Unsere Nummer ist neun! — Meier Bräu!“

„So, bist Du wahrscheinlich der Bub vom Meier-Bräu in Kelheim?“ fragte die Postexpeditorin in noch gemütlicherem Tone.

Bub!? — Dem Bräuer war es, als wenn er bei den Haaren geschopft würde, so ärgerte ihn dieser Ausdruck: Bub! Er nahm eine ganz hochtrabende Miene an, schleuderte der Postbeamtin einen Blick zu, als wollte er ihr eine Ohrfeige geben und erwiderte dann in eiskaltem Tone voll Hochmut: „Ich bin Student!“

„So, so! Du bist ein Studentlein!“ sagte das Fräulein, das diese Heftigkeit vergnügte. — Und was willst Du denn telephonieren?“ —

Damit war des Bräuers Geduld erschöpft. „Das werde ich meiner Mutter sagen!“ anwortete er in so bissigem Tone, daß ihn die Postbeamtin unmöglich zweideutig auslegen konnte.

Auf diesen Hieb zog sie sich auch augenblicklich zurück. Sie rief nur noch rasch zum Schalter heraus: „So mein Studentlein, vorne rechts durch die Türe mußt Du eintreten!“

Der Bräuer trat ein.

Die Telephonistin wies ihm den Telephonschacht.

„Weißt Du auch, wie man telephoniert, mein Student?“

Hier ließ der Bräuer die Tat sprechen.

Er setzte sich auf den Stuhl, hielt den Mund vor den Schallnehmer und führte mit geübtem Griff den Schallgeber an das Ohr.

Hatte er doch zu Hause unter elterlicher Anleitung und an Elternstelle unzähligemal telephoniert.

Die Telephoniſtin hatte alſo eine neue Niederlage erlitten.

Als ſie ihn in ſo gewandter Fechtſtellung ſah, ſagte ſie lachenden Tones: „So, mein Herzensjunge, nun drauf los! Sage Deiner Mutter alle Deine Geheimniſſe! Die Strecke iſt frei!“ Und ſie ſchloß die Schachttüre.

Schon gab der Schallgeber die erſten Worte an ſein Ohr. Das war der guten Mutter liebe Stimme. Der Bräuer hätte den Schallbecher küſſen können vor Wonne!

„Mein Kind . . . . .!“

Welche inbrünſtige Liebe durchklang dieſe beiden Worte!

„Biſt Du allein?“ war des Bräuers erſte Frage.

Ganz früh im Jahre liegt mir ſommerheiß die Sonne oft im kleinen Garten. Wie lieb ich das! Du auch? — Da zerrt mit Eiswindflügeln der alte Neider Nordwind ſchwarze Schneerieſelwolken über all den Lichttraum — eiskalter Schatten — fröſtelnde Enttäuſchung —; ſo ein froſtiger Schatten lag auf der Mutter Stimme als ſie Antwort gab:

„Ganz allein . . . . .“

„Eben wurde das Prüfungsreſultat verkündet . . .!“

„Und Du . . .?“

Mehr war mit zwei Wörtchen wohl nie gefragt.

„Liebe Mutter . . .!“

„Was iſt es . . .?

Flog nicht die graue Angſt ſchon auf dieſer Stimme Ton?

„Ich muß Dir mitteilen . . . .“

„Um Gottes Willen, Du biſt doch nicht . . . .“

Das war hellauflodernder Schmerz und Sturmſchrei.

„Höre!“

„Ich zittere vor Aufregung . . . . !“

„Aber, liebe Mutter, biſt Du denn auch ganz allein?“

„Ganz und gar allein . . . !“

Ungeduld und Leidesahnung machten die leiſe Stimme ſcharf und ſchneidend.

„Kann ich alſo ganz ungeniert reden?“

„In aller heiligen Namen, mein Kind . . . . !“

Dieſer Ton paßt nur zu einer händeringenden Geſtalt.

„So will ich reden . . .“

„Max! Spanne mich nicht länger auf die Folter! Ich ertrage es nicht mehr. —“

„Liebe, gute Mutter, ſchicke mir Taſchengeld, ich habe nur mehr weniges.“ —

„Aber Kind, ſo viel Du willſt! Sage mir nur zuerſt . . .“

„Und vier Schachteln Salem Aleikum-Zigaretten, die Perle des Orients . . . . . !“

„Alles! Alles mein Kind! — Aber ſo ſprich doch . . !“

Vereinzelt und haſtig rieſeln Sonnenbäche durch den Riß der jagenden Wetterwolken, die regennaſſen Blumen küſſend. Hoffnung! Hoffnung in einer Mutter Herz.

„In der Auslage der hieſigen Univerſitätsbuchhandlung habe ich den Robinſon geſehen, Prachtausgabe mit herrlichen Bildern. Darf ich ihn mir kaufen?“

„Gewiß mein Kind, kaufe ihn Dir!“

„Die Ausgabe koſtet ſieben Mark!“

„Was liegt daran . . . . ! Aber nun will ich endlich einmal wiſſen . . . . . “

Schon ſieht man wieder himmelblau durch weite Wolkenlücken. Die Winde glätten ſich . . . . Kein Sturmlaut mehr . . . . . es iſt mehr Klang und Klingen . . . . .

„Und zu Weihnachten wünſche ich mir ein Velo!“

„Auch das! Die feinſte Adlermarke ſollſt Du haben, Max! . . . Aber nun bin ich am Ende meiner Geduld. Ich will kein weiteres Wort mehr hören, als das eine: Biſt Du durchgekommen?“ —

„Liebe, liebe, liebe liebe, gute Mutter!“

„Biſt Du durchgekommen? . . . . ja?“

„Schicke mir umgehend ein Fäßchen von unſerm Doppelbockbier!“

„Biſt Du durchgekommen oder nicht?“ —

„ . . . mit zwanzig bis fünfundzwanzig Liter!“

„Ich will wiſſen, ob Du durchgekommen biſt!“

„Denn heute —“

„Ja! Oder . . . . . nein?“

„iſt ein Feſttag —“

„Max!“

„. . . . und morgen und übermorgen und alle Tage!"

„Du bist also . . . . . "

„. . . . ist ein Festtag!

„Max! — mein Kind!"

„Herzmütterchen!"

„Mein Einziger! — Max!" —

Der Bräuer preßte seinen Mund fest in den Schallnehmer und küßte ihn oftmals inniglich und so laut, daß die Telephonistin es deutlich hören konnte.

Sie erschrak.

Das sind Küsse — innige Küsse! flüsterte die Erfahrung in ihr. Rasch schlich sie sich zum Telephonschacht. Da sah sie den Jungen, wie er den Schallnehmer umschlungen hielt, den Schallgeber fest ans lauschende Ohr gepreßt.

Deutlich und in rasendem Tempo gab der Schallgeber die Küsse zurück — gleich innig und herzlich und laut.

Das war der Mutter immertreuer, liebesagender Mund.

Seliges Mutterherz!

So weit hast Du noch keinen Tag geschaut in blauer Pracht von Bergeshöh. So reich liegt selbst zu Pfingsten wohl kein Wiesental an Blumen — zur Hochzeit aller Blüten — wie reich und weit in einem Mutterherzen die Freude liegen kann!

„Max!" —

„Mutter!"

„Du Schlingel aller Schlingel, was hast Du mich gequält —!"

„Mutter besuche mich bald!"

„Und nun sag es mir noch einmal, daß Du durchgekommen bist! Daß ich mich satt daran hören kann!"

„Dein — Max — ist — durch — ge — kom — men!"

„Sofort werde ichs dem Vater sagen! — Das Fäßchen Bier wird morgen oder übermorgen abgeschickt! Für heute aber, Max, für heute abend soll Euch die Hausfrau einen Punsch bereiten — und wenn Dein Taschengeld soweit noch reicht, nimm selbst dann die Sachen jetzt gleich mit nach Hause: Zehn Stück Orangen, fünf Zitronen und eine Flasche

Rotwein — Erlauer-Ausleſe! — den Rum laß ſein, er iſt zu ſtark für euere jungen Köpfe! — Wenn Du noch willſt, kannſt Du dazu auch Zwieback nehmen vom Konditor, einige Paketchen — und nun leb wohl! Sei brav und fleißig! Und nochmals küß ich Dich herzinniglich! Du biſt mein Stolz!"

Während ſich im Telephonſchacht zwiſchen Max und ſeiner Mutter obiger Dialog abſpielte, war auch der Waldler zur Poſt gekommen.

In der linken Weſtentaſche lag das Zweimarkſtück, das die Heimfahrt bis Straubing hätte decken können.

Er fühlte deſſen Druck bis tief ins Herz

Unter dem Taſchentuch zu unterſt in der rechten Hoſentaſche lag ſorglich geborgen das Zehnpfennigſtück, das ihm der Bräuer am Morgen für ſeine Beihilfe bei der Toilette geſchenkt hatte. Der Waldler holte es umſtändlich hervor.

Es hätte den Reiſezehrpfennig abgegeben!

Aber: andere Wendung der Dinge, anderer Zweck der Dinge! Er tat einen ſchweren Seufzer. Dann verwendete er die Hälfte vom Zehnpfennigſtück zum Ankauf eine Poſtkarte.

Er ſchrieb darauf:

Liebe Eltern!
Geſtern war die Prüfung.
Heute wurde es uns geſagt.
Sie haben mich behalten!

Da rollten zwei dicke Tränen über die ſommerſproſſigen Wangen — eine von der rechten, eine von der linken — und fielen ſchwer und breit auf die Poſtkarte.

Der Waldler ließ ihnen ihren Platz.

„Die Mutter wird ſie ſehen", ſagte er ganz leiſe.

Seine Lippen zitterten.

Ganz an den unteren Rand ſchrieb er dann noch haſtig mit der dicken ſchmierigen Poſtfeder:

Ich habe furchtbar Zeitlang!

Das war nicht mehr leſerlich.

„Meinetwegen! Iſt ſo beſſer! Sonſt ſchimpft der Vater!"

Dann die Adreſſe: Brunnerbauer — Poſt Koſtenz — Bayeriſcher Wald.

Heute werden die großen Zwillingstannen am Fuchsberg gefällt . . . . . !

Da schüttelte der Waldler den gelben Flußstreusand aus der Holzbüchse auf die Adresse, als wollte er alles verschütten, Gedanken und Leid —

Schluß!

Fertig! — Ab!

Das war ein Spruch seines Vaters.

Das kam ihm vor wie ein Begräbnis.

Vor sechs Monaten hat man sein zweitjüngstes Schwesterlein begraben.

Damals hatte er auch zum Schlusse noch ein Schäuflein sandiger Erde in das offene Grab geworfen.

Und der Pfarrer hatte gesagt: Amen!

In des Waldlers Kopf war alte Bubenweisheit wach geworden:

Aus ist's und gar ist's, schad ist's daß es war ist.

Er reichte die streusandbeworfene Karte durch den offenen Schalter dem Postbeamten, der ihn beobachtet hatte.

„Es gehört heim!" sagte der Waldler und ging. Sein Haupt war gebeugt.

Um elf Uhr war auch für Gertrud Schulschluß gewesen.

Sie rannte spornstreichs nachhause.

Als sie in das enge, finstere Stiegenhaus des Rückgebäudes einbog, hörte sie langsame Tritte auf der Treppe.

Das war der Mutter Schritt.

„Mutter!"

„Du bist es, Gertrud?"

„Ich habe bestanden!"

„Gott sei's vieltausendmal gedankt!" sagte die Mutter zurück.

In wenig Sprüngen war Gertrud an ihrer Seite.

In dem fast nachtdunklen Raume konnte sie der Mutter Antlitz nur ganz schwach erschauen.

Aber eines fühlte sie sich entgegenleuchten, treu und lieb, der Mutter Augen, der Mutter Seele.

Raſch ſchob ſie ihren Arm unter den der Mutter, um ihr beim Steigen behilflich zu ſein und ſchmiegte ſich an ſie.

„Ich bin froh, Mutter! Wie bin ich froh!“

„Ich habe es erbetet, Gertrud!“

„Die verfloſſene Nacht habe ich faſt die ganze Nacht hindurch kein Auge geſchloſſen, ſo ſtark war die Angſt in mir wach“, ſagte Gertrud leiſe.

„Aber Kind! Es iſt mir zwar auch ſo ergangen — aber Du hätteſt . . . . !“

„Ich habe vor kurzer Zeit erlauſcht, wie Du zur Baſe Aſenbeck ſagtſte, wenn ich zurückgewieſen werde, müſſe ich das Studium aufgeben. Von dieſem Augenblicke an war etwas in mir wach geworden, das mir ſtändig zuflüſterte: Wenn dur durchfällſt! —

Das war wie eine geſchwungene Peitſche immer hinter mir!“ —

„Aber Kind!“

„Und ich ſagte mir: Was Erwin kann, was Fridolin Ambach kann, das kann ich auch! Ich bin noch nie hinter ihnen zurückgeſtanden! Nie, Mutter! Warum ſoll ich jetzt auf einmal in der Ecke ſtehen, jetzt auf einmal? Was die Buben lernen, kann ich auch lernen und leiſten!

Und was dieſe werden, das will ich und kann ich auch werden!“

„Du biſt mein braves, liebes, kluges Kind.“

Die Mutter ſtreichelte ihr die blonden Haare.

„Ich war ja auch immer ehrgeizig! Und Dein Vater . . ! Sein Name war ſein Stolz!

Aber, liebe Gertrud, das Leben iſt rückſichtslos, beſonders gegen uns Frauen und zwängt jedem ſein ſteifes Joch auf den Nacken. — Du trittſt ins Leben: ein Mädchen. Das ſind Deine Rechte, das die Geſetze für Dich! Nicht mehr, nicht weniger! So will es die Geſellſchaft, ſo braucht ſie es. Es iſt alt ererbt und umklammert Dich — eiſern. Gerecht iſt es nicht! Gut iſt es auch nicht! Aber ſo iſt man es gewöhnt — und gewöhnt ſich! Allein das kannſt Du nicht verſtehen, liebes Kind, und ſollſt es nicht verſtehen.“

„O, ich verstehe es schon, Mutter, was Du meinst: Ich werde mich aber in kein Modell zwängen lassen — und wo ich es an mir erkenne, zerstoße ich es!"

„Es freut mich, daß Du mutig bist. . . . . Weißt Du, wie es den beiden Jungen erging?"

„Nein, Mutter."

„Es wäre ein schwerer Schlag für uns, wenn der Bräuer zurückgewiesen würde. Er zahlt das Doppelte für Miete und die ganze Kost. Bei allen Sendungen, die seine Mutter bisher schickte, war reichlich auch für uns beigepackt. Ich wüßte mir wahrlich nicht Rat; ohne den Meier Max könnte ich die Wohnungsmiete nicht erschwingen."

Während beide noch so sprachen und durch das Wohnzimmerfenster nach dem engen Hofe lugten, erschien der Waldler auf der Bildfläche.

Er trug sein Haupt noch genau in derselben Winkelneigung gebeugt, wie beim Austritt aus der Hauptpost.

„Der ist durchgefallen", sagte die Mutter.

„Wie werde ich meine Kinder versorgen können, wenn mir alle Quellen versiegen?"

Gertrud riß das Fenster auf und rief dem Waldler zu: „Bist Du durchgefallen?"

Der Waldler aber ließ das Haupt gesenkt, schwieg und schlich weiter wie ein unheimlicher Schatten. Als er endlich die Stiegen heraufgekrochen war, fragte ihn Gertrud: „In welchen Fächern bist Du denn durchgefallen?"

„Sie haben mich behalten," sagte der Waldler ohne aufzuschauen; tiefe Wehmut verschleierte seine Stimme.

„Dummer Bub," sagte die Hausfrau, aufgeregt über die unnötige Angst, die er ihr verursacht hatte. „Wenn man eine Prüfung gut besteht, ist doch kein Mensch traurig. Danke Gott, daß Du soviel Glück und Verstand hattest."

Leicht fließen die Trostworte dem vom Munde, der die Tiefe des Schmerzes nicht kennt.

Der Waldler ging ins Studentenzimmer.

Da lag auf seinem Stuhle noch sein Wanderbündel, das er am Morgen in Ahnung kommender Dinge schon bereit gelegt, genau so wie er es hingelegt hatte.

Als er deſſen anſichtig wurde, knickte die Kraft in ihm zuſammen. Er ſetzte ſich auf den Stuhl, legte das Bündel auf ſeinen Schoß — — ſah es an — und weinte bitterlich.

Da tönte vom Stallhofe her dreimal und raſch hintereinander ein gellender Juhſchrei. Unter dem offenen Torbogen ſtand der Bräuer. Sein linker Arm umklammerte die Pakete mit Orangen, Zitronen und Zwieback, mit dem rechten aber ſchwang er die Flaſche Erlauer Ausleſe, wie eine Siegeskeule über ſeinem Haupte.

Zu drei Mark zwanzig Pfennig hatte ihm der freundliche Wirt „Zur orientaliſchen Weinhalle“ die Ausleſe aufgekreidet, wohl in anbetracht deſſen, daß er die Hälfte auf den ehrlichen Namen ſeiner Hausfrau nahm.

„Durchgekommen?“ rief Gertrud fragend zu ihm hinab.

„Hier habe ich das Dankopfer für heute Abend,“ erwiederte der Bräuer und ſtreckte die Opfergaben in die Höhe.

„Es lebe das Leben!“

Das hatte er eben als Titel auf einem Buche in der Attenkoferſchen Buchhandlung geleſen.

Der Augenblick, in dem er die Weinflaſche ſchwingend als Sieger heimwärts zum Neſte zog, hatte jenen Worten lachende, leuchtende Bedeutung verliehen. Und ſolche Weisheit fliegt von ſelbſt ins Gedächtnis.

Das Miethklavier.

Gertrud war nun Schülerin der dritten Klasse der Lehrerinnenbildungsanstalt.

Da sagte der Musiklehrer eines Tages zu ihr: „Es ist schade, wenn Du Deine gute Begabung für Musik nicht durch mehr Übung unterstützen kannst. Zwei halbe Stunden die Woche sind zu wenig. Bei der Fülle der Zöglinge aber ist es unmöglich, der einzelnen Schülerin mehr Übungszeit zuzuweisen. Vielleicht wäre es Deiner Mutter möglich, ein Mietklavier zu nehmen, gegen eine monatliche Entschädigung von drei, vier oder fünf Mark."

Ein eigenes Klavier und zuhause im eigenen Zimmer und nach Herzenslust und in den Ferien tagelang üben zu können — das war ein wonniger Gedanke! Er verließ Gertrud nicht mehr.

Sie konnte kaum das nachmittägige Schulende erwarten, um der Mutter davon zu sagen. Für die Mutter war das ein schweres Problem. Eine Mehrbelastung von drei bis vier Mark konnte der Monats-Etat bei den spärlichen Zuflüssen unmöglich ertragen.

Die Freude und der Stolz aber, das Talent ihres Kindes so trefflich sich entfalten zu sehen, ließ der Mutterliebe nicht mehr Rast und Ruhe.

Man sah es der Mutter an, wie schwer sie um diese neue Position kämpfte. Da kam unerwartete Hilfe.

Der Bräuer hatte durch Erwin erfahren, daß die Hausfrau mit dem Gedanken ringe, ein Klavier zu mieten.

Er war sofort Feuer und Flamme.

Wenn Gertrud schon des öftern abends in der Hausfrau Zimmer von ihrer Schule erzählte, mit leuchtenden Augen der edlen Musika erwähnte, mit lachenden Wangen und

wonnesamem Mündlein der Freuden gedachte, welche ihr nach einjähriger Übung das Klavierspiel bereitete, da umschlang den Bräuer immer wie mit hundert Mädchendoppelzöpfen eine liebe Sehnsucht: Der Arithmetik strohtrockene und steinharte Weisheit gäbe ich dafür hin, des Lateins Regelmäßigkeiten und Unregelmäßigkeiten, die Religion samt der biblischen Geschichte, das Deutsche, inbegriffen der Grammatik tiefverschleierte Wonnen wollte ich opfern gegen des Klavierspiels quellfrische Freuden."

Der Bräuer hatte also kaum von dem geheimen Ringen der Hausfrau gehört, so sagte er sich — die tiefe Symbolik des Wortes: „Ringen" — wohl durchschauend — jetzt oder nie! —

Seine praktische Natur erkannte sofort die Wichtigkeit des Augenblickes: Und ihn zu nützen — den Augenblick richtig zu nützen! — bündelweise steckt die Weisheit in diesen Worten — ist eine Lebensregel für den Mann der Tat. Er sprang vom Studiertische auf, stieß die algebraische Aufgabensammlung, über deren niederträchtige Heimtücken er eben eine rosenkranzlange Kette stiller Flüche innig gemurmelt hatte, mit Verachtung und einem absichtlichen Rippenstoß in die Bücherstelle, riß die Mütze vom Nagel, stürzte polternd die drei Treppen hinunter — und kam erst wieder zur Besinnung, als er in die Hauptpost eintrat, die selig entschlummert im tiefen Schatten des Duomo del San Martino lag.

Die Telephonistin schreckte auf.

„Du wünschest?"

„Meier-Bräu, Kelheim!"

„Die Strecke ist frei."

Der Bräuer trat in den Schacht.

„Wer dort?" frug der Mutter liebbeseelte Stimme —.

„Max."

„Mein Sohn, und was wünschest Du?"

Merkliche Angst überschattete der Mutter sonnenhelle Stimme.

„Ich verkünde Dir eine große Freude —" antwortete Max, den Engel Gabriel imitierend.

Für die vormittägige Religionsstunde hatte er diese Bibelgeschichte memorieren müssen.

„Und welche? sprich!"

„Du mußt im voraus unbedingt: ja sagen."

„Aber Max, was ist es denn?"

„Sage nur ja!"

„So rede doch, was soll ich bejahen?"

„Sage nur — ja!"

„Um Gottes willen: ja!"

„Ich will das Klavierspielen lernen!"

„Brav, mein Sohn — das ist ja sehr löblich — warum ängstigst Du mich? warum sagst Du denn das nicht gleich?"

„Weil ich dazu ein Klavier brauche. —"

„Aber Kind, ein Klavier! —"

„Unbedingt. —"

„Das kostet ja 800 Mark. —"

„Die Hausfrau will eines mieten. —"

„Ah! So ist es besser!"

„Die Monatsrate hiefür beträgt 6 Mark."

„Gut! gut!"

„Du bezahlst es?"

„Gewiß, mein Kind!"

„Dann lasse ich es sofort bringen."

„Aber wer ist denn Dein Lehrer?"

„Gertrud gibt mir wöchentlich zwei Stunden. Sie spielt schon großartig!"

„Also gut!"

„Die Stunden kosten aber nichts!"

„Das werde ich schon ins Reine bringen. Und hast Du mir sonst noch etwas anzuvertrauen — mein Sohn?" — frug die Mutter mit dem leisen Ton eines geübten, wohlerfahrenen, zutrauenerweckenden Beichtigers.

„Nichts" — antwortete der Schüler des Latein — „außer Du willst einen Kuß." —

„Du! Du!"

„Und noch etwas!"

„Ja?"

„Das erste Lied, das ich Dir vorspielen will, soll heißen: „Das Mutterherz!"

„Schlingel! —"

Einen Augenblick noch hörte er das selige Auflachen der Mutter —; es war jenes Lachen, hinter dem stets bei der Mutter in kaum meterweitem Abstand die Tränen der Rührung nachgeschlichen kamen.

* * *

Eichenlaubumkränzt stand noch am gleichen Abend in Gertruds kleinem Zimmer das Mietklavier. In tiefer Andacht, jedes Antlitz von heller Freude festlich geschmückt, um standen es die Hausfrau, Gertrud, Erwin, der Franziskaner und Fridolin Ambach, der eigens aus Anlaß dieses freudigen Ereignisses mit hierhergeeilt war.

Da flog die Türe zum Studentenzimmer weit auf — und von einem Rückenstoß des Bräuers nachdrücklichst über die Türschwelle befördert, erschien zuerst der Waldler.

Der Bräuer hatte sein schneeweißes Nachthemd über des Waldlers Schultern gezogen, und an zwei langen Spagatschnüren befestigt, schwang der Waldler das Weihrauchfaß.

Es war der Hausfrau kleiner Suppenfeier.

In üppiger Fülle und in den zierlichsten Formen flogen die Weihrauchwolken auf, jedwedes Haupt mit einem Kranze von Duft umschmeichelnd. Da trat der Bräuer ein.

Im schwarzen Gehrock, dessen Aufschläge von matter Seite behaftet waren — die Brillant-Busennadel im blauweiß gestreiften Brusteinsatz, die weiße Krawatte von einer blauen Perle umsonnt, die zehn Finger von knallrotem Leder umschmiegt, trat er vor mit Anstand und Würde, entblößte das ölgesalbte Haupt und sagte — das Gelächter, das sprungbereit auf den Lippen des Publikums saß mit hoheitsvollem Blick völlig ignorierend —:

„Hochansehnliche Festversammlung!

Meine Damen und Herrn!

Geliebte Zuhörer!

Waſſer und Rauch
Heiliger Brauch;
Ohne Weihe
Keine Treue!"

Dann entnahm er den dienenden Händen des Waldlers das dampfende Weihrauchgefäß — ſchwang es der Galerie des Klaviers entlang, ſchwang es in kleinen anmutigen Schleifen um die Klaviatur, um Füße und Pedale. Und des Mietklaviers blanke, tiefſchwarze Politur ſpiegelte jedwede Bewegung des amtierenden Bräuers treulich wieder.

Mit herzlichem Wohlgefallen bemerkte es der Bräuer; aber er hatte jetzt im Drange der Geſchäfte nicht länger Zeit, ſich einem eitlen Gedanken hinzugeben; denn kaum hatte er das Weihrauchgefäß in kühnem Bogen in die Miniſtrantenhände des Waldlers zurückgeſchleudert, ſo entriß er ſchon der Seitentaſche ſeines Gehrockes ein langes, dünnes Fläſchchen mit Hohenzollernveilchen-Parfüm und beſprengte von vier Seiten das Mitklavier.

„Und hiermit übergebe ich es der Öffentlichkeit und wonneſpendendem Gebrauche."

Dann ſtürzte Beifall und Gelächter über ihm zuſammen in Sintflutfülle.

Gertrud klappte den Klavierdeckel auf, legte das Notenheft ans Pult und ſpielte aus ihrer Schule in einfachen, aber wohlklingenden Akkorden des Mozart-Schiller Liedes ſchöne Melodie:

Brüder reicht die Hand zum Bunde,
Dieſe ſchöne Feierſtunde
Führ' uns hin zu lichten Höh'n!
Laßt was irdiſch ich entfliehen,
Unſ'rer Freundſchaft Harmonien
Dauern ewig feſt und ſchön —
Dauern ewig feſt und ſchön.

Erwin und Fridolin Ambach ſangen im Chorus mit. Lieblich klang die Mädchenſtimme und die Seele klang in jedem Worte.

In der Mutter Augen schimmerte ein nasser Schein, die Freude.

Den Waldler hatte der neuen Worte Sinn und der Töne Klang tief ergriffen. In seine Seele fiel ein Sonnenschein, der Wunsch: auch ich!

Nur des Franziskaners Blicke sahen finster. Nicht als ob ihm die Freude versagt gewesen wäre, die aus der Schönheit des Liedes herausschaut wie der junge, sonnendurchflogene Tag. — Nein! — Die Anmut der Mädchenstimme, ihre blutdurchwärmte Kraft und der reine Glaube, der des Liedes Klänge begeistert durchwehte, hatte gar wundersam zu ihm gesprochen.

Aber was sich schon im nächsten Augenblicke nebelgrau und frostkalt über sein Sinnen senkte, war der Gedanke:

Wie oft — wenn du gerade eines jener widerspenstigen Kapitel der Syntax über Ablativus instrumenti, Ablativus limitationis oder ablativus causae mit allen erprobten militärischen Zuchtmitteln zu unbedingtem, willenlosen Gehorsam zwingen willst (er kannte die Schwäche seines Klassen-Ordinarius, dessen Seele die Syntax — und wer sie beherrschte, sein Liebling war) —wenn du gerade die Feinheiten einer geometrischen Aufgabe mit ungetrübtem Genusse enthüllen willst— wie oft wird dann dieser Töne Klang über Deine wonnesamen Gedanken herfallen wie Raubritter über friedliche Kaufleute — und dir die Ruhe und das klare Denken, die Zeit und den Erfolg rauben!"

Er warf einen Blick tiefster Entrüstung nach des Mietklaviers weißer Klaviatur. —

Der Student Fridolin Ambach hatte mit starrem Auge nach Gertrud gesehen.

Ihr Können überraschte ihn.

Er sah den Lichtglanz in ihren Augen, die Röte auf den vollen Mädchenwangen — und hörte in ihrer Stimme die Schönheit jauchzen.

Eine purpurne Wolke sah aus weiter Ferne vom Abendhimmel durch das offene Fenster in das kleine Zimmer und schaute durch Fridolin Ambachs braune Augen und sah tief innen gelbes Morgenlicht aufflattern.

„Es dämmert," sagte die Hausfrau.

„Die Freizeit ist zu Ende. An die Arbeit!"

Fridolin Ambach ging; so lange und so mit Verlangen und reiner Lust hatte er noch nie Gertruds Hände in den seinen gehalten.

Er saß schon lange zuhause auf seinem Dachzimmerchen und hatte Caesars Denkwürdigkeiten „de bello Gallico" vor sich aufgeschlagen — zum Studium.

Aber immer wieder sah er unter den Buchstaben heraus der Mädchenwangen liebe Röte leuchten, sah das Licht aus blauen Augen blitzen — hörte Gertruds Stimme und die Kraft und Schönheit, die in ihr jauchzte.

Es war etwas lebendig geworden in ihm, es drängte etwas durch in ihm mit wonnigem Verlangen wie das erste Grün im Lenze — unaufhörlich. —

Er fühlte die Lust. —

Er überließ sich willenlos ihrem Genusse — und konnte ihr doch keinen Namen geben.

Ein Knabe noch —!

Dann hörte er es wie ein helles Lachen in sich auf-flattern: — Gertrud — Jugendgespielin!

Er war ein Knabe noch! —

* * *

Das war des Mietklaviers Tat.

Es war zum Freunde geworden.

Wer Dir so in die Seele schauen darf und kann, ist Dein Freund! —

Das Plakat.

Morgenstunde hat Gold im Munde.

Dieses Sprichwort hatte der Franziskaner auf einen halben Bogen Papier — auf einer Seite schon bis zum letzten Fleckchen mit Ziffern, x, y und z und grammatikalischen Endungen beschrieben, denn er war sparsam — mit großen Rundschriftbuchstaben gezeichnet und an der Türe mit Reißnägeln festgesteckt.

Vom Studiertische aus mußten jedem die Worte in die Augen fallen.

Die Hausfrau hatte ihn darob gar sehr gelobt.

Auch an Gertruds Zimmertüre hatte der Franziskaner einmal während ihrer Abwesenheit das gleiche Plakat befestigt. Er zeichnete darunter noch einen Engelskopf. Die ganze Viertelstunde, die er daran arbeitete, lächelte er.

Obwohl er schon siebzehn Jahre alt war, lag in seinem ganzen Wesen, seinem Denken und Fühlen noch viel kindliche Unschuld.

Er war ein braver, reiner Mensch.

Den halben Bogen hiezu entnahm er dem Papierkorb. Der Bräuer hatte ihn hineingeworfen.

Auf einer Seite stand mit Stift eine Figur gezeichnet, man konnte ahnen, daß es ein Schwein bedeuten sollte. Der Bräuer hatte einmal, trotz strenger Aufsicht, während der Unterrichtsstunde beim Lateinlehrer seinem Nachbar, dem Waldler, das große Schwein aufgezeichnet, das jede Weihnacht bei ihm zuhause geschlachtet wird.

Des Waldlers ungeteilte Aufmerksamkeit war ihm sicher; denn auch bei ihm vollzog sich zur Zeit der Wintersonnenwende jener weihevolle Akt, wenn auch an einem kleinen Schweine.

Vom Kessel steigt gleich Weihrauchwolken der Metzelsuppe Dampf, und farbigen Bändern gleich verschlingen sich mit ihm der Würste und des Sauerkrautes Duft.

So sah der Waldler jene Festeszeit vor sich und sah nach ihr mit Glück und Freude in den Augen, wie Josua einst schaute vom Berge in die Ferne, ins gelobte Land.

Als der Franziskaner damals in Gertruds Zimmer, mit der Hausfrau spezieller Erlaubnis, dieses Plakat angeheftet hatte, schlich er sich fort.

Aber auf der Treppe begegnete ihm die Seminaristin, und sie merkte gar wohl an seinem scheuen Gruße, an seinem verschämten Lächeln, daß etwas gegen sie im Winde lag.

Sie trat ins Zimmer und sah es.

Der Engelskopf schielte zwar heftig auf einem Auge und die eine Wange hing herab, so fett und voll wie ein Nudelteig über die Schüssel hängt, wenn er zu stark getrieben.

Aber sie freute sich doch des zarten Gedankens, den ihr der Franziskaner gewidmet hatte. Er hatte ihr da wohl eine halbe Stunde Zeit geopfert, und dieses Opfer verstand sie ganz zu würdigen; denn sie wußte, wie sparsam er mit der Zeit umging.

Hatte er doch, als die Mutter und Hausfrau einmal zu ihnen sagte: „Kinder, ach Kinder, Ihr wisset ja gar nicht, wie reich Ihr noch seid; die Zeit ist Euer Vermögen — und wie endlos steht die Zeit noch vor Euch! —" hatte doch damals der Franziskaner in jedes seiner Bücher mit kleiner lateinischer Schrift als Motto geschrieben: „Die Zeit ist mein Vermögen!"

Und er hatte ihr mit einem lieben Gedanken eine halbe Stunde geopfert!

Sie nahm zwei Rosen aus dem Strauß, der auf ihrem Studiertische stand, eine gelbe und eine weiße, steckte sie in ein leer stehendes Tintenglas, füllte dasselbe mit Wasser und stellte die Blumen samt der kostbaren Vase auf des Franziskaners Platz am Studiertische.

Als ihn die anderen fragten, wer ihm die Rosen verehrt habe, wurde er rot, lächelte still vor sich hin, rieb sich

vergnüglich seine schmalen, feinen Hände unterm Tisch — und studierte ruhig weiter.

Der Bräuer holte sich ein Heft aus der Bücherstelle und summte vor sich hin — aber so, daß es jedermann hören konnte:

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß
Wie heimliche Liebe
Von der niemand nichts weiß".

Der Franziskaner aber hörte es nicht.

Er hatte die Augen geschlossen und ließ eben vor seinen geistigen Augen die Regeln über die oratio obliqua, über die relative und demonstrative Satzverbindung vorbeiziehen. Das war eine bunte Gesellschaft; die einen schlichen wie kalte Todesschatten vorbei, schwankend, hüstelnd, mit gesunkenen Gliedern, die anderen mit tänzelndem Schritt, steifem Hals und die Nase — die rote Weinnase — hoch vorgestreckt unter der niedrigen Stirne, wie gebildete Spießbürger mit hochgestreckter Nase an ihren Mitmenschen vorüberwandeln, obwohl sie selber noch nie weiter schauen lernten, als der Gemeinde Grenzpfähle zeigen.

So marschierten die Regeln an des Franziskaners geistigem Auge vorüber.

Und er schmunzelte ihnen zu.

Heute war Skription.

Der Lateinprofessor war ein alter gewissenhafter Philologe.

Regeln und Ausnahmen waren ihm das Gewissen eines guten Lateiners.

Das wußte der Franziskaner.

Er war ein Diplomat.

Daß er bei solchen Visionen des Bräuers Spottlied nicht hören konnte, ist klar.

Dann stand er auf und verließ leisen Trittes, um die andern nicht im Studium zu stören, für einige Augenblicke das Zimmer.

Der Bräuer erhob sich. Er war mit vorgebeugtem Ober-

körper über seinem Hefte gelegen und hatte beobachtend nach dem Franziskaner hinübergeschielt.

Nachdem er aber unzweifelhaft entdeckt hatte, daß seines Liedes Wort und Klang an den mit grammatikalischen Regeln verschanzten Ohren des Franziskaners unerhört abgefallen, griff er zu einer neuen List, um ihm von wegen der Rosen eines zu versetzen. Er riß ein Blatt Papier aus seinem Schulhefte und schrieb darauf mit festem Druck und großen behäbigen Buchstaben:

amor suavis — süße Liebe

Dieses Blatt Papier samt Aufschrift und frischgestreutem Sande schob er schnell unter das Tintenglas, in welchem an des Franziskaners Platze die gelbe und die weiße Rose prangten. Dann blitzschnell zurück.

In diesem Augenblicke kehrte der Franziskaner zurück und ging mit leisen Tritten zu seinem Platze. Eben wollte er sich über die beiden Rosen beugen, um rasch etwas Duft aufzusaugen, da fiel sein Blick auf das Blatt und die Worte, die darauf geschrieben standen.

Er las die Worte langsam ab; dann dachte er einen Augenblick nach; Sinn und Deutung waren ihm unklar.

Da schoß eine Blutwelle jäh durch sein blasses Antlitz. Das war der Zorn.

Er hatte der Worte Zweck erkannt.

Seine sonst so friedsamen, graublauen Schwabenaugen blitzten ingrimmig zum Bräuer hinüber. Der aber saß über sein Heft gebeugt mit halbgeschlossenen Augen — als wäre er ganz im Denken und Arbeit versunken.

Rasch zog der Franziskaner das Blatt unter dem Tintenglase hervor und zerriß es klein und kleiner zu nichtigen Schnitzeln.

Dann warf er sie zu einem Ballen geknetet, dem Bräuer vor die Nase und sagte im heiligen Tone des Tempelhüters zu einem Schänder: „Du bist eine ganz gemeine Seele! Lausbub!"

Der so Titulierte aber las in diesem feierlichen Momente die unregelmäßigen Verba der dritten Konjugation so rasch und mit solcher Begeisterung aus der Gramamtik von Engel-

mann, daß er unmöglich etwas anders hören konnte, als ihren lieblichen Klang. — — —

Zwölf Tage lang ſtand die weiße und die gelbe Roſe in der Tintenglasvaſe an des Franziskaners Platze am Studiertiſche.

Und ein halbes Wunder! Die Roſen dufteten am elften Tage noch immer ſo ſtark und ſo wonnig wie am erſten.

Der Bräuer begoß ſie nämlich jeden Tag mit Hohenzollern-Veilchen-Parfüm.

Der Bräuer aber ſagte einmal zu den andern: „Seht ihn an, den Franziskaner, den Württemberger Dörrobſthändlersſohn, grammatikweiſe und der Metrik kundig, von der großen Zehe Hornnagel bis in die letzte Windung des Gehirnes vollgeſtopft mit x, y und mit z und Logarithmen, ſeht ihn an! Er ahnet nicht den falſchen Duft und dienet willig einem Götzen!"

Am zwölften Tage blätterten die Roſen beide ab; in einem Augenblicke als niemand ſonſt im Zimmer war, hob der Franziskaner Blatt für Blatt auf und legte ſie in ſeinen hölzernen Koffer zu unterſt in die Ecke zu ſeiner wenigen Wäſche. —

Am gleichen Tage war ihm etwas paſſiert, was er bei ſich bisher für ausgeſchloſſen hielt: er hatte in Gedanken ſeinen Kofferſchlüſſel ſtecken gelaſſen.

Dieſe ſo überaus günſtige Gelegenheit konnte der Bräuer unmöglich ungenützt vorübergehen laſſen.

Und er nützte ſie. Scheinheilig folgte er 10 Minuten vor acht Uhr in Eilfertigkeit dem Franziskaner auf dem Wege zur Schule.

Bei dem zweiten Stiegenſchachte aber gab es ihm einen Riß — und als ob er etwas ſehr Dringliches vergeſſen hätte — ſtürmte er die Treppe hinauf — zurück . . . . lauſchte und als er vom Fenſter aus den Franziskaner über den Regierungsplatz eilen ſah, ſtürzte er ins Zimmer zurück an den Koffer . . . riß den Deckel auf und unterzog den Kleinhäuslerbeſitz einer gründlichen Durchſicht! Da fand er unter der Leibwäſche des Gottgeweihten der gelben und der weißen

Rose sterbliche Überreste sorglich eingebettet! „Uff!“ — klang es von des Bräuers Lippen. Er wußte genug.

Von ihm erfuhr es Gertrud.

Es war 10 Minuten nach 8 Uhr als der Bräuer schweißtriefend in sein Klassenzimmer trat.

„Wo warst Du?“ herrschte ihn der Ordinarius an.

„Ich habe mich im Eifer verstudiert,“ sagte der Junge mit der wimmernden Stimme eines Reuigen und ließ die schönbewimperten Augendeckel demütig über seiner blauen Augen Schelmenglanz sinken, als wollte er damit dem Ordinarius jeden tieferen Einblick unmöglich machen.

„Lüge! Schwindel!“ donnerte ihm der Ordinarius entgegen.

„Ich spreche die Wahrheit!“ Des Bräuers Hand legte sich mit gespreizten Fingern bezeugend auf seine Brust.

„Strafe! Bleibe gleich bei dem Katheder stehen zum Examen!“

Des Bräuers glührote Wangen wurden blaß und bläßer . . . fahl!

Ergebnis?

Note: Vier!

Davon erzählte er der Seminaristin Gertrud nichts!

Die Leihbibliothek.

In der Literaturgeschichtsstunde war das Kapitel „Der Roman“ besprochen worden. Zum Schlusse wurden Meisterromane aufgezählt, jene Romane, welche nach Form und Inhalt als mustergiltig bezeichnet werden müssen. Professor Moroff hatte einen migränfreien Tag: das heißt, heute nörgelter er nicht und machte nicht in Grammatik Er war „großzügig!“

Er schloß seinen Vortrag: „Solche Romane sind auch in hundert und mehr Auflagen erschienen; sie wurden also in mehr als hunderttausenden von Exemplaren verkauft und von Millionen denkender Menschen gelesen, genossen, studiert. Ihre herrlichen Ideen, ihre Idealgestalten sind Gemeingut ganzer Völker geworden, — sie haben auf Gesittung und Bildung, auf Denkfähigmachung und Veredlung — kurz und gut auf die Kultur eines Volkes — und da die meisten dieser Werke in mehrere, manche in viele Sprachen übersetzt wurden und werden — einen ungeheuren Einfluß auf die Kultur ganzer Völker ausgeübt. Solche Meisterwerke sind Predigten, von den Höhen eines weitragenden Berges mit der Gewalt des Sturmwindes über ganze Länder hingetragen! —

Und es ist Pflicht eines jeden gebildeten Menschen, sich mit diesen Werken bekannt zu machen!" —

Die Ruhe der Andacht folgte diesen Worten.

Von siebenundvierzig Mädchenmündlein hörte man auch nicht einen Atemzug fliegen.

Da stand die Seministin Antonie Benkert auf und sagte mit dem kichernden Tone und den matten Augen der Scheinheiligkeit: „Entschuldigen Sie, Herr Professor! In unserer Schülerinnenbibliothek ist aber nicht ein einziger von all den genannten Meisterromanen."

Professor Moroff schaute, als wenn er einen Stoß vor den Kopf bekommen hätte. Wie eine warme Windwelle klang das verhaltene Kichern der ganzen Klasse an ihn. Er fühlte wie die neugierigen Lichtstrahlen von siebenundvierzig Paar Mädchenaugen durch seine Brillengläser brachen und auf die Antwort lauerten.

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille.

Professor Moroffs Antlitz war wie zu Stein geworden. Plötzlich verzog ein spöttisches Lächeln seine Züge; er sprach etwas leise und eine gewisse Anmut war in diesem Augenblicke seiner Stimme nicht abzusprechen: „Ich habe vorhin gesagt: es ist die Pflicht eines jeden „*gebildeten* Menschen," sich diese Werke zu beschauen; diese Pflicht besteht also

für Sie noch nicht; denn Sie sind erst zu bildende Menschen."

Auf den siebenundvierzig Mädchenantlitzen sah man Enttäuschung, Ärger und Zorn sich spiegeln — je nach individueller Anlage und Reizbarkeit.

Die dicke Antonie setzte sich, als hätte sie ein riesiges Bleigewicht niedergezogen.

„Sie erst zu bildender Mensch!" war ein geflügeltes Wort und blieb es.

Nach der Stunde gingen Gertrud und die dicke Antonie mitsammen heimwärts.

„Ich denke an den verbotenen Baum im Paradiese," sagte die Dicke; „die schönsten Äpfel hingen daran; und wozu ist ein Apfel anders bestimmt als zum Essen? — Die Titel der Meisterromane funkeln in meinem Gehirn wie die Äpfel am Baume der Prüfung! Weißt Du was, Traudel? Wir machen es der Eva nach und beißen zu!"

„Ich bin dabei," erwiderte Gertrud.

„Wenn sie so heilspendend sind, wie unser großer Lehrer der Grammatik eben im Missionspredigerton verkündet hat, warum sollen wir ihren segenbringenden Einfluß nicht jetzt schon über uns ergehen lassen?"

„Aber wie willst Du uns diese Quelle des Heils verschaffen?" fragte Gertrud zweifelnd.

„Durch die Leihbibliothek, mein Schatz. In der Steckengasse ist die orientalische Weinhandlung; ihr gegenüber steht unter einer großen Bäckerfirma ein Täfelchen angeheftet: Leihbibliothek Louise Hoffmann. Es ist zwar heute Vollmond; aber die Steckengasse ist eng; es hat vom Mondenlicht nicht viel darinnen Platz. Also heute Abend halb 9 Uhr, an der Neustadt-Ecke der Steckengasse — Du und ich!. Es muß auf die Sekunde klappen. Parole: Fridolin! Wenn ich Dich in der Vermummung nicht gleich erkennen sollte." —

„Fridolin?" — sagte Gertrud leise nach.

„Ich glaube dieses Wort wird Deinem Gedächtnis am leichtesten allgegenwärtig sein," sagte Antonie.

Der Freundinnen Augen blitzten ineinander. Sie sahen Feuerschein in ihren Seelen. — — — — — — — — —

„Der dumme Mond!“ rief eine gedämpfte Mädchenstimme; „der dumme Mond muß gerade jetzt in der Steckengasse liegen, breit und träg, als fände er sonst kein einziges Plätzchen auf Gottes weiter Welt. Der dumme Mond!“

Da gab es dem Monde einen Riß.

„Die freche Inhaberin dieser Stimme mußt du dir doch ansehen,“ dachte sich der Mond.

Er sah, wie zwei Mädchengestalten eiligen Schrittes von der Neustadtseite her auf dem schmalen linksseitigen Trottoir der Steckengasse daherkamen.

Gern hätte er sich ihre Gesichter angesehen, aber man sah nur die blitzenden Augen, die Näslein und den trotzigen Mund, so vermummt waren die zwei. Wenige Augenblicke und sie traten gerade gegenüber der orientalischen Weinhalle durch eine Türe ins schützende Dunkel eines Hauses.

Hm! sonderbar, was mag das bedeuten?“ fragte der Mond. Der große Firmenschild am Hause zeigte die deutliche Aufschrift: Bäckerei.

„Hm?“ er schüttelte den Kopf.

Da fiel sein Blick auf ein weiß gestrichenes Blechtäfelchen. Darauf stand: Leihbibliothek Louise Hoffmann. Dem Mond ging ein Licht auf.

„Aha,“ sagte er: „Leihbibliothek? vermummte Mädchen? Freche Stimmen, eiliger Schritt — das sind Schülerinnen! Ohne Zweifel Schülerinnen, die hier von verbotenen Wissensfrüchten naschen wollen! Solche Grillen haben die Menschenkinder.

Gut!

Das will ich mir einmal genau mit ansehen — und die Freche, die mich einen dummen Mond nannte am genauesten.“

Gesagt, getan!

Mit der ihm eigenen, gewandten Taktik, welche sofort den erfahrenen Beobachter nächtlicher Affären verriet, umstellte er sofort das ganze Haus und beobachtete mit besonderer Schärfe die Fenster und Räume des Rückgebäudes.

Mit tausend Augen lag er auf der Lauer.

Da hörte er ein Glöcklein klingen: Einmal! Zweimal!

Haſtig, abgeriſſen und nervös.

Das kam vom zweiten Stock des Rückgebäudes.

Schnell!

Er blickte durch das Fenſter im Stiegenhaus.

Richtig! Da ſtanden die zwei.

Ihre bunten Theatertücher hatten ſie noch feſt um Kopf und Schulter gewunden.

An der Gangtüre war ein großes Papierplakat angeheftet; darauf ſtand in Rundſchrift: Leihbibliothek: Inhaberin Louiſe Hoffmann.

Die zwei Mädchen flüſterten miteinander und traten unruhig mit den Füßen auf und ab.

Das eine Mädchen ſagte: „Ach was, ich nehme jetzt mein Tuch ab — warum ſoll man ſeinen Bildungseifer ſo ängſtlich vermummen?“

„Das iſt die Inhaberin der frechen Stimme von vorhin!“ ſagte der Mond.

Beim erſten Worte hatte er ſie erkannt.

Nun nahm ſie auch noch das Theatertuch ab.

Da ſah er trotz des Halbdunkels der dicken Antonie Pausbacken.

„Das iſt ja eine alte Bekannte,“ ſagte der Mond — „die Seminariſtin Antonie! Da ſieh einmal!

Sonſt war ſie nie ſo übel gelaunt —! Sie hat mich noch nie beſchimpft!

Wenn ſie ſo hin und wieder am Fenſter lehnt und in die Nacht hinausträumt — lieb und leiſe — von Hoffen, von Glück, von kommenden, ſchönen Tagen, von Freiheit, Ungebundenheit! Es hat mich immer gefreut, daß ſie gerade mir dieſe ihre Geheimniſſe anvertraute —!

Na, jedes Menſchenherz hat einmal eine Wetterſtunde!

Das ſind alte Dinge!

Alſo!

Und die andere, die eben ihr Kopftuch bis zur Mitte der üppigen Zöpfe zurückgeſchoben hatte — na, das iſt ja die hübſche Gertrud Baumgarten, die in der Neuſtadt im Rückgebäude des Steinerwirtes bei ihrer Mutter ein kleines Zimmerchen bewohnt.

Das kenne ich!

Ich kenne alle die guten Geister, die darin wohnen.

Einmal — es mochte so eine Stunde nach Hahnschrei morgens sein — da war ich ganz in das kleine Zimmer getreten und setzte mich mit weitem Schimmer an die alte, wurmstichige Bettstadt, in der sie schlief. Der eine Arm hing rund und weiß über die Decke, der andere lag unterm aufgeschürzten Kopfhaar. Ihre Atemzüge zogen leis und klangen lieb wie ein Blütenwind in Lenzesnacht.

Ich konnte mich fast nicht satt sehen an dem Bilde.

Es war schön.

Da schlug sie die Augen auf und drängte mit milder Hand den Traum von ihnen und sah mich an und sprach: Du bist es, Mond, du bist es? — Neige dich her an mich, so — ganz — ganz nahe! Die kleine, rote Lippe sprach: „Ach sage es ihm, Mond, sage es ihm: In keinem See schaut sich so tief Wolkenweiße und Blau des Himmels wie in mich ist tief gesunken eine Pracht! Mit lilienweißem Gewande, die gelbe Flechte in die lachenden Winde hängend, geht mit Kinderschritten in mir — von roten, großen Blumen umnickt und umlispelt — die Liebe!

In Meerestiefe — krystallhell!

Sage es ihm, Mond, sage es ihm, dem Geliebten! —"

Zutrauen gegen Zutrauen!

Von dieser Stunde an hatte die Gertrud Baumgarten beim Monde einen Stein im Brett.

Dann sah der Mond noch schnell in das Zimmer der Leihbibliotheks-Inhaberin Louise Hoffmann. Vor dem Tische in der Mitte des Zimmers saß sie rund und dick, vor sich eine gewaltige Kaffeetasse. Ein Haufen Semmelbrocken lag daneben aufgeschichtet. Eben hatte sie eine Handvoll in den heißen Kaffee geworfen, hob den Löffel und wollte die schwellende Ladung mit Anmut in den weit aufgerissenen Mund verfrachten, da ertönte das Gangglöckchen: Einmal — Zweimal — Dreimal — Viermal! — schrill und schriller.

„Freche Lausbuben!" zischte sie zwischen den Zähnen hervor, warf das Shawltuch um den Kopf, riß die Gangtüre auf und rief: „Könnt ihr es wieder einmal nicht er-

warten!" Scharlachrot saß ihr der Zorn im Gesichte. Wie ein Schneewind um die Ecke fährt, unfreundlich, kalt, bissig, so fiel der Leihbibliothek-Inhaberin Louise Hoffmann Stimme in der Mädchen aufhorchendes Ohr.

Da las sie die Überraschung an den erschrockenen Mädchengesichtern ab.

„Ich glaubte," sagte sie — „es seien wieder ein par junge Studenten, die sich nicht gedulden können und in der Sekunde einhalbdutzendmal an der Glocke reißen!

Wollen sich die Damen herein bemühen."

Sie öffnete eine Türe. Gertrud und Antonie traten in die Bibliothek.

„Einen Moment, meine Damen! — Ich will nur Licht holen."

Gertrud und Antonie standen in einem nachtdunklen Raum.

Da zuckten sie beide zusammen.

Aber es war nur der Mond, dessen Licht frech und keck vorne durch das vergitterte, bestaubte Fenster ins Zimmer gesprungen war.

„Gott sei Dank, daß wenigstens der Mond hereinscheint," sagte Gertrud.

Das freute den Mond und er reckte und streckte sich, um möglichst nahe an die Mädchen zu kommen.

Die zwei Schülerinnen übersahen nun beim Scheine des Mondes das schmale Zimmer.

An den beiden Seitenwänden standen die Bücherreihen steif und gerade wie gut gedrillte Soldatenabteilungen, die einen Visitator erwarten.

In einigen Fächern waren die Bücher aneinander gesunken — im tiefsten Schlafe.

Schwer lag der Staub auf ihnen.

Wie lange mochten sie wohl schon ruhen?

Da hörten die beiden den schlürfenden Tritt der Inhaberin. Sie kehrte mit einem Kerzenlichte zurück.

„So, meine Damen, nun ihre Wünsche!"

„Ich möchte den Roman „Wilhelm Meister" von

Goethe," sagte Antonie. — „Und ich den Ekkehard von Viktor Scheffel," fügte Gertrud bei.

„Ekkehard? Ich habe ihn dreimal. Er ist eine viel verlangte Ware; es kann sein, daß noch ein Exemplar da ist, es kann auch nicht sein." — Die Frau leuchtete die Reihen ab.

„Sehen Sie, wasfür Glücksvögel Sie sind", sagte sie, als sie zu den beiden Mädchen zurückkehrte — „hier den Wilhelm Meister und hier den Ekkehard."

„Wie hoch ist der Einsatz?"

„Eine Mark pro Band, meine Damen —; davon werden mit jeder begonnenen Woche dreißig Pfennig abgezogen."

„Auf der Tafel steht aber angeschrieben zwanzig Pfennig," sagte Antonie.

„Bei Neuerscheinungen erhöht sich der Preis, meine Damen."

Gertrud sah auf ihren Ekkehard, ein alter, abgegriffener, schmieriger Einband — innen fehlte das Titelblatt. — —

„Neuerscheinungen?" wollte Antonie eben bestreiten, da hörte man vom Treppenhause her Mannestritte.

Die Alte löschte das Licht und trat vor die Gangtüre.

Die Stimme, die nun ganz deutlich zu den beiden im Dunkeln stehenden Seminaristinnen hereinzüngelte, ließ ihnen das Blut in den Adern vor Schrecken fast erstarren. — Es war des Anstaltspedells hohe, näselnde, kindlich singende Stimme, die da sagte:

„Guten Abend, Frau Hoffmann!"

„Herr Ameismeier, diese Ehre!" Und der Alten tänzelnden Stimme merkte man die zahlreichen Bücklinge an, die sie vor der Hoheit des Anstaltspedells opferte.

„Der Spitzbube da drüben —" des Pedells Nasenspitze wies nach der orientalischen Weinhandlung — „hat mir wieder einmal den Dämmerschoppen verdoppelt —!" Des Anstaltspedells Zünglein war spitz und stieß sich einigemal ungelenk an den Zähnen; über sein blasses Antlitz kroch ein mattes Lächeln. — „Da ich mich nun einmal so nachbarlich bei Ihnen sah, liebe Frau Hoffmann, — so wollte ich fragen,

ob die neuen Sachen, von denen Sie mir neulich sagten, schon eingetroffen sind — Bellamy: Im Jahre zweitausend, — Nansen: Durch Nacht und Eis, und Brunsley: Der Harem des Orients?"

Die beiden Seminaristinnen stießen sich im Dunkeln mit den Ellenbogen.

„Leider, leider noch nicht, Herr Ameismeier; aber bis Ende dieser Woche hoffe ich bestimmt."

„Gut."

„Und dann lasse ich es Ihnen sofort sagen —; Sie haben — als einer meiner besten Kunden — das Vorrecht der Auswahl."

„Freut mich, Frau Hoffmann! Da aber ein gewissenhafter Pedell allüberall sein Pflichtbewußsein mit sich trägt, so möchte ich nebenbei auch fragen, ob Sie nicht zu oft von Schülerinnen unserer Anstalt belästigt werden?"

Aus des Anstaltspedells Stimme war der Sonnenschein gewichen —; sie klang bissig — mißtrauisch und kalt, — seine kleinen, zusammengekniffenen Augen suchten die zahllosen Falten in der Leihbibliothekarin Antlitz ab — mit der Genauigkeit eines Polizeikommissarius, der bei einer Haussuchung in jeden Winkel leuchtet, ob dort nicht der gesuchte Spitzbube verborgen sei. Aber die Alte war für diese Frage schon gerüstet. Weit und sicher und mit der Behäbigkeit einer Reichbegüterten lag die Unschuld auf ihrem Antlitz, als sie mit der ernsten Stimme eines vor Gott Schwörenden sagte: „Schülerinnen Eurer Anstalt?! — Nein! —

Die von der höheren Töchterschule — da und dort vereinzelt! Aber von Eurer Anstalt habe ich noch nie einen Pfennig Verdienst bekommen. Ihr habt eben eine viel zu strenge Zucht in Eurer Anstalt! So daß ich mir oft schon im Stillen gedacht habe: Wäre nicht der Herr Anstaltspedell Ameismeier einer meinen verläßigsten und vornehmsten Kunden — so sollte ihn der Teufel holen —!"

Die Überfülle des genossenen orientalischen Weines und die stets empfängliche Eitelkeit überwältigte den Anstaltspedell fast vollständig. Er lächelte, so daß sich sein Maul immer weiter und weiter bis zu den Ohrläppchen zurück-

dehnte, was nur bei außerordentlich glücklichen Anläſſen geſchah. Seine grauen Augen ruhten mit vollem Glanze auf der Bibliothekarin Huldgeſtalt.

Noch einmal ſuchte der Zweifel in des Anſtaltspedells umnebelter Seele aufzuflackern:

„Wenn man Euch Weibern nur glauben dürfte!“

„Beleidigen Sie mich nicht, Herr Ameismeier, ſonſt —“

„Sonſt—?“ ſang des Pedells Stimme neugierig nach.

„Sonſt verſchweige ich, was ich weiß —!“

Den beiden Seminariſtinnen im Dunkeln des Bibliothekzimmers gab es gleichzeitig einen Stich durchs Herz. —

„Sie verrät uns!“ —

„Und das wäre —?“ des Anſtaltspedells Stimme näſelte bedenklich.

“Im Vertrauen —“

Gertrud und Antonie lauſchten atemlos —

„Ich weiß von einer Bekannten, von einer vollſtändig verläſſigen und wohlorientierten Seite, daß gegenwärtig — beſonders Samſtag —, alſo auch heute —, an der Iſarpromenade vom Bernlochner Theatergebäude ab gegen Achdorf zu Liebespaare im herbſtlichen Mondlicht wandeln! Man ſpricht von Schülern und Schülerinnen —!“

„Von Schülern und Schülerinnen? —“

Des Anſtaltspedells Stimme näſelte bedenklicher. Sein Dienſtgewiſſen ſchlug mit Händen und Fäuſten um ſich, um der immer mehr anſtürmenden Betäubungsverſuche des orientaliſchen Weines Herr zu werden. —

„Man ſpricht von Gymnaſiaſten und Lehrerſeminariſtinnen!“

Der Alten Stimme hatte ihren Höhepunkt an Würde und heiligem Ernſte erreicht. —

Dem Anſtaltspedell gab es einen Riß von oben bis unten. Wie ein Hanswurſt, der bisher in vergnüglicher Ruhe zuſammengeknickt dalag und nun plötzlich an einer Schnur von jäher Knabenhand ſtraff gezogen wird, ſo ſchnellte er empor.

„Frau Ameismeier!“ näſelte er mit keuchender Entrüſtung —

„Frau Hoffmann," verbesserte er sich entschuldigend — und schon stürmte er die Treppe hinunter.

Die Alte öffnete das Gangfenster, sah scharf die Steckengasse entlang in der Richtung gegen die Altstadt und der Isar zu — und sah einen Schatten gallopieren.

Sie lächelte.

Und lächelnd trat sie zurück in das Dunkel des Bibliothekzimmers. —

„Meine Damen, Sie können sich [illegible] den Heimweg machen; die Luft ist rein.

Ihr Pedell sucht eben die Isarpromenade nach jugendlichen Liebespaaren ab, die nicht existieren.

Ich bitte, schenken mir die verehrten Fräulein bald wieder die Ehre —!"

„Sie brauchen nicht um das zu bitten, was jetzt unsere Pflicht ist!" sagte die dicke Antonie in dankbarer Begeisterung. „Dienst gegen Dienst! Ich werde sämtliche Meisterromane und alle Dramen und Epen, welche im Unterricht zur Sprache kommen, aus Ihrer Bibliothek entnehmen! —"

Der Mond hatte sich vollständig aus der Steckengasse zurückgezogen.

Mit glänzender Scheibe stand er über der Isarpromenade.

Er sah einen schmächtigen Mannesschatten von Pappelbaum zu Pappelbaum huschen.

Und der Mond lächelte.

Es sang die Isar leis und fein: Es will die Welt betrogen sein.

Das Verhängnis.

Einige Tage später.

Und dann kam das Verhängnis.

Es war ein schulfreier Mittwochnachmittag so zwischen drei und vier Uhr.

Bis vier Uhr dauerte die Studierzeit.

Von vier bis halb sechs war frei.

Frau Baumgarten war kurz nach drei Uhr fortgegangen, um kleine Einkäufe zu besorgen.

Erwin und der Franziskaner hatten von drei bis vier Uhr Turnstunde.

Gertrud hatte den größeren Teil ihrer Arbeiten und Studien für den morgigen Tag fertiggestellt.

Die Abendstunden standen übrigens auch noch zur Verfügung. In der Stunde von drei bis vier Uhr wollte sie sich den Genuß des Romanes „Ekkehard" gönnen.

Sie hatte bereits bis zum achten Kapitel gelesen — und dieses Kapitel „Audifax" bereitete ihr eine wonnige halbe Stunde.

Sie konnte sich nicht müde denken an diesen beiden Kindergestalten Audifax und Hadumoth — so lieb, so voll Kinderglaube, so voll Kindertreue und Kinderzuneigung standen sie vor ihr.

Sie sah den nachtblauen Himmel vor sich voll Sternenflimmer und hörte vom Kindermunde Deutung und Hoffen.

So war sie entzückt in dieses anmutige Bild versunken.

„ . . . über einen Glauben, so fest und tief, wie den der beiden Kinder, soll niemand lachen, auch wenn damit keine Berge versetzt und keine Schätze gefunden werden."

Diesen Satz las sie andächtig und las ihn wieder und immer wieder.

Da war es ihr, als hätte jemand an der Türe zum Wohnzimmer der Mutter geklopft.

Sie horchte auf.

Hörte aber nichts, als vom nachbarlichen Studentenzimmer des Bräuers gedämpfte, kichernde Stimme und des Waldlers ehrlichen, offenen Laut.

Da klopfte es wieder — deutlich, fest und dreimal nacheinander.

Fast erschrak sie.

Wie konnte das sein?

Gewiß hatte der Bräuer, der vor einer halben Stunde gekommen war, in seiner Zerstreutheit die Gangtüre nicht abgesperrt.

Sie wollte hinaus, da hörte sie des Seminarpedells Stimme.

Schnell ergriff sie den Roman „Ekkehard," riegelte die Türe zum Studentenzimmer auf, lief hinaus und warf das Buch in den offenstehenden Koffer des Bräuers.

„Laß das Buch einstweilen in Deinem Koffer liegen. Du hast die Gangtüre offen stehen lassen. Mein Pedell steht schon im Wohnzimmer," — rief sie dem Bräuer zornig zu.

Dann trat sie in ihr Zimmer zurück und dem Pedell entgegen.

Der Bräuer aber war vollauf beschäftigt. Er sah nur ein Buch in seinen Koffer fliegen. Die vorwurfsvollen Worte hatte er nicht gehört.

Und das ist begreiflich.

Er hatte auf dem Studiertische ein Brett liegen. Darauf knetete er feuchten Pulverstaub und formte die Masse zu kleinen Kegeln.

Fünf solcher Kegel waren bereits fertig gestellt und die Masse verbraucht. Er wollte dem Waldler die Tätigkeit und Wirkungsweise der feuerspeienden Berge veranschaulichen. Hatten sie doch neulich im Unterrichte vom Vulkanismus gehört. Der Waldler war allen Hantierungen mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt.

„Das sind also die Speiteufel?“ fragte er und sah ehrfürchtig auf die kleinen schwarzen Pulverhügel.

„Ja, aber kleine,“ antwortete der Bräuer. „Zuhause in unserem Hofe da haben wir schon viel größere gemacht. Du, das zischte und rauschte, daß wir alle Todesangst bekamen! Nun wollen wir sie aber anzünden, unsere fünf kleinen Speiteufel.“

In diesem Augenblicke war Gertrud ins Zimmer gestürmt gekommen, hatte den Ekkehard in den offenen Koffer geschleudert und dem Bräuer zornige Worte zugerufen.

Das machte eine kleine Störung. Aber schon war der feierliche Moment gekommen. Ein Zündholz wurde angestrichen, brennend an die Spitze des ersten Pulverkegels gehalten, dann an den zweiten und an den dritten.

„Die anderen zwei wollen wir später anzünden.“

Jeder der drei Speiteufel nahm das Feuer sofort an, zischte ein wenig, pustete ein bischen und stieß winzigen Feuerregen handhoch empor.

Der Waldler stand atemlos.

Angst und Neugier schauten groß und leuchtend aus seinen Augen.

Der Bräuer rieb sich die Hände vor Vergnügen und lächelte: „Brüderchen, das wird großartig! Sie ziehen großartig, die drei Speiteufelchen!“

Da hörte man die Gangtüre knarren und darauffolgend laute Tritte im Gange gegen das Studentenzimmer.

„Das ist unser Pedell!“ — sagte leichenblaß der Waldler.

„Das ist unser Pedell!“ sprach auch der Bräuer mit halb vor Wut erstickter Stimme.

Ein Griff, ein Sprung — und die funkensprühenden, Rauchwölkchen ausstoßenden Speiteufeln samt Brett verschwanden in des Bräuers tiefem Koffer. Der mächtige Deckel mit dem Namen des Bräuers in Brandmalerei deckte schweigend das Geheimnis. Der Lateinpedell trat ein.

Der Bräuer und der Waldler saßen am Studiertische ganz zusammengekauert, wie vom tiefsten Ernst gefesselt.

Dem Waldler zitterten zuerst die Knie, dann die Arme und Hände, dann packte ihn für einen Moment ein Schüttel-

frost — der war eiskalt bis ins Mark hinein! Brr! hauchte er pianissimo vor sich hin. Er getraute sich nicht aufzuschauen. Der Bräuer war der Situation mehr gewachsen. Er war ruhig.

Langsam und bedächtig hob er das Haupt und sah mit einem Blick voll Gleichmut und Würde zum Pedell auf, im letzten Moment mischte sich in diesen seinen Blick noch etwas Unwillen wie ein schwacher Schatten, als wollte er sagen: Was störst Du mich in meinem tiefen Studium? Ich habe keine Zeit für unnütze Worte!

Dann grüßte er leichthin.

Auch der Waldler grüßte; er war aufgestanden und stand mit gesenktem Haupte.

„Das freut mich, daß Ihr zwei so eifrig beim Studium seid," sagte der Lateinpedell mit wohlwollendem Tone. „Ich und der Herr Rektor sind ja stets nur um Euer Wohl besorgt. — Ehrlicher Fleiß imponiert mir stets. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr beide das in Euerem Zeugnis intra lineas lesen könnt." Der Pedell hatte jetzt neben dem anmutigen Ton eines väterlichen Fürsorgers auch die Miene eines vornehmen Gönners angenommen. Der Bräuer kämpfte mit aller Kraft, um das Lachen zu unterdrücken, das in hellem Strome aus ihm herausrinnen wollte.

„Jedoch, wo sind die beiden andern?" frug der Pedell und schon wechselte sein Gesicht die Gönnermaske mit der eines Polizeidieners.

„Der Erwin und der Franziskaner haben Turnstunde," sagte der Bräuer.

Der Pedell zog sein Notizbuch heraus, schlug den Stundenplan auf, las laut Klasse für Klasse, Stunde für Stunde, Fach für Fach ab, und zog, die Stirne in bedenkliche Falten legend — den Notizstift heraus. „Es stimmt!" sagte er dann.

„Ganz richtig!" Die beiden sind ja Schüler der 8. Klasse. Da haben wir heuer für diese Klasse von 3—4 Uhr am Mittwoch die Turnstunde angesetzt; dachte für einen Moment nicht daran." Dann schob er sein von braunem Ledertuch fein säuberlich überzogenes Notizbuch, nachdem er den fein schwarzpolierten Damenstift mit vernickeltem Ende beigesteckt

hatte, ſorglich in die Taſche ſeines Überziehers, von deſſen Innenſeite die Initialen ſeines Namens in Gold geſtickt innig verſchlungen herausblitzten.

„Grüßet mir Eure vortreffliche Hausfrau — und ſaget ihr, der Herr Königliche Pedell iſt zufrieden geweſen!“

Der Bräuer machte mit allem Raffinement eines höfiſchen Anſtandes einen tiefen Knix — es tat ihm ſehr wohl für einen Moment in gebeugter Stellung ungeniert lachen zu können — und ſagte: „Wir danken herzlichſt!“

Der Waldler ahmte wie ein Schatten und Echo Gebärden und Worte des anderen nach und tat ſchon im geheimen einen tiefen, erlöſenden Atemzug. Der Pedell ſtand am Scheidewege — für einen Augenblick von einem tiefen Gedanken beherrſcht.

„Ja, ganz richtig, das wollte ich noch“ — und ſein Auge überſchaute mit Adlerblick nochmals das Studentenzimmer: „Euere Bücher ſind in Ordnung?“

Der Bräuer, der jedem Blicke des Pedells folgte, war vorgeſprungen und hob den grünen Vorhang von der Bücherſtellage.

Tadellos ſtand alles in der Stallung.

„Recht ſo!“ ſagte der Pedell.

Des Pedells Auge ſtreifte die Betten.

Zwei Sätze — und der Bräuer ſtand vor den Betten und ſchlug die Überdecke zurück und hob das Plumeau in die Höhe.

Weiß — blendend weiß ſchimmerte es dem Pedell entgegen. Heute früh erſt hatte die Hausfrau des Bräuers ganz neue, feine Wäſche eingelegt.

„Alles reinlich! So wollen wir es, ich und der Herr Rektor. Und Eure Koffer?“ frug der Pedell mit dem Tone eines lobbeſcherenden Nikolaus. —

Diesmal machte der Bräuer keinen Sprung.

Es gab ihm einen heftigen Stich ins Herz.

Er wurde blaß.

Der Waldler ſank vor Schrecken volle fünf Zentimeter in ſich hinein.

„Und Euere Koffer?“ frug der Pedell noch einmal mit unschuldigem Tone, in der Annahme, der Bräuer habe ihn nicht verstanden.

Da hatte der Bräuer schon wieder sein klares Bewußtsein und volle Ruhe gewonnen; er sagte mit lachender Stimme, in der ebensoviel Demut als Siegesstimmung lag: „Alles in Ordnung, Herr Pedell! Die Hausfrau hat erst heute früh alles visitiert.“

In diesem Augenblicke geschah etwas Unerwartetes. Wie es im Leben eben geht!

Wie es überall Neider gibt, die einem das kleinste und noch so sauer erworbene Glück mißgönnen, wie es überall Zwischenträger, heimliche Zuträger, Heimtücker gibt, welche die vorgesetzten Stellen und beförderungsgewaltigen Vorgesetzten umschleichen, umschwänzeln, umkriechen, umschmeicheln, umheucheln, nur um sich selbst jeden günstigen Augenblick ins beste Licht zu setzen — indem sie auf die anderen, die Kollegen, Kameraden, Freunde — o Ironie! — Schatten werfen, jeden Klatsch und Ratsch, welcher die Qualifikation und Beförderungsfähigkeit beeinflussen könnten — immer und in jeder erdenklichen Variation vor die maßgebenden Persönlichkeiten bringen — so geschah es auch hier.

Solche Natternaturen übernehmen zwar dann zugleich mit dem Anklägeramt die Aufgabe des Verteidigers, indem sie sagen: „Ich möchte natürlich das Gesagte nicht mit Bestimmtheit behaupten, ich habe es ja selber gar nicht gehört, ich weiß es nur durch meine Frau und die hat es von einer Bekannten ihrer Verwandten erfahren. — Mir ist ja der Kollege oder Kamerad N. N. ein lieber, guter Freund!“ — Pfui! Das ist stinkende Heuchelei!

So eine Natternatur, kriechend und falsch, mit wohlwollendem Lächeln in dem Schuppengesichte — schlich in Gestalt eines Pulverwölkchens aus einer Lücke in dem Koffer des Bräuers; — leider hatte er in der Eile den Kofferdeckel nicht fest genug geschlossen! — Und es schlich und tänzelte, reckte und streckte sich, duckte und dehnte sich, bis es an die Nase des Lateinpedels gelangt war. Da ringelte es sich und schlängelte sich, legte sich auf den Bauch — wie ein echter

Speichellecker — und schwänzelte mit grinsender Wonne in die weite, behaarte Nasenhöhle des Lateinpedells — und — kitzelte ihn.

Der Lateinpedell machte in diesem Augenblick ein heilig ernstes Gesicht, wie es Moses machte eine Sekunde bevor er die Gesetzestafeln vom Berge Sinai auf die um das goldene Kalb tanzende Israelitenmenge warf. Dann rief er — der Lateinpedell — mit der Stimme des Donnerministers Donar: „Ich rieche Pulverdampf!" Seine Stimme ähnelte in diesem Momente sehr der Stimme des Riesen Fritz-Fraß-Fressius, der in seiner Schlafkammer rief, als ihm seine Frau die sieben unschuldigen Kindlein verstecken wollte: „ich rieche Menschenfleisch!"

Und schon hub des Lateinpedells Nase an, gewaltig zu niesen.

Das heimtückische Pulverwölkchen flog wie eine Sturmschwalbe aus der behaarten Nasenhöhle hinüber bis zum Bette und zum Bräuer.

Als es das vom Schrecken bleiche Antlitz des Bräuers sah, dem es doch sein Dasein dankte, kam dem Pulverwölkchen wie einem echten Heuchler das Mitleid: „Lieber, guter Bräuer, flüsterte es ihm zu — ich habe Dich ja gar nicht verraten wollen, gewiß nicht — auf Treu und Ehrlichkeit!"

Der Bräuer aber tat, wie ein Mann eben handelt. Er warf einen Blick voll Verachtung auf das stinkige Wölkchen.

Dann nahm er mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften den Kampf auf.

Der Waldler war inzwischen noch um fünf weitere Zentimeter in sich hineingesunken vor Angst; es zitterten ihm nicht nur die Kniee, sondern sogar die beiden Ohrenringe, die ihm die gute Mutter seinerzeit als sichersten Schutz gegen Augen- und Hirnkrankheiten hatte stechen und hängen lassen, sogar sie nahmen eine taumliche Bewegung an. Er flüsterte unaufhörlich in sich hinein: O heiliger Quirin von Pilgramsberg stehe mir bei! — Gerne — ich verspreche es auf Eid und Gewissen — will ich dir zu Ostern ein wächsernes Opfer bringen, in Gestalt eines Buches im Preise von zehn

bis fünfzehn Pfennig. — Gerne! — O heiliger Quirin, steh mir bei!"

Der Bräuer aber trat vor, ein echter Kämpe: „Entschuldigen Sie, Herr Pedell — Sie täuschen sich, das ist kein Pulverdampf; wir beide — der Waldler und ich, haben in unserm Leben noch nie ein Pulverkörnchen gesehen."

Aber da kam der Bräuer schlecht an.

Er war eben mehr Diplomat und Politiker und weniger Psycholog und Menschenkenner.

Denn als Menschenkenner hätte er ganz anders handeln müssen. Der Lateinpedell war ja ein äußerst gutmütiger Mensch; er wollte keinem Studenten übel; er verstand auch einen Spaß und tat, soweit es Würde und Pflicht erlaubten, gerne mit. Er fühlte sich — um so mehr, da er selbst keine Kinder hatte, als Vater der ganzen Lateinjugend. Seine Buben, wie der die Studenten in glücklichen Augenblicken nannte, waren ihm ein Heiligtum. Wehe, wenn es jemand wagte, über die Lateiner zu spötteln; dann stand er auf, groß und mächtig wie Wotan selbst — und rief mit der Stimme des Gottschmiedes und Blitze-Erzeugers: „Wir Lateiner sind doch bessere Menschen!

Wäre der Bräuer mehr Psycholog gewesen und hätte einen Blick in die Seele des Lateinpedells getan —, so wäre ihm für seine schwierige Lage ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zu Gebote gestanden:

Er hätte sich nur vor dem Pedell auf die Knie werfen und bekennen dürfen: „Herr Pedell, ich sehe ja ein, ihrem Scharfblicke entgeht nichts; ich bekenne deshalb in Demut meine Tat: Ich habe kurz vor Ihrem Eintritte in das Studentenzimmer fünf aus Pulverstaub geknetete Speiteufel in meinen Koffer versteckt. Leider waren die Speiteufel schon angezündet. Ich war eben dabei, dem Waldler die Tätigkeit der Vulkane zu erklären —; es war also auch unterrichtliche Arbeit damit verbunden.

Ich bitte . . . ."

Damit hätte er das gutmütige Herz des Pedells gefesselt; denn für Schülerdemut, Ehrerbietung und Unterwürfigkeit hatte der Pedell stets Gnade in Überfülle bei sich.

Für den ersten Augenblick wäre zwar dem Munde des Lateinpedells eine scharfanklingende Philippika — wie er sagte, entrasselt — schon mit Rücksicht auf die amtliche Würde, die vertreten sein wollte; aber zum Schlusse hätte der Pedell sicher gesagt: „Weil Du reumütigen Herzens bist, mein Sohn, sei Dir in Gnaden verziehen." Der Waldler hätte dieses Hilfsmittel ergriffen, ohne Zweifel; — dieser rettende Gedanke kam ihm aber leider nicht; er dachte nur immer inbrünstiger an den heiligen Quirin in Pilgramsberg. —

Aber der Bräuer war zu stolz, sich vor dem Pedell zu demütigen.

Das Blut seiner Ahnen rollte in ihm, seiner Ahnen, die seit vielen Jahrzehnten im kleinen Heimatstädtchen die meisten Steuern zahlten, weitaus das größte Jahreseinkommen hatten — man sagte von dreißig bis vierzigtausend Mark netto —, des Städtchens Gipfelwürde vertraten — das Bürgermeisteramt — und also wie Halbgötter durch die Straßen des Städtchens wandeln konnten — dieses Blut seiner Ahnen wallte in ihm und er beugte sich nicht.

Nochmals sagte er in festem, frechem Tone: „Herr Pedell, Sie irren sich, das ist kein Pulverdampf!"

Aber damit hatte er es schlecht erraten; hatte er doch damit unbewußt den Pedell an jener Stelle angegriffen, welche in ihm noch immer wund lag — und welche ihn jederzeit, auch nur im leisesten berührt, am allermeisten reizte.

„Kein Pulverdampf? —" schrie er in zornigem Tone. „Kein Pulverdampf? —" wer bist Du denn, Du Knirps?"

Und er hob das Haupt, und hob es wie ein Löwe, den eine Mücke gestochen hat — schüttelte die Locken und brüllte:

„Ein volles Jahr lang hat diese Brust" — und er schlug darauf, daß es einen Hall gab wie eine leere Biertonne — „während des großen Krieges in einer von Pulverdampf durchschwängerten Atmosphäre geatmet, und einmal vor Belfort, lag ich acht Tage so im dichten Pulverdampf der Geschütze eingehüllt, daß meine Augen die Bajonettspitzen des Feindes erst bemerken konnten, als sie kaum mehr dezimeterweit von mir nach meinem Leben zielten. Und Du, — Du

unerfahrener Junge, willst mir streitig machen, daß das, was ich rieche, kein Pulverdampf ist?

Junge, meine Nase ist seit jener großen Übung sicherer als jedes Barometer und Thermometer der Welt — und ich sage deshalb mit diktatorischer Gewißheit und absolut „apothekisch": Was ich rieche, ist Pulverdampf! — Bekenne und zeige!"

Und schon hatten seine Augen die Rauchquelle erspäht.

Er stürzte auf den Koffer, wie auf eine tod- und mordspeiende Batterie des Feindes.

Der Bräuer stand besiegt.

Der Waldler lehnte wie in den letzten Zügen an seiner Bettstatt — halb zog es ihn hin, halb sank er hin.

Ein Griff, ein Riß von des Pedells kampf- und kriegskundigen Händen, — und der Deckel des Koffers flog zurück.

Aber da hatten die Knaben einen unerwarteten Bundesgenossen gefunden.

Eine dicke, mächtige, schwarzgraue Pulverwolke sprang aus dem Koffer empor, umschlang den Lateinpedell wie ein Riesenpolyp mit hunderten von Armen, umschlang das kampfesmutige Haupt und steckte sich wie ein Knäuel immer mehr in des Pedells weit offenen Mund und Schlund.

Einem solch heimtückischen Überfall war des Pedells kriegserprobte Seele denn doch nicht gewachsen.

Er sprang in mächtigen Sätzen zurück gegen die Fenster, um den Feind — losgelöst von der großen Masse — leichter bewältigen zu können. Gewiß ein vortreffliches, taktisches Manöver! Aber der tückische Feind hatte sich förmlich festgebissen in seinem Halse.

Und da dem Pedell auf diese Art bereits der Atem ausging, so schlug er mit den Armen um sich, machte einige Luftsprünge, beugte den Körper abwärts, seitwärts, rückwärts, schnellte ihn wieder empor, machte Windungen und Drehungen wie ein Schlangenmensch bei der abendlichen Hauptvorstellung, hustete, pustete, räusperte sich und spie um sich.

Der Bräuer stand anfangs — als die finstere Wolke wie ein Ungetüm aus dem Koffer sprang und den Pedell umschlang, und als er sah, welch ernster, hartnäckiger Kampf

sich entspann — starr vor Schrecken. Er fürchtete, der Lateinpedell könnte ernstlich Schaden nehmen — und ihn träfe dann die Schuld.

Als er aber merkte, wie dessen vorzügliche, umsichtige und heldenhafte Kampfesweise sich die Oberhand sicherte und dem Sieg entgegenschritt, da konnte er ein inbrünstiges, wonniges — allerdings sehr schadenfrohes Lächeln nicht mehr unterdrücken.

Selbst der von Angst fast todwund gequälte Waldler mußte, als er den Pedell solche Sprünge und Turnübungen machen sah, einigemale innig, herzhaft und leise vor sich hinlachen. Er konnte es nicht mehr erwehren.

In dem Augenblick, als der Lateinpedell einen besonders anmutigen Luftsprung machte und mit den Armen kreuz und quer um sich schlug, öffnete sich die Türe von Gertruds Zimmer; — der Seminarpedell mit Gertrud traten ein. Sie hatten polternden Lärm gehört und waren nun herbeigeeilt, um nach der Ursache zu sehen.

Als sie des wie rasend um sich schlagenden Lateinpedells ansichtig wurden — blieben sie starr vor Entsetzen stehen. Der erste Gedanke des Seminarpedells war: In deines Kollegen Hirnuhrwerk greifen die Räder nicht mehr richtig in einander.

Als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, rief er mit seiner kindlichen, hohen, singenden Stimme, in der stets etwas süßliche Wehmut mitklang: „Aber um Gottes Willen, Herr Kollege, was ist denn, Herr Kollege? Was soll denn das heißen, Herr Kollege?“ Der Lateinpedell hatte die Sprache noch nicht wiedergefunden; ein dicker Knäuel Pulverdampf hockte noch breit und plump wie eine Kröte in seiner Kehle. Er rollte deshalb nur bedeutungsvoll die funkelnden Augen und wies mit den fünf gespreizten Fingern der rechten Hand blitzschnell nach der Quellstätte des Unheils — und tanzte weiter.

Der Seminarpedell aber hatte mit der ihm eigenen, raschen Auffassungsgabe sofort seines Kollegen Wegweisung verstanden.

Rasch trat er zum offenstehenden Koffer, aus dem noch immer kleine Rauchwölkchen gemütlich in gerade gewundenen Säulen aufstiegen.

In der dunkelnden Tiefe des Koffers ersah er drei feuerrot glühende Punkte, die funkensprühenden Köpfe der drei glimmenden Speiteufel.

Sie blinzelten ein wenig mit ihren großen, brandroten Augen und stießen dann wie auf ein Kommando eine dicke Rauchwolke von sich, als wollten sie sich damit den gehässigen Augen des Seminarpedells entziehen.

Der aber hatte mit raschem Griffe das Brett samt Speiteufeln erfaßt und schleuderte es auf den Boden. Dem Bräuer schrie er zu: „Lösche! Gieße Wasser darauf!“ Und seine Stimme sang, wie um die Ecke geifernder Aprilsturmwind — schrill, ungestüm und hoch.

Im nächsten Momente flog der Deckel des Koffers krachend zu.

Die zweite Tat des Seminarpedells.

Auch ihr lag eine tiefschauende Absicht zugrunde.

Nun folgte die dritte Tat.

Mit ein paar Sätzen war der Seminarpedell an der Seite seines nach Atem ringenden Kollegen, und schon trommelten seine beiden Fäuste auf des Lateinpedells Rücken herum, als müßten sie Generalmarsch schlagen.

Das war zu drollig.

Da konnte sich selbst der Waldler nimmer halten und er lachte und lachte so herzinnig, daß ihm ein Tränenbächlein über die bleichen Wangen rieselte, um unter dem halbseidenen Halstuch langsam wieder zu versiegen.

Wie oft schon hatte bei Atemnot und Stickanfällen der Seminarpedell von diesem probaten Mittel Gebrauch gemacht —

Auch diesmal krönte der Erfolg sein redliches Bemühen. Der Lateinpedell bekam endlich wieder Luft. Mit Tränen in den Augen schüttelte er dem hilfekundigen Kollegen die rettenden Hände.

Mit raschem Blicke übersah der Lateinpedell noch einmal

das Schlachtfeld und zornig prüfend die Gesichter aller Beteiligten.

Aber er sah nur tiefen Ernst auf ihnen liegen.

Das gab ihm seine Würde wieder zurück.

Nun kam der zweite Teil.

Der Bräuer stand mit der Gießkanne, Gertrud mit dem Wasserkrug neben den schwach rauchenden Speiteufeln.

Der Waldler erwartete gebeugt das Gericht.

Das Lachen war jetzt vorbei.

Alle ahnten den Ernst der Lage.

Nachdem der Lateinpedell über den Bräuer eine zündende Zorn-, Wut- und Mahnpredigt ausgegossen hatte, welche infolge des vom Rauche ausgetrockneten Halses leider oft von Husten, Pusten und Räuspern unterbrochen werden mußte, wurde auf Vorschlag des Seminarpedells der ganze Koffer einer eingehenden Visitation unterworfen.

Als des Seminarpedells hohe, kindisch klingende Stimme diesen Vorschlag herunternäselte, wurde der Bräuer unruhig; Gertud aber erblaßte.

Wußte sie nun doch, daß der „Ekkehard" unbedingt in die Hände des Seminarpedells fallen werde.

Schon sah sie sich im Geiste vor dem Tribunal des Seminars.

Nun begann die Ausführung des Vorschlags.

Der Lateinpedell befahl mit ruhigem, von Würde durchdrungenem Tone: Öffne Deinen Koffer!"

Wie ein Sträfling trat der Bräuer vor und schnellte den Kofferdeckel mit zierlicher Brandmalerei zurück.

Als er alle seine Geheimnisse so unverhüllt vor den sengenden Augen der Pedelle daliegen sah, und als er sah, daß auch Gertrud neugierigen Blickes der Dinge harrte, die da kommen werden, überflog ihn eine schwache Schamröte. Aber dann beherrschte er sich und sah finster darein.

„Nun Stück für Stück herausgelegt!" donnerte der Lateinpedell, als hätte er ein Bataillon Chinesen vor sich. Mit Todesverachtung langte der Bräuer in die Fülle des Koffers und hob aus der dämmernden Tiefe lose in braunes

Packpapier gewickelt: einen Schinken — dickbackig, tiefgebräunt und von betäubendem Dufte.

Der Seminarpedell ſchluckte raſch und heimlich das in ſeinem Munde zuſammengelaufene Waſſer hinunter. Der Bräuer aber warf verächtlich die herrlich geräucherte, niederbayeriſche Schweinskeule vor ſeine Füße auf den Boden.

„Weiter!“ donnerte des Lateinpedells Kommandoruf. Und wieder tauchte der Bräuer ſeine Hände in des weitbauchigen Koffers dämmernde Tiefe.

Und er hatte Glück.

Vor den lauernden Augen der beiden Pedelle erſchien ein Kranz niedlich gerundeter, echter Regensburger Räucher-Schweinswürſte und ein ſchweinernes Zünglein von kaſtanienbrauner Räucherfarbe und ſo mürbe und fein, als wollte es eben: ah! rufen. Und wieder ſchluckte der Seminarpedell das in ſeinem Munde zuſammengelaufene Waſſer heimlich und ſchnell hinunter. „Weiter!“ donnerte des Lateinpedells Kommandoruf zum zweitenmale.

Ein Gugelhupf erſchien. Das Eigelb ſchimmerte üppig durch den herrlich gebackenen Kuchen. Sein lockeres Inneres war von Weinbeeren und Roſinen förmlich geſpickt. Seine wellig gepreßten Höhen überdeckte eine Schicht ſchneeweißen Staubzuckers. Schmeichelnd und ſüßlich ſchlich ſich der Duft des friſchen Gebäckes in die Naſen der ganzen Prüfungskommiſſion und des Geprüften.

Der Seminarpedell nieſte zweimal flüchtig und leiſe.

Der Lateinpedell nahm mit würdevollem Ernſt eine Priſe parfümierten Schnupftabak — Lotzbeck Nummer II — mit Zeigefinger und Daumen zierlich aus der mit ſeinem Namenszug und der Jahreszahl 1870—71 verſehenen Doſe aus echtem Gemshorn — zog die rechte Augenbraue hoch auf, öffnete die rechte, vom Kuchen- und Schinkenduft gereizte Naſenhöhle weit und ſchob mit kühnem, raſchem Griff — wie ein trefflicher Kanonier, wenn Gefahr auf Verzug iſt, die Kugel flink in den Kanonenlauf ſchiebt — den ſchwarzen Tabak in die große, ſtark behaarte Naſenhöhle — und ſchon erſcholl wieder aufs neue mit Donnermacht der Kommandoruf: „Weiter!“

Der Bräuer legte den Kuchen mit dem rundlichen Kuchenbrett mit finsteren Blicken auf den Boden zum Schinken und zu den Würsten und tauchte wieder unter.

Diesesmal förderte er ein ansehnliches Packet Würfelzucker zutage. — Die Mutter hatte ihm diesen Versüßungsvorrat geschickt, damit er sich den Morgenkaffee mehr versüßen könne, da sie wußte, daß die Hausfrau mit ihrem Zucker äußerst spärlich war.

Mit der linken Hand hatte er gleichzeitig einige Tafeln Stollwerk-Chokolade herausgehoben.

Dabei wäre ihm fast der Roman „Ekkehard" in die Hände gefallen.

Aber mit ritterlicher Gewandtheit schob er ihn rasch und ohne daß es einer der Pedelle bemerkte, beiseite in die schützende Nähe der Wäsche. Ein blitzschneller, aber innig dankbarer Blick Gertruds lohnte ihm diese stille, wackere Tat.

Die Chokoladetafeln waren zierlich mit blauen Bändchen verschnürt und lose in knisterndem Seidenpapier eingehüllt.

Das erregte des Lateinpedells Argwohn.

Er ahnte die Photographie einer „Nichte" in Oktavformat samt den dazu gehörigen Briefen und frug deshalb mit untersuchungsrichterlichem Tone: „Was ist so fürsorglich in diesem Seidenpapier eingewickelt?"

Mit geschicktem Griffe enthüllte der Bräuer die einzelnen Tafeln und antwortete: „Chokolade — ein Mittel gegen Brechdurchfall."

Schadenfreude dehnte dem Seminarpedell die beiden Mundwinkel weit und hoch. —

Der Lateinpedell zog das mächtige, blaugetupfte Taschentuch hervor, hielt es wie einen Vorhang vor sein Gesicht — wahrscheinlich, um seine Enttäuschung zu verbergen — und schneuzte sich rasselnd. Unter dem Tuche hervor erscholl gedämpft seiner Stimme Befehl: „Nun weiter!"

Wieder tauchte der Bräuer unter.

Diesesmal aber dauerte es ziemlich lange, bis sich sein Oberkörper wieder aus dem dämmernden Dunkel des Koffers emporhob. Sein Gesicht war purpurrot und seine beiden Arme hielten weitgestreckt die Fülle der Dinge umschlungen,

die er als Restbestand seiner Schätze dem Koffer entnommen. Er wollte der Untersuchungsqual ein Ende machen und hatte deshalb alles zusammengerafft. Dabei wäre ihm auch diesesmal fast beinahe der Roman „Ekkehard" wieder in die Hände gekommen. Aber echter, herrlicher, edler Mannessinn bewährt sich in allen Lagen des Lebens.

Und so schob der Bräuer auch dieses Mal den Roman „Ekkehard" möglichst unauffällig und mit staunenswerter Kunstfertigkeit immer tiefer und tiefer in den Koffer hinab und immer mehr und mehr unter die schützende Hülle der Fülle von Wäsche. Schon glaubte er ihn geborgen, es war nur mehr der schmierige Lederrücken und die Etikette des Buches mit der Nummer 137 sichtbar —, da beugte sich der Lateinpedell zu ihm hernieder; er fühlte des Pedells warmen Atem wie Föhnsturm an seiner Wange vorüberfausen; ihm war die lange, geheimnisvolle Schatzgräberei verdächtig geworden. Da ließ der Bräuer das Buch fahren. Das dankbare Augenzwinkern, das ihm Gertrud auch diesmal zuschleuderte, war ihm nicht entgangen. Der Lateinpedell hatte nichts gemerkt.

Aber des Seminarpedells braune Sperberaugen hatten schon geraume Zeit des Bräuers vorsichtige Hantierung mitverfolgt. Er lächelte — aber es war ein eiskaltes Lächeln, — schob die Habichtsnase einigemale auf und nieder —, blinzelte, als wollte er den Gedanken in sich ein Zeichen geben und sagen: „Seid nur ruhig, Euere Zeit ist noch nicht gekommen!"

Und er schwieg.

Der Bräuer senkte die getürmte Last seiner Schätze vorsichtig nieder zu den schon am Boden liegenden. Außen herum lagen lauter unschuldige Dinge: Ein Zweipfundkränzlein Feigen, vom Zuckermehl bestäubt und so eng aneinander gepreßt, als fürchtete jede der Scheiben, sie könnte die erste sein, die gegessen würde; zwei Schachteln Muster-Datteln, voll Fettglanz und strotzend von Saftfülle geschwellt.

Der Seminarpedell flüsterte seinem lateinischen Kollegen hastig zu: „Von diesen zwei Schachteln Datteln kostet doch jede eine Mark. Ich kenne das von den Auslagen her.

Das Geld so hinauswerfen!

Ein Kind so verziehen!"

Tiefe Entrüstung und Abscheu durchtönte seine Worte — und ein Blick voll Verachtung traf den Bräuer.

Dann musterten seine Augen vorsichtig, was den beiden Schachteln Musterdatteln noch gefolgt war:

Vier Laibchen echtes Bozener Früchtenbrot, hellgebräunt — und auf einer Querspange den Stempel „Bozen" weisend, zwei Fläschchen Hohenzollern-Veilchen-Parfüm und ein Glas Kölnisches Wasser; ähnliche Parfüms hatten seiner Zeit dazu gedient, dem Franziskaner an den beiden welken Rosen immerfrischen Duft vorzuschmeicheln.

Immerfrischen Duft!

Das liebte der Bräuer.

Ein Kistchen Äpfel, teils rotbackig, teils zitronengelb — schaute unter den Parfümfläschchen hervor, daneben lag ein blattreiches, weitaufgebuschtes Postkartenalbum, eine Brennschere mit zugehörigem Apparat und ein dreiteiliger aufklappbarer Handspiegel. Das waren Feiertagsutensilien für den Bräuer.

Jeden Sonn- und Feiertag brannte sich der Bräuer das Haupthaar. Seine Mutter sah es gerne, wenn ihr einziger Junge sein schönes, kastanienbraunes Haar gewellt trug. „Das ist vornehm," hatte sie immer gesagt, wenn sie ihn darin unterwies. „Weißt Du, Max, so gewellt tragen die großen Herren ihr Haar in den Seebädern, in den berühmten Sommerfrischen und im Hoftheater in der Residenz. Das habe ich gesehen."

Und Max war ein gutes Kind.

Jedes Mutterwort war ihm ein Evangelium.

Wie liebte er seine Mutter!

Jetzt stand er ernst vor dem Haufen seiner aufgetürmten Sachen.

Im geheimen aber freute es ihn, daß es ihm gelungen war, den kontrollierenden Augen der beiden Pedelle dennoch ein Schnippchen zu schlagen.

Schlau und geschickt hatte er, als er zuletzt den Arm voll Dinge heraushob, in die deckende Mitte derselben der

Mutter Brief und zwei Schachteln Aleikum-Zigaretten gebettet. Waren sie ihm doch vom ganzen Inhalt des Koffers das Wichtigste.

Sie wären ohne Zweifel vom Lateinpedell triumphierend konfisziert worden.

Aber seine geheime Freude hatte ein rasches Ende. Der Seminarpedell machte einen Schritt vorwärts, um seinem lateinischen Kollegen ein Wort ins Ohr zu flüstern — und — war es nun unschuldiger Zufall oder eine böswillige Absicht — wer möchte so etwas entscheiden! — der Seminarpedell berührte mit der Fußspitze das vom Bräuer zuletzt sorglich und wohlgeschichtet auf den Boden gesetzte Häuflein Dinge —— und der wohlgeschichtete Haufen fiel auseinander — und seiner Mitte entkollerten mit neckischem Gepolter die beiden Schachteln Aleikum-Zigaretten.

Der Faunkopf in bläulichem Lichte von Duftringen umzogen, grinste die beiden Pedelle an. Unverhüllt samt Rosa-Kouvert lag vor aller Augen der Mutter Brief.

Der Bräuer wollte sich rasch bücken, um dieses Heiligtum an sich zu nehmen.

Aber der Lateinpedell hatte des Bräuers Absicht erkannt und Verdacht geschöpft und kam ihm zuvor. Er nahm den Brief und die beiden Schachteln Zigaretten mit einem Griff an sich. „Ein Brief mit Rosa-Kouvert von grünen Bändchen umschlungen." —!--

Er maß und beschaute die von Mißmut und Unwillen erregte Gestalt des Bräuers mit zersetzendem Kennerblick.

„Auch die Erregung stimmt — ein weiteres Verdachtmoment," sagte der Pedell wieder für sich.

„Sollte diesen Jungen die Liebe schon angefressen haben?! . . . .

Der Bräuer aber trat rasch vor und sagte:

„Entschuldigen Sie Herr Pedell, das ist meiner Mutter Brief," und er wollte den Brief aus den Händen des Pedells wegnehmen.

Aber damit hatte der Bräuer gerade das Gegenteil erzielt. Der Lateinpedell hielt den Brief nun krampfhaft fest und sagte mit einem Ton voll höhnischen Unglaubens: „Den

Brief Deiner Mutter darf auch der zu Viſitationszwecken gekommene königliche Pedell leſen."

Der Lateinpedell blickte raſch nach ſeinem Kollegen, um aus deſſen Augen und Mienen eine lobende Zuſtimmung für dieſen diplomatiſchen Schachzug abzuleſen.

Aber des Anſtaltspedells Augen und Mienen lagen leblos.

Der Lateinpedell faltete den Brief auseinander und las mit gierigen Blicken und las dieſes und jenes mit halblauter Stimme und las das Ende des Briefes:

„In vierzehn Tagen bekommſt Du wieder ein Paket, mein vielliebes Max.

Iß und trinke nur, was Dein Herz begehrt und leide ja keinen Hunger, guter Max!

Speis und Trank hält Leib und Seele zuſammen. Ohne Eſſen und Trinken — kein Denken!

Das ſind alte Sprichwörter!

Vom Schinken und von den Würſtchen gieb auch der Hausfrau.

Und nun behüte Dich Gott! ich bete jeden Tag für Dich und küſſe Dich unzählige Male, mein einziger, heißgeliebter Sohn. Deine beſorgte Mutter.

Nachſchrift:

Am Tage Deiner Ankunft in den Weihnachtsferien wird die große engliſche Sau abgeſtochen.

Der Vater hat es ſchon zugeſagt.

Das Chriſtkind iſt ſchon fleißig beim Einkaufen.

Das wollte ich Dir noch ſagen." — — — — — —

Des Lateinpedells Züge hatten eine gewaltige Metamorphoſe durchgemacht — vom bedenklichſten Ernſt bis zum zuſtimmenden Lächeln.

„Ohne Eſſen und Trinken — kein Denken!"

Dieſe Weisheit eines liebenden Mutterherzens hatte des Pedells Kriminalſtimmung erſchüttert. Er gab den Brief zurück. „Du haſt mich nicht angelogen," ſagte der Pedell. „Es iſt Deiner Mutter Brief. Jedoch dieſe beiden Schachteln hätte die Mutterliebe nicht zu opfern brauchen." Er las die Schachteletikette laut und buchſtabierend ab: „Aleikum-

Zigaretten: feinſter, echter orientaliſcher Tabak, unübertreffliches Aroma, keine Ausſtattung, nur Qualität — Perle des Orients."

„Soviel ich weiß, gehören Aleikumzigaretten nicht zum notwendigen Schulutenſilienbeſtand eines Schülers der fünften Lateinklaſſe. Die Schachteln behalte ich," ſagte der Lateinpedell mit leiſem Hohne.

Der Bräuer zog die Stirne in düſtere Falten, ſah zu Boden und ſprach kein Wort.

Der Seminarpedell war noch einen Schritt vorgetreten, ganz nahe an des Bräuers Koffer.

Ein eiskaltes Lächeln umflog ſeine Mundwinkeln.

Der Bräuer ſah es wohl und ſah es auch mit banger Ahnung, wie des Seminarpedells Sperberaugen ſich in ſeiner Wäſche feſtgebohrt hatten.

Der Lateinpedell frug: „Haſt Du ſonſt nichts mehr Unſtatthaftes im Koffer?"

Der Bräuer richtete ſeine himmelbauen, großen Augen mit dem offenen Blicke eines ruhigen Gewiſſens auf den Lateinpedell und ſagte mit dem ehrlichen Tone innigſter Überzeugung: „Ich habe ſonſt nichts mehr im Koffer, nichts als Wäſche."

Gertrud ſchleuderte ihm für dieſe neue, gute Tat eben wieder einen Blick wärmſten Dankes zu.

Da ſagte der Seminarpedell mit ſeiner hohen, kindlich klingenden, näſelnden Stimme: „Es iſt mir nur auffällig, daß dieſe Wäſche einen braunen Lederrücken hat und auf der Etikette die Nummer 137 trägt! Aber vielleicht iſt, was unter der Wäſche verborgen liegt, ein nützliches Bibliothekbuch!" Er ſagte das mit einem ſo ſüßlichen, ſtreichelnden Spott, daß es Gertrud wie Froſt überlief.

Sie erblaßte.

Der Bräuer aber warf dem Seminarpedell einen Blick tötlichen Haſſes zu.

Der Seminarpedell ignorierte das.

Er wandte ſich mit ſeiner ganzen Faſſade dem Lateinkollegen zu und ſagte mit ironiſcher Entſchuldigung: „Aber,

Herr Kollege ich habe hier eigentlich gar nichts zu visitieren.“ Der Lateinpedell fühlte den Hieb.

„Bibliothekbücher verbirgt kein Schüler unter die Leibwäsche,“ sagte der Lateinpedell mit aufbrausendem Zorne. Raschen Griffes förderte er das Buch zutage, das der Bräuer und Gertrud unter der schützenden Hülle der Wäsche schon gerettet glaubten.

Er schlug das Buch auf. Das Titelblatt war herausgerissen und dafür ein weißes, steifes Blatt Papier eingeklebt. Darauf stand mit Rundschrift geschrieben —: „Ekkehard.“

Die ungewohnte Schrift machte dem Pedell zu schaffen. Er las Silbe für Silbe ab und dann noch einmal rasch zusammen und laut das Wort „Ekkehard . . . “

Des Lateinpedells Augen blitzten finster, schon deshalb, weil sie das ihnen völlig fremde Wort dreimal beginnen mußten, bevor sie es fertig lesen konnten.

Dann las er weiter:

„Ein Roman —“

Auf des Lateinpedells Antlitz fiel ein tiefer, kalter Schatten, wie eine schwarze Wetterwolke die Sonne verwischt, die auf grüner Heide spielte.

„Ein Roman —“ las er nochmals, um sich ja zu versichern, daß es so heißt . . .

„von Joseph Viktor Scheffel.“ . . .

Da gab es dem Lateinpedell einen Riß!

Er hatte auf der Innenseite des Buchdeckels die Etikette erblickt, auf welcher gedruckt stand:

Leihbibliothek Hoffmann: Abteil. Romane: No. 137 . . . Steckengasse.

Darunter war mit Bleistift geschrieben:

Die Sioux-Indianer — Pfadfinder — Lederstrumpf . . .

Das war ein böser Zufall!

Des Lateinpedells Augen nahmen ein unheimlich drohendes Gefunkel an —; leuchtende, literaturkundige Gedanken durchblitzten sie, wie blinkende Sternschnuppenfälle die klaren, blauen Septembernächte.

„Wie oft, wie eindringlich, haben ich und mein Herr Rektor Euch das Lesen von Indianergeschichten und Räuberromanen verboten!"

Dieser Gedanke und die Wucht der Verantwortung, die in diesem Augenblicke auf ihn sank, schnürten dem Lateinpedell fast die Kehle zu.

Er schleuderte die Entrüstung mit Kraft von sich und gerade in das bleiche Antlitz des Bräuers, indem er ihn anbrüllte —:

„Ekkehard — ! Solche Indianer- und Räubergeschichten liest Du!

Solche Mordgeschichten!

Wie oft, wie oft haben Euch ich und der Herr Rektor nicht davor gewarnt — und die strengsten Strafen angedroht! —

Ist das die Frucht meiner Bemühungen?"

Innige Wehmut durchzitterte des Lateinpedells Stimme.

„Und nun liest Du solchen Schund! —

Und gar diesen „Ekkehard" . . . !—"

In diesem Momente hätte man die denkenden Züge des Lateinpedells mit dem forschenden Antlitz eines Literaturhistorikers verwechseln können — so klar und scharf lag Wissen und Erschauen in ihnen.

Er sprach:

„Ich kenne den Ekkehard von A bis Z, mein Junge — und weiß, daß es eine Rothautgeschichte allerschlimmster, bedenklichster Sorte ist. —"

Des Lateinpedells Stimme klang grollend und krachend wie nahender Donner.

Da unterbrach des Seminarpedells hohe, kindlich klingende Stimme wie singender Sommerwind, den Ernst der Situation.

Er hatte das Lächeln gar wohl bemerkt, das wiederholt und mit deutlichem Leuchten der Seminaristin Gertrud Baumgarten über Augen, Mund und Wangen geflogen war und — wußte es zu deuten.

Deshalb vermochte es der Anstaltspedell nicht mehr weiter anzuhören, wie der Lateinpedell im Eifer und in

seiner Unwissenheit sich in den Augen der literaturkundigen Schülerin lächerlich machte.

Handelt es sich doch um Standesansehen und Standesehre! Er sagte deshalb mit singendem, näselndem Tone und mit dem Lächeln des Überlegenen: — „Lieber Herr Kollege, ich möchte Dich nur darauf aufmerksam machen, Du täuschest Dich in diesem Falle: der Ekkehard ist keine Indianergeschichte; der Roman handelt vielmehr von einem hochgelehrten, frommen und standhaften Mönche."

War es Spott oder war es kollegiales Wohlwollen, was so süßlich in seiner Stimme klang?

Der Anstaltspedell hatte seinerzeit eine achtklassige Großstadtvolksschule besucht und eine hinreichende Bildung erhalten und eine lesebedürftige Seele.

Er kannte nicht nur die besseren Schriften der Schülerinnenbibliothek, er erbat sich auch die neueren Erzählwerke der Lehrerbibliothek.

In ihr stand der Ekkehard.

Er hatte dieses Buch vor zwei Jahren schon gelesen und noch lebhaft standen die herrlichen Bilder vor seiner Seele und der Gedanke wachte wieder auf, der ihn beim Lesen beherrscht hatte: „O Ekkehard wie ungeschickt und des Lebens tiefster Weisheit unkundig warst Du! Mir wäre eine junge, lebenslustige, schönheitgesegnete, kußgewandte und ehesüchtige Herzogin mit fruchtbarem, einkömmlichem Lande samt Seen, Bergen und Wäldern und steuerwilligen Untertanen entschieden lieber als ein verknöcherter, mumienstarrer, hirnkranker Grundsatz der Entsagung. —"

Der Lateinpedell war anfänglich ärgerlich über des Kollegen Aufklärung und maß die dürre, bleiche Gestalt des Anstaltspedells mit finsteren Blicken.

Er hatte gar wohl den Hieb des im Wissen Überlegenen verspürt und fühlte ihn doppelt unter den gaffenden Augen der Schüler. Nur einen Moment — dann hatte er die Fassung wieder gewonnen. Er sagte, sich zum Anstaltspedell wendend, mit Grandezza: „Lieber Herr Kollege! Meinetwegen mag es ja sein, daß dieser Ekkehard kein Indianerroman ist; der Ekkehard aber, den ich meine — und den ich

von A bis Z kenne —, dieser Ekkehard war ein Hauptblaßgesichtsheld in einem der gefährlichsten aller Rothautromane; dafür stehe ich mit meinem Ehrenworte ein, ich, Franz Sales Bauberger, königlicher Pedell am königlichen humanistischen Gymnasium."

Seine Stimme schleuderte mit dröhnender Kraft diese Worte an die Ohren der Aufhorchenden.

Wollte er mit dieser lärmenden Stimme den leisen Einspruch des Gewissens betäuben, der Lateinpedell?

Der Anstaltspedell hatte die plumpe Anrempelung, welche aus den Worten „am königlichen humanistischen Gymnasium" deutlich genug hervorlangte, verstanden.

Aber er schmunzelte nur geringschätzig — und beäugte die lärmende Kolossalgestalt des Lateinkollegen scharf und ohne sonderliche Hochachtung.

Dieser aber sah an seines Kollegen flinken Sperberaugen kühn vorbei und bohrte dagegen seine flammenden Blicke in des Bräuers bläuliche Augen, um zu erforschen, ob vielleicht der Schüler an seinen autoritativen Worten auch nur einen Moment zweifle.

Die Autorität stand auf dem Spiel.

Des Bräuers Augen aber sahen ruhig und die Andacht und Demut saßen mit gefalteten Händen und liebem Gesichte in ihnen. Das beruhigte den Lateinpedell.

„Deine Autorität hat keinen Schaden genommen," flüsterte er sich leise zu.

Und mit milderen, von herablassender Güte getragenen Worten frug er den Bräuer:

„Wie lange ist das Buch schon in Deinen Händen?"

Diese Frage setzte den Bräuer in große Verlegenheit. Sein Blick wanderte fragend zur Seminaristin Gertrud Baumgarten hinüber.

Diese wollte die Großmut des Bräuers nicht länger mehr in Anspruch nehmen.

Rasch trat sie vor und sagte mit fester Stimme: „Entschuldigen Sie, Herr Pedell, das Buch gehört mir." Der Anstaltspedell aber suchte dahinter eine Finte. Er meinte:

„Aber es steht doch auf der Innenseite des Deckels eingedruckt: Leihbibliothek — Steckengasse Nummer 137."

Der Ton seiner Worte verriet deutlich, daß er der Aussage der Seminaristin keinen Glauben beimaß. Diese aber wiederholte nochmals mit bestimmtem Tone: „Das Buch gehört mir"; dann fügte sie noch bei: „Ich habe den Roman „Ekkehard" aus der Leihbibliothek entlehnt."

„Seit wann?" frug des Anstaltspedells Stimme mit Zürnen.

„Seit Samstag."

„Und wie kommt das Buch in diesen Koffer?"

Der Anstaltspedell beobachtete jede Miene und Gebärde der Seminaristin.

„Als ich vorhin Ihre Tritte hörte, riegelte ich rasch die Türe zum Studentenzimmer auf und warf den Roman in des Bräuers offen stehenden Koffer."

Es war Gertrud peinlich, das bekennen zu müssen.

Röte und Bläße wechselten rasch in ihrem lieben Gesicht. Nun war die Überraschung auf Seiten des Anstaltspedells. Der Lateinpedell hielt den Roman „Ekkehard" immer noch in Händen.

Jetzt aber gab er das Buch eilfertig dem Kollegen hinüber und fügte hinzu:

„Nachdem die Sache sich so verhält, habe ich hier eigentlich weiter nichts zu visitieren." Er hatte die spitzigen Worte des Anstaltspedell von vorhin fast silbengenau wiederholt.

Miene und Ton konnten die Schadenfreude nur schlecht verhehlen, die durch des Lateinpedells Seele wandelte.

Es vergnügte ihn, dem bissigen Freund einen versetzt zu haben.

Der Anstaltspedell aber ignorierte das und sagte gelassen und mit ruhigem Tone zur Seminaristin: „Gertrud Baumgarten, den Ekkehard nehme ich mit mir!

Sie wissen doch, daß es Ihnen verboten ist, Bücher aus der Leihbibliothek zu entlehnen.

Ich tue nur meine Pflicht."

Er steckte das Buch in die Tasche.

Gertrud senkte das Haupt und schwieg.

„Und meine Pflicht ist es," sagte der Lateinpedell zu dem Bräuer, „Dir das unnötige, gesundheitsschädliche und streng verbotene Rauchwerk abzunehmen."

Er steckte die beiden Schachteln Aleikum-Zigaretten mit dem vor Duftvergüngen grinsenden Faunkopf in die Manteltasche. Der Bräuer senkte gleichfalls — ein Besiegter — das Haupt.

„Und was die Speiteufel betrifft und was sie als Folgen nach sich gezogen — darüber will ich mir Strafantrag beim Rektorat vorbehalten."

Des Lateinpedells Stimme hatte wieder einen drohenden, dröhnenden Klang angenommen.

Mit wuchtigem Tritt verließ er das Zimmer.

Der Anstaltspedell folgte ihm und hüstelte leise und hell wie ein Kind. — — —

* * *

Am nächsten Tage während der Zehn-Uhr-Pause wurde Gertrud auf das Direktorat berufen.

Als sie in das Direktoratszimmer eintrat, sah sie auf dem Tisch in der Mitte den Ekkehard mit abgerissenem Einbande liegen.

Sie grüßte ehrerbietig.

Der Direktor saß am Schreibtische und arbeitete.

Aus dem Tone der Worte, mit welchen er ihren Gruß erwiderte, klang das liebevolle Wesen, das er stets im Verkehr mit den Schülerinnen zeigte.

Das ermutigte sie.

Es tat ihr unendlich leid, von dem Manne, der ihr stets wie ein fürsorglicher Vater entgegengetreten war, zu dem sie mit aufrichtiger Verehrung aufschaute, eine Rüge zu erhalten.

Wie oft hatte er beim Unterricht und bei anderen Gelegenheiten Veranlassung genommen, seinen Schülerinnen zu sagen:

„Für den besser fühlenden und denkenden Menschen, für den gebildeten Menschen, ist das Lob das wichtigste Erziehungs- und Regierungsmittel.

Geben Sie mir Gelegenheit, daß ich Ihnen gegenüber hiervon möglichst oft Gebrauch machen kann.

Sie bereiten mir damit jedesmal ein Vergnügen."

Wie oft hatte er dieses Mittel ihr angedeihen lassen! Diese Gedanken waren in ihr wach geworden und beherrschten sie, umstanden sie und drohten ihr mit den Fingern.

Der Direktor war vom Schreibtische aufgestanden und ihr gegenüber getreten.

„Gertrud Baumgarten."

Er sah sie an — und besann sich einige Augenblicke. Dann fiel sein Blick auf den Ekkehard.

„Ja, richtig! — Sie kommen wegen dieses Buches?"

„Ja."

„Sie haben es von der Hoffmannschen Leihbibliothek entlehnt?"

„Ja."

„Wie kommen Sie dazu?"

Gertrud erzählte nun offenherzig, wie der Entschluß in ihr reif geworden war. In der Literaturstunde bei Professor Dr. Moroff sei der Roman behandelt worden. Unter anderen hervorragenden Werken wurde auch der Roman Ekkehard genannt. Professor Moroff habe von ihm mit besonderer Begeisterung gesprochen und auch bemerkt:

„Merken Sie es sich für später; es ist Pflicht eines jeden gebildeten Menschen, sich mit solchen Meisterwerken bekannt zu machen; die Schönheit, die in ihnen leuchtet, die Weisheit, die in ihnen atmet, die Lebenslust, die sie durchsprudelt, wirken auf den Geist, wie ein erfrischendes Bad an heißen Sommertagen den Leib neu und kraftvoll belebt."

Da sei die Neugierde in ihr wach geworden, dieses Werk — den Ekkehard — kennen zu lernen.

Sie habe sich ihn aus der Leihbibliothek verschafft.

„Sie allein?"

Der Direktor sah sie beobachtend an.

Da fühlte sie die brennende Röte in ihrem Gesichte.

Der Direktor merkte es und wußte genug.

Er wollte sie nicht zur Anklägerin machen.

Er war ein feinfühlender Mann.

364231

„Gut!“ sagte er.

„Merken Sie sich aber: Solche Leihbibliotheken sind Geldinstitute, Geschäfte ohne jegliches Idealinteresse; für Schülerinnen aber geradezu gefährlich. Ich kenne die Gefahr, die Ihnen hier droht; Sie können sie ahnen! Geben Sie dieses Buch sofort nach Schluß des vormittägigen Unterrichtes zurück!“

Er reichte ihr den Ekkehard.

„Das Versprechen, daß Sie als Schülerin nie wieder eine Leihbibliothek aufsuchen, erachte ich als selbstverständlich. Ich werde das heute noch allen Zöglingen eindringlich ans Herz legen.

Im Übrigen erfährt die Schülerinnenbibliothek demnächst ohnehin eine wesentliche Vermehrung.

Da wird auch der Ekkehard inbegriffen sein. Ich will dann umsomehr hoffen, daß die Seminaristinnen keine Anwandlungen mehr bekommen, in dieser Hinsicht verbotene Wege zu wandeln.

Ich erwarte — und nicht zuletzt von Ihnen — daß Sie auch in diesem Punkte Selbstzucht untereinander üben.

Die Einsicht muß Sie beherrschen, nicht der Zwang.

Sie können gehen!“

„Ich danke,“ sagte Gertrud und es tat ihr wohl, das sagen zu können.

Die Güte und die weise Kunst, den Richter in des anderen eigener Brust zu wecken, war die Macht dieses Mannes.

Man ordnete sich ihr gerne und willig unter. Gertrud fühlte das so recht an sich.

Die höheren Töchter.

Gertrud war nun mit Eintritt in die 8. Klasse 18 Jahre alt geworden.

Durch die Empfehlung ihres Musiklehrers übernahm sie mit Genehmigung des Direktorats in ihrer freien Zeit wöchentlich drei Nachhilfestunden im Klavierspiel.

Die eine dieser Stunden erteilte sie in der Familie des Oberstleutnants a. D. von Thüngen, die beiden anderen den zwei älteren Töchtern des Kaufmanns German — Irmingard und Hedwig.

Olga von Thüngen war das einzige Kind. Also der Mittelpunkt der Familie.

Man hatte sie zwei Jahre in die private höhere Töchterschule der Madame Bonivard geschickt. Diese beherrschte als geborene Schweizerfranzösin ihr Französisch und Englisch, das sie als Unterrichtsfach gab, vortrefflich, war im Grunde eine energische Natur, mit unterrichtlichem Geschick und Verständnis für erziehliche Arbeit. Aber die Verhältnisse waren mächtiger als die guten Eigenschaften der Madame Bonivard. —

Das Institut war ihre Lebensquelle und sie mußte auf Frequenz sehen. Der größte Teil der ihr zur Ausbildung anvertrauten Töchter der sogenannten besseren Gesellschaft waren verzogene Kinder. Der intensive Unterricht, den Madame Bonivard anfangs beliebte und auch von ihren Mitarbeiterinnen forderte, erregte das lebhafteste Mißfallen der „höheren Töchter". Ein Teil blieb zu Beginn des nächsten Semesters aus. Die strenge, aber ehrliche Zensur, welche den Eltern ein klares Bild vom Vermögen und Können ihrer Kinder geben sollte, verletzte die Eitelkeit mancher Mutter und entfachte Widerwillen gegen das Institut Bonivard.

„Meine Tochter war in der Schule immer mit „Eins“ gezeichnet!“ sagte eine jener klugen Mütter, — „und bei Ihnen sinkt sie unter „Zwei!“ Das ist doch beleidigend! Ich selbst hatte in all meinen Schulzeugnissen immer die Note „Eins,“ und ich glaube nicht, daß ich meiner Tochter mindere Eigenschaften vererbt habe . . . .“ beliebte die verletzte Mutter-Eitelkeit noch hinzuzusetzen.

Madame Bonivard hörte und überlegte.

Dann tat sie einen tiefen Seufzer.

Der sollte ihr Lehrer- und Erziehergewissen beruhigen.

Dann handelte sie.

Sie war Diplomatin geworden.

Von diesem Tage ab war ihr Unterricht unterhaltend, zerstreuend, oberflächlich — sie gab gute Noten, sehr gute Noten; das Lob wucherte wie Unkraut; man ließ die Untugenden der höheren Töchter gewähren, die Disziplin war eine äußerst lockere; man schmeichelte den Launen der Schülerinnen. Die übrigen Lehrer und Lehrerinnen des Instituts hatte Madame Bonivard unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit gebeten, so weit nur möglich, das Gleiche zu tun.

Und so oft das Gewissen in Madame Bonivard aufstehen und predigen wollte, schrie sie ihm entgegen:

„Es lebe der Schein!

Siehst du es denn nicht, daß das der oberste Grundsatz dieser ganzen Gesellschaft ist? Der oberste und einzige Grundsatz der meisten von diesen Müttern und Töchtern?

Was helfen mir ideale Erziehungsregeln?

Ich stehe mitten unter den Menschen —!

Mitten unter den Weibern —!!

Und ich will leben! Mein Institut ist meine Melkkuh!

Ich muß rechnen! — — — — — — — — — —“

Diese zweijährige Ausbildung der „höheren Töchter“ war also — im Vertrauen gesagt — eigentlich ein Ulk.

Das dritte Jahr hingegen — war ein wesentlicher Fortschritt. Denn das Herkommen verlangte, daß die „höheren Töchter“ im dritten Jahre ihrer „Studien“, zum

Abschluß und zur Krönung ihrer Bildung ein auswärtiges Institut besuchen.

In Erfüllung dieser Bestimmung war Olga v. Thüngen in das Institut zur Ausbildung junger Damen der besseren Gesellschaft „Ma vie" nach Genf geschickt worden. Mit ihr frequentierten gleichzeitig die zwei Töchter des Kaufmanns German: Irmingard und Hedwig das Genfer Pensionat; Gretchen Mai, eines Regierungsbeamten Tochter und engbefreundet mit Germans, war die vierte im Bunde, welche die auswärtige Bildungsquelle aufsuchte.

Das Ausland!

Eine Dame von Welt muß im Ausland gewesen sein. Die moderne Bildung fordert es!

Das war ein Lehrsatz von jenen vielen, welche in den Damenkränzchen der besseren Gesellschaft kolportiert wurden.

Das Ausland!

Wei ein Zauberwort wirkte dieses Wort auf die phantasievollen Mädchenseelen.

Und sie wurden nicht enttäuscht.

Das herrlich gelegene Genf und die wunderbar blaue Fläche des Lac Leman entfesselte das Entzücken der Mädchen. Die drei Mütter der vier höheren Töchter begleiteten ihre Kinder persönlich an die neue Bildungsstätte.

Das Pensionat für junge Damen besserer Stände „Ma vie" lag an der Rue de Rousseau in entzückender Umgebung, mit herrlichen parkähnlichen Anlagen. Helle, luftige Räume, weite Speise- und Schlafsäle, prunkvoll gehaltene Spielsalons erregten die volle Zufriedenheit der prüfenden Mütter, wenn sie sich auch im Geheimen zuflüsterten: der Preis von 200 Fr. pro Monat sei sehr hoch!

Aber das wußte man ja schon vorher.

Das Bildungsprogramm, das die Direktrice Madame Duchant kommentierte, fand den hellen Beifall der Mütter.

„Hauptaufgabe meines Instituts ist: die jungen Damen zum Eintritt in die Gesellschaft zu befähigen.

Wir wissen ja alle, meine Damen, wie wichtig es für ein Mädchen ist — heutzutage bei der gewaltigen Konkurrenz umso wichtiger! — sich gewinnend und gewandt be-

nehmen zu können. Mit den von der besseren Gesellschaft gepflegten Spielen und Tänzen vertraut zu sein, die Vorzüge seines Geistes und nicht zuletzt, die Vorzüge seines Körpers in das rechte Licht setzen zu können — kurz gesagt — all jenes Können und jene Eigenschaften entfalten zu lernen, welche eben in den Augen der Männer maßgebend sind für die Bewertung des Weibes. — — — — — — —

Daß wir nebenbei auch der wissenschaftlichen und sprachlichen Ausbildung gebührende Aufmerksamkeit schenken, werden die Damen schon dem Programme meiner Anstalt entnommen haben.

Wir haben einen eigenen Tanzlehrer, einen eigenen Lehrer für Anstandskunde. M. Duchant, mein Gatte, als Fecht- und Spiellehrer der Universität — ermöglicht es, daß wir zu den einzelnen Spielen auch Studierende der Universität beiziehen können — junge Herren mit ausgezeichneten Manieren und nur aus besten, deutschen Häusern.

In species möchte ich noch erwähnen, daß wir der Körperschönheitspflege ganz besondere Sorgfalt widmen."

Die drei Mütter der vier höheren Töchter zahlten mit der seligen Miene eines Tiefgläubigen als I. Pensionsrate 1000 Fr. in Madame Duchants kleine, feine Hand.

„Das ist alles das," sagte Frau von Thüngen, als die Mütter am Quai de Rivoli mit ihren Töchtern dahinwanderten, alles das, was ich in der Jugend wohl geahnt und wovon ich so oft selig geträumt habe. Wie ganz anders wurden wir erzogen!

Wie plump — wie eckig — wie engherzig — wie abgeschlossen: Strümpfe stopfen — Weißzeug nähen und säumen! Und wenn man dann einmal mit Mutter und Dienstmädchen auf den Grünmarkt ging und auf den Gruß eines jungen Herrn freundlich dankte, dann hieß es sofort: Woher kennst Du denn diesen? Und was für einen Kampf hat es gekostet, als ich mit achtzehn Jahren zum ersten Male ein Tanzkränzchen besuchen durfte? — Mit achtzehn Jahren! — —

Von Anstandslehre, von gesellschaftlicher Routine, Gesellschaftsspielen, Schönheitspflege — hatten wir keine Ahnung.

Wie **unwissend** waren wir in all diesen wichtigen Dingen! Den **ganzen** Tag mußten wir im Hauswesen tüchtig schaffen. Im **übrigen** wuchs man eben, wie man wuchs. Wie ganz **anders** habt es Ihr," wandte sich Frau von Thüngen an die vier höheren Töchter.

„Ihr wißt es gar nicht zu schätzen, was Euch alles geboten wird — und wie leicht es Euch gemacht wird — wie leicht!"

„An den Mann zu kommen," fügte die Kaufmannsgattin German in Aufrichtigkeit hinzu und erntete dafür einen von Frau Oberstleutnant von Thüngen und Frau Oberrechnungsrat Mai im Einverständnis und mit Entrüstung gemeinsam abgesandten tief verächtlichen Blick.

* * *

Als die vier höheren Töchter nach Ablauf eines Jahres in die Isarstadt zurückkehrten, da hatte das dritte Bildungsjahr eine gewaltige Wandlung in ihnen vollzogen.

Früher im Institut Bonivard, wenn man auf der Straße mit einem Studentlein liebäugelte — wie kindisch einfältig war das alles!

Man nickte dem tief und stürmisch die Mütze Ziehenden kokett zu, man lächelte sich an und hielt dann vor Verlegenheit den Bücherpack vor die blutroten Wangen. Man rief sich auf der Straße nach: Halt da! — Man pfiff sich —; man besuchte die Studentenmesse in der Jodokskirche, die Maiandachten und entnahm den zahlreichen dunklen Eckchen des Hauptportals in der Sankt Martinskirche zierlich zusammengefaltete Briefchen; man fuhr beim Eislauf im Winter absichtlich mit der Freundin so nahe an den einsam und um so stürmischer segelnden Studentlein vorbei, daß sich die Arme streiften und Fahrer und Fahrerinnen einen Moment ins Wanken kamen.

Man suchte vierblättrigen Klee, legte ihn gepreßt in den Katechismus oder in die Grammatik. Man entblätterte Maßliebchen unter den streng und sachlich kontrollierenden Augen der Freundin: Er liebt mich! — Er liebt mich nicht! — —

Wie köstlich unschuldig war das alles!

Schmetterlingssinn und Schmetterlingsflattern.

Hin und wieder ein Aufblitzen — ein seltsam wonniges Aufleuchten in dem Traum- und Märchendunkel einer Mädchenseele, ein ahnendes mächtiges Fühlen huschte wie ein Irrlicht auf — und versank wieder. — Weiter nichts! — —

Jetzt aber — nach dem Bildungsjahre im Institute „Ma vie" in Genf — nach dieser Schule — — — !

Nun sahen die vier höheren Töchter den Mann und das Männliche mit ganz anderen Augen an!

Nun wußten sie bereits: Der Mann ist das Endziel deines Lebens! Das einzige Ziel deines Strebens!

Sie fühlten sich als konkurrenzfähige Fräulein der besseren Gesellschaft.

Und jede legte sich sofort ihren Plan zurecht.

Und die Durchführung dieses Planes war wiederum die einzige Aufgabe, die sie künftighin zu erfüllen hatten:

Die Jagd nach dem Manne.

So war es zu Mamas Zeiten.

So war es zu Zeiten der Großmama, sagten sie sich.

Und jetzt?

Wem wird das Jagdglück am günstigsten sein? — — —

Aber die Jugend und der Übermut schauen mit hundert Träumeraugen und sehen nur das eitle Gute, womit ihre Phantasie die Welt bevölkert. —

* * *

Frau von Thüngen bemerkte die Wandlung ihrer Tochter. Einen Moment freute sie sich und sagte still vergnügt vor sich hinein: Genau wie damals bei mir!

Es kommt eben die Zeit!

Und sie beobachtete ihr Kind im Geheimen. Das Gesichtchen war hübsch — die etwas scharf gebogene Nase hatte sie von der Mutter, das ist ja adelig —! Die französische Haarfrisur war wirklich mit raffiniertem Schönheitssinn ausgedacht und ließ die Fülle der Haare recht zur Geltung kommen — die schlanke, hohe Gestalt war Vater- und Muttergut. — Die Büste begann üppig zu werden. Und wie das Kind zu

plaudern wußte! — Früher war Olga immer für sich und wortkarg —; das Genfer Jahr hatte ihr die Zunge gelöst.

Frau von Thüngen zog das Facit: „Gewiß, man konnte sich schon verlieben in so ein junges, herziges Ding."

Da erschrak sie dann plötzlich, sah sie die Kehrseite der Münze und auf dieser stand: Heirat und Geld.

Wie ein eisiger Schatten sank dieser Gedanke auf ihr frohes Sinnen.

Heirat und Geld.

„Das Vermögen, das wir Dir mitgeben können, liebe Olga —" sagte sie dann zu ihrem Kinde, wenn sie in traulichen Stunden über dies und jenes und auch vom Heiraten sprach — „ist nicht viel, aber wir wollen mit ganzem Herzen und unwandelbar der seligsten Jungfrau vertrauen — und Du wirst sehen, Kind, die Muttergottes verläßt uns nicht. Ich habe in meinem und Deinem Namen ein Gelübde gemacht: Wir wollen drei Monate im Jahre, jede Woche einmal eine Wallfahrt zur Muttergottes in der Kapelle vom heiligen Blut am Hofberge machen."

Den zweiten Teil ihres Planes sagte sie der Tochter allerdings nicht:

Frau von Thüngen hatte nämlich mit der Mutter der Gretchen Mai vereinbart, sechs Jahre hindurch jedes Jahr eine Wallfahrt zur Muttergottes nach Alttötting zu machen — und sollten innerhalb dieser sechs Jahre durch der seligsten Jungfrau Hilfe ihre Töchter an den Mann gekommen sein, so wollten sie zeitlebens — jedes Jahr einmal die Wallfahrt als Dankopfer wiederholen.

Hierzu kamen dann als weitere Hilfsmittel, mit denen Frau von Thüngen rechnete, noch die Bälle in der Harmonie, im Liederkranz, im Alpenverein, die Tanzkränzchen, dann die Familienabende in der Harmonie, das Theater — man nahm ein ständiges Abonnement. Auch die Sommerfrische konnte man noch einrechnen — natürlich! — Unverhofft kommt oft! — — —

Wenn sie dann mit ihrem Gatten von den Bällen sprach, dann brach bei diesem immer ein orkanartiges Donnerwetter los.

„Ich habe dieser Springerei, dieser Fleischbeschau und der ganzen Komödie nie viel Interesse abgewinnen können, nun soll ich als alter Knabe und ausrangierter Dienstmann mit steifen Beinen nochmals den ganzen Humbug über mich ergehen lassen!

Soll es mit ansehen und geduldig ertragen, wenn so ein junger Springinsfeld mit Gönner- und Zeusmiene daherfedert, um großmütig die Tochter zu engagieren! — soll vor dem nächstbesten grünen Laffen ein Dankeskompliment machen, damit er mir auch das nächste Mal das Mädel nicht sitzen läßt! Himmelherrgott-Kreuzsakrament —!"

Dann zog er sich immer in sein Rauchzimmer zurück und undurchdringliche Wolken hüllten ihn ein, und er murrte grollend, was er schon dutzendemale in ähnlicher Situation gesagt hatte:

„ . . . weil es ein Mädel ist!

Herrgottsakrament!

Wenn es ein Knabe wäre — ja dann!

Da hat die heilige Kultur die Wege geebnet —! Dann ließ man ihn einfach den lateinischen Quark durchtraben — und dann einen deutschen Säbel an die Seite — und der Herr der Schöpfung ist komplett und kann vom Stapel laufen, — und die Eltern sind frei!

Aber so ein Mädel! —

Da haben wir die Bescherung!

Kreuzherrgottsakrament!

Ein Mädel!

Was will man anfangen damit? —

Und eine alte Jungfer soll sie denn doch auch nicht werden. —"

Eine alte Jungfer, seine Olga!

Er hatte sie ja eigentlich sehr lieb.

Eine alte, gebetranzige Jungfer?!

Und schließlich — alte Jungfer hin — alte Jungfer her — auch eine alte Jungfer muß leben —!

Wovon? —!

Von dem bischen Geld, das er ihr hinterlassen konnte?

Kreuzhimmelherrgottsakrament!" — — — — — —

Frau von Thüngen hielt es in der Hauptsache mit Gott und den Heiligen.

Herr von Thüngen mit dem Sakramentieren.

Und wo ihn auch dieses im Stiche ließ, da nahm er seine Zuflucht zu einem geruhigen Tertel oder Tarok im Herrenstübchen der Brauerei Koller.

So sahen die beiden Eltern mit ganz verschiedenen Hilfsmitteln dem kommenden Schicksal ihres einzigen Kindes entgegen.

Nur in dem Einen waren sie beide ganz einig: Man konnte das Mädel doch nicht in einen Beruf stecken, wie es jetzt so modern wurde!

Und dann wäre es jetzt auch schon zu spät, — Olga ist nahezu siebzehn Jahre alt, — das hätte man früher tun müssen. —

Frau von Thüngen fand es überhaupt barbarisch, so ein zartes Mädchen Lehrerin, oder gar Aerztin werden zu lassen oder einem Bureaudienste zuzuführen. —

Barbarisch und unsittlich; denn ein Mädchen allein in die Welt stellen, ohne den Schutz und Schirm eines Mannes — ist unsittlich.

Sie empfand, dachte und sagte nur, worin alle Damen des Kränzchen sich einig waren.

Man kennt ja die Gefahren! —

Jetzt auf einmal soll ein Mädchen die ernstesten Arbeiten tun? —

„Zeitunsinn!“ sagte Herr von Thüngen.

„Die verkehrte Welt! Lächerlich!

Das Weib arbeiten lassen wie den Mann — moderner Blödsinn!“

Daß aber Kinder vernünftig zu erziehen eine ernste Arbeit ist, — daß eine tüchtige und züchtige Hausfrau sein, eine ernste Arbeit ist, — daß ein treues, kluges Weib sein — das in seiner Eigenart und durch seine Eigentat sich zum Genossen, zum Kameraden, zum Freunde und Vertrauten des Mannes macht und zum vollwertigen Mitarbeiter an dem Lebenswerk eines Menschenpaares — und auch das

eine ernste Arbeit ist, — wie keine ernster sein kann — daran dachte keines von den beiden Thüngen. — — — —

Wer zeitlebens mit der Herde auf die sicheren Weidegründe des Tales sich führen läßt —, wer nie den Drang in sich aufstürmen fühlte, die einschließenden Höhen zu erklimmen — wer nie sie erklomm —, der ahnt nicht die Wonne der Weitschau von Bergeshöhen —!

* * *

Frau German war das gerade Gegenteil der Frau von Thüngen. Diese war idealistisch veranlagt; sie vertraute auf Gotteshilfe und sagte sich nebenbei, daß ihr Kind doch die Tochter eines Kaiserlichen Oberstleutnants sei, und daß besser und edler denkende, junge Männer den gesellschaftlichen Wert, der hierin liegt, wohl zu würdigen wissen.

Frau German dagegen war eine vollsaftige Realistin. Sie machte — nachdem sie sah, daß ihre beiden höheren Töchter flügge geworden waren — mit sicherer Berechnung ihre Pläne.

Der erste davon, den sie sofort in die Tat umsetzte, war — die Näherin.

Die beste Damenschneiderin der Kreishauptstadt wurde von Frau German vorläufig für ein halbes Jahr nur für ihr Haus engagiert.

„Meine Töchter sollen durch eine auserlesene Toilette die Aufmerksamkeit, die Bewunderung und das Entzücken der jungen Männerwelt wachrufen, und ihre Freundinnen können sich vor Neid grün und gelb, oder wenn es ihnen beliebt — zu Tode ärgern."

„Aber der Papa wird schimpfen, wenn er von dieser großen Ausgabe hört," meinte Hedwig. „Ach, der Papa! — dem haben wir schon so oft ein X für ein U gemacht! — Und im übrigen was will der Papa sagen? Es handelt sich doch um unsere Aussteuer — und da hat es Eile —!" sagte Irmingard und klatschte lachend in die Hände. —

„Wozu ich noch bemerke", fügte die Mama mit würdevollem Ernst hinzu — „daß ich eine Einmischung von Papa in diesen Dingen überhaupt nicht dulde.

Das Geld habe ich in das Haus German gebracht. Und — —"

Aber das Nachfolgende dachte sie sich nur: „im übrigen war Euer Papa immer eine Null ohne Stellenwert — und soll froh sein, wenn man ihn überhaupt noch als Null gelten läßt."

Der zweite Schachzug von Frau German war die Aufnahme in die „Harmonie," der gesellschaftlichen Vereinigung der haute volée, der Beamten, Lehrer und Offiziere.

Der derzeitige Vorstand Rechtsanwalt Demmern brachte es als alter Freund von Frau German zuwege, daß die Familie als erstes bürgerliches Mitglied aufgenommen wurde.

Zu dem Familienabend der „Harmonie" erschienen die beiden German-Töchter in vollständig neuer Toilette. Auch die Frisur wechselte.

Die Friseuse war an solchen Tagen die halben Nachmittage bei German engagiert. Selbst die Abendmäntel waren nicht immer die gleichen. Und das mußte man der Frau German lassen: sie hatte einen auserlesenen Geschmack; die Toilette ihrer Töchter war immer apart, gefällig, manchmal kostbar — und bis aufs letzte Fältchen genau gearbeitet.

Diesen hochnasigen Beamtenfrauen, die von Standesdünkel wie Puppen von Sägespänen von oben bis unten gesteift sind, diesem eingebildeten Geschmeiß, das von Monat zu Monat schnauft, diesen überspannten Weibern will ich einmal zeigen, worin die Macht des Menschen besteht, was ich bin — und was sie sind! — Ich kann hinter jede meiner Töchter einen Geldsäckel von 30 000 Mark stellen — wenn das Geld auch zunächst im Geschäfte und im Hause steckt.

Und was die Schönheit betrifft —

Mit allen den Dämchen, die da hochwohlgeboren in der „Harmonie" sitzen, könnt Ihr die Konkurrenz bestehen —!" Frau German sah mit innigem Wohlgefallen nach ihrer Tochter Hedwig — deren liebliches Antlitz, deren funkelnde Augen und volle, rote Lippen der Mutter Eitelkeit befriedigten.

Allerdings hatte die älteste Tochter Irmingard den etwas starren Blick ihres Vaters.

Die Hedwig German war aber einfach ein Blitzmädel. Schon nach wenigen Wochen war sie der Mittelpunkt für die jungen Damen der Harmonie und der Sammelpunkt der Harmonie'schen Jünglinge.

Bald war sie am Klavier, spielte einen Walzer oder ein seit zwei Jahren geübtes Bravoursalonstück, bald arrangierte sie ein Gesellschaftsspiel oder sie sang ein Lied. —

Sie arrangierte das Tanzkränzchen für die Mittwoche.

Mit Ausschluß der Eltern — das heißt der Mütter. —

Sie rief einen Lawn-Tennis-Klub ins Leben. —

Sie gründete einen Harmonie-Radfahr-Verein, einen Harmonie-Kegelabend, nur für die Jugend, — einen Harmonie-Eisklub und übernahm die Hauptrolle in dem Fastnachtsfestspiel.

Hedwig German war der Liebling.

Und sie hatte das alles ohne Aufdringlichkeit fertig gebracht. Der beste Beweis hiefür war der Neid, mit dem die Harmoniemütter die neuerstandene Konkurrenz ihrer Töchter betrachteten und bekrittelten.

Die „Harmonie"-Jünglinge umschwärmten Hedwig. —

Und wie sie mit den Herren umzuspringen wußte, mit einer Ungeniertheit, einer Offenherzigkeit, einer Gewandtheit und Schalkhaftigkeit, als wenn sie alte, vertraute Schulkameraden wären! —

Wie ihr das Schnäbelchen ging!

Die ganze Gestalt war in ständiger Bewegung.

Und alles fügte sich ihr!

Die Herren waren entzückt.

Besonders Leutnant Muckl — der Vergnügungskommissär der „Harmonie."

Frau German sah es — sah den Neid breitspurig auf den Gesichtern der andern sitzen — und war überglücklich.

Das war ihr Kind, ihre Hedwig! Alle die unerfüllten Träume ihrer Jugend waren in diesem Kinde lebendig geworden.

„Mich hat man in der Jugend unterdrückt! — Und mein Mann — dieser Simpel — hat weiter unterdrückt," sagte sie sich leise.

Diesem Kinde aber soll die Zukunft Herrliches bringen! Sie schwamm in Entzücken.

Irmingard.

Frau Germans ältere Tochter, Irmingard, war eine hochfahrende verschlossene und doch auch wieder leidenschaftliche Natur, und machte der Mutter etwas bangen.

So grenzenlos eitel, so herrisch und vergnügungssüchtig diese Irmingard sein konnte, so sehr es ihr auch gefiel, von Herren umworben zu sein, so war sie doch steif und wortkarg, um plötzlich wieder in tollste Ausgelassenheit umzuschlagen.

Durch dieses wenig liebenswürdige Gebahren war sie bald mitten unter der „Harmonie-Jugend" vereinsamt. —

„Die einem Manne aufzuhängen" — das merkte Frau German gar wohl — „wird schwer sein."

Aber sie war Realistin, sie wußte sich zu helfen und vollführte den dritten Schachzug.

Seit acht Jahren hatte der Schüler der Lateinschule, Fridolin Ambach jeden Samstag einen Kosttag bei German. Die Frau erkundigte sich bei dem Rektor des Gymnasiums fürsorglich nach ihrem „Pflegling" und erfuhr, daß es ein Schüler sei, der zu den besten Hoffnungen berechtigte.

Dann ließ sie den Oberklassisten Fridolin Ambach zu sich rufen und sagte:

„Lieber Herr Ambach: Ich habe mit Ihrem Herrn Rek-

tor gesprochen. Er hat Sie sehr gelobt. — Sie werden heuer absolvieren?"

„Ja, ich hoffe es."

„Und welchem Beruf wollen Sie sich dann zuwenden?"

„Dem Lehrberuf."

„So: — Ja! — das heißt, daß Sie später Professor werden?"

„Ja, wenn ich im Examen Glück habe."

Frau German ließ eine kleine Pause entstehen.

„Nun gut! Sie können von jetzt ab anstelle des Samstag immer Sonntags zu uns kommen und werden nicht mehr hier in der Küchenecke, sondern mit uns am Tische speisen."

Frau German reichte mit der Gönnermiene einer Fürstin dem Oberklassisten Ambach die kleine, weiße, von Brillantringen überblitzte Hand.

Sie lächelte.

Und wie sie ihn anlächelte!

Der Primaner schlug vor soviel Güte errötend die Augen nieder.

Beim Mittagstische verkündete Frau German den Töchtern, daß der Herr Ambach jeden Sonntag mit ihnen zu Mittag am Tische speisen werde.

„Ich hoffe, daß Ihr ihm in liebenswürdigster Weise entgegenkommt." Sie hatte sich — während sie das sagte — speziell an ihre Tochter Irmingard gewandt.

Diese machte ein äußerst hochmütiges Gesicht, wobei ihr ein angeborenes Geschick und unermüdliche Übung stets zu einem vollen Erfolge verhalfen.

„Ein noch ganz unbescholtener, junger Mann —!" fügte Frau German mit weihevollem Ernste hinzu.

Irmingard hob die blassen Backen etwas, dehnte den schmalen Mund — sie lächelte verstohlen — klappte die Augendeckel zu und dachte: „Das sind meistens langweilige Leute, die drei Jahre herumtänzeln und umherschwänzeln, bis sie sich nur einen Kuß zu nehmen getrauen.

Ich liebe stürmische Naturen, mit rascher, verwegener Tat. So ist es in einem Roman gestanden."

„Ein recht hübscher Mensch, mit gefälligen Umgangsformen," charakterisierte die Mutter weiter.

„Aber er ist doch armer Webersleute Kind —" erwiderte Irmingard mit jenem bissigen Ton, der wie Eis berührte.

„Aber er ist ein tüchtiger Schüler, absolviert heuer und will einmal Professor werden —!" schleuderte ihr die Mutter hitzig entgegen.

„Das gibt dann einen schäbigen Lehrer!"

Irmingards Lippen schoben sich zu einem Häufchen zusammen — Gleichgiltigkeit und Geringschätzung kündend. —

„Schäbig?" schrie die Mutter!

„Er ist immer fast bettelmäßig gekleidet!"

Der Trotz ließ Irmingards Gesicht mehr und mehr erstarren.

„Dann werde ich ihn Dir besser kleiden!" — fauchte Frau German, über deren Wangen die helle Brandröte züngelte.

„Mir —? Warum sollst Du ihn besser kleiden? und mir? —"

Die höhere Tochter ließ ihre frechen, glanzlosen Augen an dem erregten Gesicht der Mutter auf und abspazieren, als studierte sie eine Landkarte.

„Ja Dir —! Du Gans —!" schrie jetzt die Mutterliebe, auf dem Siedepunkt angelangt — „und wenn Du das noch nicht verstehst, Du eitler Fratz — dann will ich Dirs jetzt klipp und klar sagen: Den Herrn Ambach habe ich zu Deinem künftigen Mann ausersehen —!

Willst Du schweigen, Du Saufratz? —

Und wenn Du mir nur die leiseste Miene machst, diesem meinen Plan entgegen zu handeln, überlasse ich Dich — ohne je wieder einen Finger für Dich zu rühren, Deinem Schicksal — und das ist: eine alte, geifernde Jungfrau zu werden!

Bei Deiner grenzenlosen Eitelkeit, bei Deiner Unverträglichkeit und Bissigkeit und bei Deinem Starrsinn ist das so gut wie besiegelt."

Irmingard war blaß. —

Die Wut sprang an ihren Wangen vor wie eine Hetzmeute mit roten, klaffenden Mäulern; dann flog ein kaltes Lächeln über ihre starren Züge — Aprilsonne — die durch zagende Wetterwolken huscht. —

Sie sprang auf und die Kinderaugen maßen die Mutter noch einmal mit einem Blick frechsten Hasses — stieß scheppernd den Stuhl zurück, riß die Salontüre auf und schlug sie krachend hinter sich zu.

* * *

So geartet waren die beiden Familien, mit welchen die Seminaristin Gertrud Baumgarten durch Übernahme der Nachhilfestunden im Klavier bekannt geworden war.

Die offenherzige, von Lebenslust übersprudelnde und trefflich talentierte Hedwig German hatte gleich in den ersten Stunden Gertruds Zuneigung und Freundschaft gewonnen.

Das hochmütige, steife, anmaßende Wesen Irmingards stieß sie ab.

Da Gertrud durch Hedwig German und deren Freundin Gretchen Mai in alle ihre Pläne und Schliche eingeweiht wurde, so gewann sie immer mehr Einblick in eine ihr vollständig neue Welt: in das Tun und Treiben der Töchter sogenannter besserer Stände, von ihrer Liebemündigkeit an bis zur eventuellen Verheiratung.

Mit dem Austritt aus dem Institut, kaum mit den allernotwendigsten oberflächlichen Begriffen behaftet — und mit dem Eintritt in die Gesellschaft begann für diese Mädchen jene große, jahrelang währende Tagdieberei, die hin- und hertastend zwischen Genuß und Vergnügen, zwischen Zerstreuung und tändelnder Arbeit, zwischen Gähnen und Sehnen mählich zwei Gedanken zur unbedingten, tyrannischen Oberherrschaft in diesen Mädchengehirnen verhalf: „Ich will Titel und Rang in der Gesellschaft haben, um auf andere herabsehen zu können — und diesen Titel und Rang verleiht mir der Mann!“

Bisher hatte Gertrud geglaubt, jeder Mensch, also auch jedes Mädchen müsse arbeiten, um selbständig zu werden.

In den ihr bisher bekannten Kreisen wußte man auch nichts anderes: Jedes Mädchen arbeitete, um sich einmal auf Grund eigenen Können durchs Leben helfen zu können.

Was du bist, das bist du wert.

Deinen Wert gibst du dir selbst.

Das waren vertraute Leitregeln.

Aber in den Kreisen der German und Thüngen galten vollständig andere Grundsätze, die das Mädchen zu einer Beigabe des Mannes herabdrücken, zu einem minderwertigen Menschen — denn „was du wirst, wirst du nur durch die Güte des Mannes."

Und niemand nahm Anstoß daran.

Niemand!

Keines dieser Mädchen empörte sich darob!

Keine dieser Mütter öffnete der Tochter die Augen!

Sie waren eben selbst blind.

Sie wollten nichts anders.

Sie wußten auch gar nichts anderes.

Ihr geistiger Tiefstand sah die Kränkung nicht.

Und das Herkommen — die Tradition?

War es nicht zu ihrer Zeit genau so gewesen?

Die Tradition ist die Gewohnheit der Gesellschaft.

Ein Götze!

Und die große Herde kniet vor ihm.

Das Lied.

An einem Spätherbstabend.

Es war Samstag — und der Primaner Fridolin Ambach war auf Besuch bei Baumgartens — wie jeden Samstag Abend.

Die Hausfrau erzählte eben die Geschichte von den armen Kindern, die mitsamen in den schwarzen Tannenwald gegangen waren, — Nachbarsbub und Nachbarsmädchen, um nach dem Knusperhäuschen der Hexe zu suchen und Lebkuchen zu betteln.

Aber sie fanden sie nicht: Häuschen und Lebkuchen.

Müde setzten sie sich an einer Quelle nieder, die unter einer Birke hervorkam; die Birke hatte einen Stamm so weiß, als wäre er von purem Silber. Der Bub hielt die hohle Hand unter die Quelle und das Mädchen trank daraus.

Dann kam ein großer, gelber Falter, umgaukelte die beiden Kinder und sie schliefen ein.

So saßen sie im Halbschlaf — Hand in Hand — Nachbarsbub und Nachbarsmädchen — die weiße Birke schimmerte ihnen noch in die schlaftrunknen Augen — als sähen sie das schneeweiße Kleid eines Engels — die langen, flatternden, gelblichen Blattsträhnen der Birke hingen über sie herab — als wäre der Engelsgestalt das Haar in langen, strohgelben Wellen. vom Kopfe gesunken — um den beiden die Sonne zu wehren.

Dann erlosch das Bild.

Die geschlossenen Kinderaugen sahen in sich hinein und sahen eine breite, sonnenhelle Wiese von tausend und abertausend schneeweißen Maßliebchen überwachsen — Blütenkopf an Blütenköpflein — so sahen sie die Liebe in ihrer Seele — Nachbarsbub und Nachbarsmädchen — — Kinderliebe.

Da fing die Quelle an zu sprechen und sagte:

Schöpf mich, kleine Kinderhand . . .,
Schöpfe meinen gelben Sand! —

Da wurden die Kinder wach.

„Wollen wir von dem schönen, feinen Sand mitnehmen?“ fragte der Bub.

„Ja, ja,“ antwortete das Mädchen.

„Weißt Du was: jedes nimmt eine Tasche voll mit und wir bringen den Sand dem Lehrer als Streusand. Der Lehrer ist gut mit mir!“

„Und mir gab er neulich das ganz neue Bilderbuch vom Struwelpeter zum Ansehen.“

„Und ich bekan öfters — im vergangenen Winter — eine warme Suppe von ihm."

Sie steckten sich die Taschen voll Sand.

„Wie schwer," sagte das Mädchen. Und sie gingen dem großen, gelben Falter nach; der gaukelte vor ihnen her im schwarzen Walde und führt sie hinaus — bis an den ersten frischgepflügten Acker des Dorfes.

Dann gingen sie zuerst heim zu Vater und Mutter.

„Was habt Ihr denn in Eurer Tasche? fragten diese.

„Sand für unsern Lehrer."

Der Vater hob eine Hand voll heraus und die Mutter hob eine Hand voll heraus. —

„Das ist sonderbarer Sand!"

„So schwer!" meinte der Vater.

„Und sieht aus wie Gold," sagte die Mutter.

„Gold?" fragte das Mädchen. — „Warum sagst Du, er sieht aus wie Gold?"

„Was ist Gold?" fragte der Bub.

„Dumme Kinder!" sagte die Mutter; kommt wir wollen mitsammen zum Lehrer gehen."

Sie gingen zum Lehrer — Vater, Mutter, Bub und Mädchen.

Der Lehrer nahm eine Handvoll von dem Sand.

Dann riß es ihm die Augen weit auf — und er starrte die Kinder an, als wären es Elfenkinder.

„Wo habt Ihr denn das gefunden?"

„Bei einer Quelle im Walde".

„Das ist ja pures Gold! — und was ihr da in der Tasche habt, ist hunderte von Mark wert!"

„Gold?" schrien Vater und Mutter auf.

„Gold und Geld!"

„Schnell, schnell! Nehmt Schäffel und Säcke und Körbe mit —! Schnell! Wo ist die Quelle? Führt uns hin!"

Und sie rannten, die Augen voll wilder Gier — dem nahen Walde zu.

Die Kinder liefen keuchend hinter ihnen her. Am Eingange des Schwarzwaldes stand leuchtend — wie ein Sonnenfunke, der große, gelbe Falter.

Als er die Menschen daherstürmen sah — keuchend, mit vor Gier brennenden Augen, flog er hoch über die Wipfel der Bäume davon.

Die Menschen suchten den ganzen Tag, suchten die ganze Nacht hindurch und suchten noch viele Tage im Walde; die Quelle fanden sie nicht.

„Wer das Glück erjagen will," sagte lächelnd die Hausfrau, „findet es nie!

Es wohnet immer in uns, aber nur wer mit reinem Auge schauet, mit Kinderaugen und großem Glauben, kann es in sich erschauen: die goldene Quelle — die Zufriedenheit."

Die Hausfrau hatte eben wieder mit dem Spruche geendet, den sie bei guter Laune jeder Erzählung anhängte:

Und so war es, und so ist es,
Und so wird es immer sein.

Einige Augenblicke waren alle noch im Banne ihrer Gedanken.

Dann erst merkten sie, daß des Abendrotes Schimmer, der so neugierig sich ins Zimmer gedrängt hatte, als die Hausfrau zu erzählen begonnen — erblaßt war.

Die dunkelnden Schatten des Dämmers hatten ihn verdrängt und lehnten sich zutraulich an eines jeden Seite.

Da rief aus der dunklen Wohnzimmerecke fast gleichzeitig Erwins und Fridolin Ambachs Stimme: „Gertrud, spiele uns auf dem Klavier etwas vor."

„Spiele," sagte auch die Mutter — „es ist zu dunkel zur Arbeit! — und doch zu früh, das Licht schon anzuzünden."

„Dann will ich Beethovens Mondscheinsonate spielen," sagte Gertrud; „es ist ohnehin meine Aufgabe für das Cäcilien-Konzert."

Sie trat in ihr Zimmer und ließ die Türe weit offen stehen.

Der Kerze rötlich trübes Licht beleuchtete Gertruds Antlitz und Gestalt.

Der blasse Abend wispelte im roten Apfelbaum vor dem Fenster.

Gertrud hatte vor Kurzem in dem von Antonie geborgten Musikerlexikon die Geschichte der Beethovenschen Mondscheinsonate gelesen.

Beethovens Liebe zu der eitlen Gräfin Julia Guicciardi — eine hoffnungslose Liebe.

Was war Beethoven dieser Frau, dieser Gesellschaft — die nur den Adel der Geburt kannten und nicht den Adel der Tat zu werten wußten? —

Der Sohn armer Leute, der Musikus, der Kapellmeister, durch dessen Produkte man sich hin und wieder amüsieren ließ — um gegebenen Falls sofort eine unüberbrückbare Kluft erstehen zu lassen — den Standesunterschied! —

Hier die lächerlichen Rechte der Geburt — dort die heiligen Rechte der Kraft und Tat! Doch der Genius schwang sich über diese Kluft mit Adlersschwingen.

„Was geht es dich an, wenn ich dich liebe —! Kann ich dafür, daß ich dir opfern muß? Ich opfere ja deiner Schönheit!" — — Er schrieb die Mondscheinsonate.

So spielte sie denn diese herrlichen Worte des großen Meisters mit dem redlichen Bemühen nach innigstem Verständnis, wenn es gleich ihrer Jugend nicht möglich war, die Größe einer geläuterten Leidenschaft zu erfassen, die meeresweit in diesen Tönen brandete.

Das ernste Andante sostenuto, ein Lied der Klage.

Lieblich und klar wie eine rieselnde Bergquelle, welche die Märchen des Schwarzwaldes zu Tale trägt . . . verklang das Adagio. —

Werben und Hoffen, — junge Hoffnung, die das große Leben sucht!

Das Allegretto setzte ein — ernst — verlangend — stolz — kraftvoll — leidenschaftlich . . . .

Einige klangvolle Akkorde und Gertrud war zu Ende.

Das stürmische Presto agitato. — Der letzte Teil der Sonate jagte über die kleinlichen Menschengesetze hinweg — in göttlicher Macht und Riesengröße wie jagende Nordsee-Sturmflut über Burgen und Mauern und Wälle, welche

spielende Kinderhand während der Zeit der Ebbe in die Sturmstraße des Meeres gesetzt.

Der Apfelbaum steht in Blütenknospen.

Das drängt und drängt, schwillt und schwillt — und dehnt, streckt und reckt sich — eine liebe Macht — und will dem Lichte entgegen — dem Leben! —

„Gedulde dich fein
Über ein Stündelein
Ist deine Kammer voll Sonne."

Der Morgenwind sangs und sagte es zu tausend Knospen.

Da schoß die Sonne daher in goldenen Bächen — und tausend Knospen sprangen auf.

Endlos weit stand in blauer Herrlichkeit der junge Tag — und sah auf weiße Blütenpracht. — —

So ein Gefühl von Drängen und Schwellen war schon den ganzen Abend in Fridolin Ambachs Seele lebendig. — Als Gertrud am Klavier gesessen, wandte er kein Auge von ihr.

Im rötlich trüben Scheine der Kerze sah er ihr liebes Antlitz; sah wie sie bei schwierigen Stellen die weißen Zähne in die Unterlippe preßte; sah wie eine schwere, gelbe Haarwelle langsam über die kleinen, von heißer Luft geröteten Ohren sank — sank bis sie die runde Kinderwange streifte — und sah — wie vom Drange der Gefühle durchwogt — die Brüste sich hoben und senkten. — Und sah die üppige Fülle des Mädchens. — —

Gertruds kraftgespannte, herrliche Gestalt.

Mit solchen Augen hatte er sie noch nie gesehen —!

Das war seine Jugendgespielin?

Das war der liebste Genosse seiner Jugendtage?

Dieses schöne Mädchen?!

In diesem Augenblicke wandte sich Gertrud vom Notenhefte weg und sah mit lachendem Antlitz nach ihrer Zuhörerschaft im dunklen Wohnzimmer.

Ein diamantenes Blitzen flammte auf in ihren Augen

und flog wie ein weißer Funke in Fridolin Ambachs morgenrote Seele —!

Da spielte sie aus dem Gedächtnis die einleitenden Worte zu dem Heine-Jensen-Liede:

Lehn' Deine Wang an meine Wang'
Dann schlagen die Flammen zusammen. —

Zu den leisen, innigen, sich leidenschaftlich überstürzenden Akkorden der Begleitung summte sie des Liedes Worte — so leise, als sänge sie es nur für sich —!

Ihre ganze Gestalt war von einer lieben Unruhe durchbebt —!

Fridolin Ambachs lauernde Augen ersahen jeden Atem an dem schönen Mädchen, ersahen, wie sie die Augen schloß und wie ein wonniges Beben ihre schöne Gestalt durchwellte.

Er hatte des leisen Liedes Worte erlauscht. —

Lehn' Deine Wang an meine Wang'
Dann schlagen die Flammen zusammen —!

In diesem Augenblicke war eine Lichtgestalt an ihn herangetreten; — es berührte ihn wie ein elektrischer Schlag!

Was seit Jahren in ihm lag — ein wunderliches Ahnen — wie ein morgenroter Nebel, der eine herrliche Gegend überdeckt — war aufgeflammt! —

Nun lag es taghell vor ihm — in unabsehbarer Pracht! — — — Die Liebe! —

Und er erschrak vor so viel Schönheit. —

Gertrud hatte mitten im Liede mit einem schrillen Akkorde abgebrochen — und kam lachend in das Wohnzimmer gesprungen.

„Warum lachst Du denn so?" fragte die Mutter.

„Weil mir plötzlich ein Heine-Lied in den Sinn gekommen ist — und das paßt zu dem, was ich vorher gespielt habe, wie die Zeichnung eines Künstlers zu den Worten eines Poeten: Zwei verschiedene Mittel und ein und derselbe liebe, große Gedanke."

Fridolin Ambach starrte die Junggespielin mit begeisterter Seele an.

„Es werde Licht!" rief der Franziskaner.

Da zündete die Hausfrau die Petroleumlampe an.

Auf dem Heimwege erging es dem Oberklassisten Fridolin Ambach ganz sonderbar.

Die Gasflammen der Neustadt lugten, zuckten, züngelten, blinzelten und lächelten nach ihm — mit einer Zutraulichkeit, als wollten sie sagen:

„Und nun?"

„Herr Student — nun?"

Die rechte Häuserreihe, vom Monde beschienen, sah so freundlich darein, lehnte sich und dehnte sich — und manchmal war es ihm, als sähe sie mit ihren vielen, mondbeglänzten Fenstern direkt wie mit hundert Brillengläsern nach ihm — nur nach ihm —.

Gab es denn etwas so besonderes an ihm zu sehen?

Und der Nachtwind sang und der Nachtwind sang —.

Da schwoll aus ihm ein lieber Klang

Und zu den stürmenden Tritten summte Fridolin des Liedes Melodie vor sich hin:

„Von allen den Mädchen so blink und so blank
Gefällt mir am besten die Lore,
Von allen den Winkeln und Gäßchen der Stadt
Gefällt mir's im Winkel am Tore.
Der Meister, der schmunzelt, als hab' er Verdacht,
Als hab' er Verdacht auf die Lore —!
Sie ist mein Gedanke bei Tag und bei Nacht
Und wohnet im Winkel am Tore.

Und kommt sie getrippelt das Gäßchen hinab
So wird mir ganz schwül vor den Augen
Und hör ich von weitem ihr leises Klipp-Klapp
Kein Niet oder Band will mehr taugen!
Die Damen bei Hofe, so sehr sie sich ziern,
Sie gleichen doch nicht meiner Lore —.
Sie ist mein Gedanke bei Tag und bei Nacht
Und wohnet im Winkel am Tore.

Es war ringsum keine Menschenseele zu sehen.

Fridolin konnte also ungestört Zwiegespräch mit seiner Seele halten. Und so in unbelauschtem, wonnigem Genusse wiederholte er nochmals — fast laut singend:

Der Meiſter, der ſchmunzelt, als hab' er Verdacht,
Als hab' er Verdacht auf die Lore — — — — — —

Der Oberklaſſiſt Ambach drohte ſich dabei ſelbſt mit dem Finger — und wollte eben mit Sang und Schwang in die finſtere Regierungsgaſſe einbiegen, da wäre er beinahe der Grammatikſeele an den Bauch gerannt, die gerade gemächlichen Schrittes auf dem Wege zum Prantlgarten um die Ecke bog — und eben mit hoffnungsfreudigem Lächeln die günſtigſten Möglichkeiten des bevorſtehenden Schaffkopfſpiels in eingehender Weiſe erwog.

Des Liedes Wort und Sang hatten Profeſſor Moroffs Denkerruhe ganz „lümmelhaft angerempelt" — und eben wollte er ſeine zum Asphaltgehweg geſenkten Blicke aufwärts heben, die Gläſer am roten Naſenrücken in den ſchärfſten Sehwinkel ſchieben, in klarer Ahnung, daß des Liebesliedes Wort und Sang nur von Studentenlippen mit ſolcher Unverſchämtheit in die Nachtruhe geſchleudert worden ſein können.

Da — ein Schattenhuſchen — ſo raſch, wie der Sommerſturmwind einer widerſpenſtigen Silberwolke blauen Schatten über die duftende Talwieſe ſchleift — und der Oberklaſſiſt Ambach war mit Allegroſchritten an der heimtückiſchen Klippe vorübergeſteuert und ſchon umhüllte der finſteren Regierungsgaſſe wohltuendes Dunkel mehr und mehr ſeine Geſtalt.

Und nur wie der nächtige Wanderer aus einem fernen Dörflein durch die Nacht das Kläffen eines Hundes hört — ſchwach und ſchwächer hörte der Oberklaſſiſt Ambach der Grammatikſeele wonneſamen Schimpflaut:

„Das iſt gewiß wieder ein Schüler geweſen, der bei ſeiner Liebe war — und nun im Liebesduſel nach Hauſe rennt, als wollte er alle Straßen- und Gaſſenecken und anderer Leute Bäuche einrennen!

Natürlich!

Die Studierzeit ſchwänzen — und Liebeskult treiben, das verſteht unſere Jugend von heute aus dem ff.

Aber ein Wort auf ſeine Abſtammung hin prüfen, auf ſeinen Werdegang durch Mittel- und Althochdeutſch hin zu

verfolgen — so gewandt und raffiniert sie in anderen Dingen sind — da stehen sie dann da, wie das Kind vor dem Dreck! — — — — — — —"

„Wer wohnt denn von unseren Schülerinnen in dieser Gegend —?"

Professor Moroff zog sein Notenbuch aus der Seitentasche, blätterte darin — überlas im Lichte der Sterne der Seminaristinnen klingende Namenschar — nickte und nickte:

„Natürlich! da haben wirs ja . . . .

Gertrud Baumgarten — Steinerbräu, Rückgebäude — III. Stock. —

Aus dieser Richtung ist er gekommen. —

Hm!

Gertrud Baumgarten!"

Er sah mit zusammengekniffenen Augen ihre Noten durch —.

Na, diese machen zwar keinen verliebten Eindruck — zwei — zwei zu drei. —

Das sind die besten Noten, die ich gebe. —

Aber — wer kennt die abgrundtiefen Schliche unserer heutigen Jugend?

Ich traue keinem Menschen!

Einer Schülerin erst recht nicht —!

In jedem Menschen sitzt zu achtzig Prozent der Spitzbub hinter Gesetzen und Sittenregeln — wie das Raubtier hinter Käfigstangen —!

Ich werde dieser Gertrud Baumgarten morgen in der Lektüre genau auf die Finger schauen. —"

„Und der Meister, der schmunzelt, als hab' er Verdacht
Als hab er Verdacht auf die Lore!
Sie ist mein Gedanke bei Tag und bei Nacht
Und wohnet im Winkel am Tore."

Der scherzende Nachtwind trug von dem hochgelegenen Ende der Regierungsgasse des Liedes Schall nochmals ganz leise wie ein erlöschendes Echo an der Grammatikseele haarumstandene Ohren.

Sie aber waren taub.

Denn das Herzsolo, das er gestern beim Schaffkopf ge-

ſpielt mit faſt allen roten Trümpfen — ſo etwas — ſo mit vollen Händen hatte ihm das Glück noch nie die Karten in die Hand gedrückt, ſolang er ſchaffkopfte — das war grandios! —

Das Tageblatt hatte den famoſen Fall verzeichnet — natürlich, ohne ſeinen Namen zu nennen. —

Und ſo umgaukelten Profeſſor Moroffs regelduftige Seele des Schaffkopfſpielers herrliche Möglichkeiten gleich einer berückenden Fata-Morgana.

* * *

Als der Primaner Fridolin Ambach ſein Dachſtübchen betrat . . . .

Dieſe Überraſchung! —

Bett und Stuhl und Tiſch und Bücher — die ganze Stube lag hell im Mondenlichte — wie feſtlich illuminiert!

Da riß er das Fenſter auf, neigte ſich weit hinaus, hielt die Hand vor gegen das Mondenlicht: Die Lücke zwiſchen Sankt Jodokus maſſigem Turm und einigen Häuſergiebeln hindurch ſah er eines Apfelbaumes kupferrotes Herbſtkleid und durch deſſen Geäſte und Blättergewühl — hin und wieder ein Lichtlein blinken:

Die Studierlampe in Gertruds kleinem Zimmer!

„Gute Nacht, Du mein herziges Lieb!"

Der Mond lächelte vergnügt vor ſich hin.

So geht es!

Man kennt ja dieſe Geſchichten.

Das gehört nun einmal zur Naturgeſchichte dieſer Menſchenkinder.

Eine jahrtauſend alte Weisheit.

Und er zog ſich mählich aus des Studenten Fridolin Ambach Stube zurück. —

Die Seligkeit aber leuchtete in der kleinen Stube die ganze Nacht. —

Das Gedicht.

Noch lag die Verklärung auf des Oberklassisten Fridolin Ambach schlaftrunkenen Zügen, als er am Morgen das Fenster seiner Dachstube aufstieß. —

In milchweißen Bächen schoß der Nebel herein.

Herbstnebel. —

Und weit — weit in der Ferne — sah er im Nebelgewoge über dem Tale der raschen Isar . . . in purpurner Pracht, glanzlos die Scheibe der Morgensonne aufschweben.

So stand die Liebe in ihm! —

Herrlich! —

Er nahm ein leeres Heft und schrieb auf die erste Seite:

Spätherbst . . . . . .
Morgens halb 7 Uhr . . .

Durch die weißlichen, träg im Winde hängenden Nebel des Herbstes schaute ich die große, flammenrote Scheibe der Morgensonne.

So sah ich die Liebe in mir:

Eine herrliche Offenbarung!"

Als er das niedergeschrieben hatte, flammte ein Gedanke in ihm auf . . . . .

So will ich alle Gedanken der Liebe aufnotieren.

Denkmäler meiner heimlichen Seligkeiten.

So wurde der Oberklassist Fridolin Ambach zum Dichter.

Er schrieb auf die Etikette der Vorderseite des Heftes mit Buchstaben der Begeisterung — groß und weithinleuchtend —: Tagebuch. —

Und darunter in zierlich und eng an einander gereihten griechischen Lettern: „meiner Liebe."

Und das hatte seinen guten Grund.

Er gedachte — ein vorsehender Mann — eventueller Stuben- und Büchervisitation. —

Und hatte klug daran getan.

Einige Wochen ſpäter.

Reif und Rauhnachtwinde hatten die Blätter von den Bäumen geſtoßen.

Fridolin hatte eben mit dem göttlichen Wonnegefühl eines Schöpfers ſeinem Tagebuch ein neues Gedicht einverleibt:

Er lehnte ſich an einen Holzſtuhl zurück, daß die morſche Lehne ächzte — kreuzte die Hände über der Bruſt und ſah mit Blicken unendlicher Liebe — wie Jehovah am ſiebenten Tage der Schöpfung — auf das Geſchaffene.

Nochmals überlas er leiſe mit andächtiger Stimme ſeiner Seele Liebestat.

Herbſt . . ..

Kommſt du wieder, traute Zeit!
Kommſt du wieder?
Bläſt der Reif mit ſtarrem Munde
In der ſtillen Rauhnachtſtunde
All die Blätter ab die Runde
Von den Bäumen,
Die umſäumen
Meines jungen Liebchens Haus;
Jeden Morgen ſchau ich aus.
Durchs Geäſte — nackt und licht —
Schau ich dann ihr Angeſicht!
An dem Fenſter — blank und klein —
Blinkt der Morgenſonnenſchein
In die blauen Augen ihr,
Und ſie nicket, nick' ich ihr —
Flüchtig,
Züchtig
Mit dem roten Munde lächelnd,
Mit dem weißen Tuche fächelnd. —
Jeden Morgen dieſes Glück!
Jeder Tag bringt es zurück!
Hängt der Nebel träg im Winde,
Blitzt der Reif an Firſt und Baum,

Gleichviel — jeden Morgen finde
Ich den alten, lieben Traum:
Durchs Geäste — nackt und licht —
Schau ich dann ihr Angesicht.
Kommst du wieder, traute Zeit!
Kommst du wieder?

29. Oktober, abends dreiviertel 7 Uhr
auf meinem Zimmer —

schrieb er darunter.

Dann stand er auf, trat zum Fenster, beugte sich weit hinaus . . . . . und in der bewußten Lücke zwischen Sankt Jodokus massigem Turme und einigen Häusergiebeln sah er durch des Apfelbaumes Geäste, wie in Gertruds Zimmer ein Lichtlein aufflammte. —

„Sie zündet eben ihre Studierlampe an" — sagte er für sich und verfolgte mit andächtigen Blicken der Liebe den Schatten von Gertruds Gestalt, der am Fenster auf- und abhuschte.

Liebe raunt den ganzen Tag,
Wie der Waldquell in den Tiefen,
Wie der Sommerwind im Hag. — — —

Schon summte wieder ein wirres Häuflein lieber Gedanken in Fridel, wie ein Bienenschwarm vor dem Ausfluge.

Und so sehr war er von seiner Beobachtung umschlungen und von Denken umklungen, daß er es gar nicht hörte, als mit rauhem Knöchel an seine Zimmertüre geklopft, unmittelbar darauf die Türe aufgerissen wurde und eine Mannesgestalt mit wuchtigen Schritten eintrat.

Erst der Schritte Schall weckte den Oberklassisten aus seinen Träumen.

Als er umsah, erblickte er des Lateinpedells hoheitsvolle Gestalt wie einen Cherub, dessen flammende Blicke sich eben über das auf dem Tische aufgeschlagene von einem Kerzenlichte überleuchtete Tagebuch hermachten — mit dem Eifer eines Inquisitors und zynischer Frechheit. Eine Blutwelle flog im Oberklassisten Fridolin Ambach heiß und stürmisch vom Herzen zum Gehirn: die Entrüstung.

Schon mollte er mit einem Griffe das Tagebuch den geilen Blicken und der Bierdunstatmosphäre des Pedells entreißen — mit Herrenmiene . . . .

Da unterbrach der Pedell seine Forschungen und sagte mit dem wohllautenden Tone eines Gönners und väterlichen Freundes: „Ich bin genötigt, Ambach, auch bei Ihnen wieder einmal nachzusehen.

Es wurde in letzter Zeit mancher Unfug von unseren Schülern getrieben —"

Des Pedells Gestalt straffte sich.

„Vor allem wutde viel in L i e b e gemacht! — — —"

Des Pedells Miene nahm einen unheilverkündenden Ausdruck an und in seiner Stimme hallte es wie ferner Donner.

Ich dulde das nicht in meiner Anstalt!

Kann es nicht dulden! Habe es nie geduldet die zwanzig Jahre, die ich das Szepter schwinge.

Und meine Anstalt ist, was Disziplin betrifft, als Musteranstalt verschrieen. Das ist nicht nur stadtbekannt — soweit die blau-weißen Grenzpfähle reichen, weiß man es, und — ich will keine „Hü-Bärbel" gebrauchen — aber man könnte fast sagen: weltbekannt! . . . Aber Ihnen gegenüber Ambach — habe ich nie solches Bedenken gehegt."

Des Pedells Stimme lallte . . . lallte bedenklich . . .

So sehr Fridolin im ersten Augenblicke erschrocken war bei dem Gedanken, die brutale Gewalt des Pedells könnte ihm seiner Geheimnisse Schatzkästlein, sein Tagebuch entreißen, so gab ihm die Wahrnehmung von des Pedells bedenklich lallender Stimme seine ganze Fassung wieder.

„Ich weiß zwar," fuhr der Pedell mit Gönnermiene fort, nachdem er den Schwächeanfall mit der Mannhaftigkeit eines kriegserprobten Kanoniers niedergekämpft hatte — „daß bei Ihnen derlei lächerliche Schwächen und Entgleisungen nicht zu befürchten sind, denn ich kenne meine Pappenheimer! — Aber —" und des Pedells Gestalt neigte sich wie von einem Magnet niedergezogen nochmals über das aufgeschlagene Tagebuch und las mit heiserer Stimme, während ihm der Speichel von den Lippen spritzte:

Kommst du wieder, traute Zeit!
Kommst du wieder?
Bläst der Reif mit starrem Munde
In der stillen Rauhnachtstunde
All die Blätter ab die Runde
Von den Bäumen,
Die umsäumen
Meines jungen Liebchens Haus. —

„Meines jungen Liebchens Haus. — Meines — jungen Liebchens?" wiederholte er grollend. Und wie von einer Tarantel gestochen, fuhr er auf und maß mit drohenden Blicken Fridolins kerzenbeleuchtete Gestalt . . . . „Meines jungen Liebchens Haus?" zitierte der Pedell nochmals mit Donnerstimme, und seine Fäuste ballten sich:

„Soweit sind wir! Soweit? Also auch Du — mein Sohn Brutus! Auch Du?

Und des Pedells bierdunstverschleierte Blicke überschwemmten des Studenten Fridolin Ambachs Jünglingsgestalt mit Wehmut und Mitleid. Der aber lächelte!

„Sollten auch Sie zu jenen gehören? — Und Sie können noch lächeln?"

Fridolin Ambach lachte.

Das war dem Pedell zu dumm.

In einem Nu war seine eben noch Mitleid spendende Gestalt von Würde und Hoheit von oben bis unten steif gestopft und er schrie mit der Stimme eines Imperators, der über Leben und Tod von Millionen zu verfügen hat:

„Ich verbitte mir, daß Sie lachen!"

Fridolin aber lachte nun laut und lauter, bog sich vor Lachen, hielt sich den Bauch vor Lachen —.

Das verwirrte den Pedell vollständig . . . .

„Was soll das heißen? Was soll das bedeuten?" lallte er.

„Was das bedeuten soll?" antwortete des Studenten Fridolin Ambach lustdurchdrungene Stimme. „Das soll bedeuten — daß Sie, Herr Pedell, mich für den Verfasser eines Ovid'schen Gedichtes halten; denn was hier in dem Hefte in deutscher Sprache steht, ist eben die Übersetzung einer Elegie des berühmten römischen Dichters Publius Ovidius

Naso. — Meine Hausaufgabe für morgen. Er wies als Beweis hiefür mit zehn Fingern nach einem Lateinbüchlein, das tatsächlich neben dem Hefte aufgeschlagen lag und auf der Titelseite die Aufschrift zeigte:

Publius Ovidius Naso.
Ausgewählte Gedichte.
(Metamorphosen und Elegien).

„Eine Elegie? Ovidius Naso?"

Diese Worte führten in des Pedells Großgehirn einen rasenden Serpentintanz auf!

„Ovidius Naso!
Ovid?"

Solche Worte müssen dem königlichen Pedell eines königlichen humanistischen Gymnasiums wie Heimatlaute klingen — einem Lateinpedell!

„Natürlich!

Wie oft schon — unzähligemale hast du diese Namen gehört — in den Gängen, in den Vorplätzen ,in den Lehrzimmern, auf dem Hofraume. —

Ovidius Naso — Ovid!

In diesem lateinisch geschriebenen Büchern — in diesen Versen steht die Menge von Liebe . . . . natürlich!

Es stimmt . . . also! . . .

Der Oberklassist Ambach spricht die lautere Wahrheit. —

Kreuz-Himmel — Bomben und Granaten! — Diesmal warst du einer unsterblichen Blamage auf Haaresbreite nahe. —

Das machen die zwölf halbe Liter Doppelbier — und die dritte Rede, die ich getan! — Zwei hätten auch genügt! — Einer unsterblichen Blamage auf Haaresbreite nahe! —

Und deine geheiligte Autorität ist hin. — Woher sollen denn die Schüler das Gefühl der Hochachtung und tiefster Ergebenheit nehmen, wenn sie sehen, daß das, was ihnen etwas längst Vertrautes ist, dem königlichen Pedell vollständig fremd ist? — Wenn sie die ganze Öde deines Laiengehirns überblicken würden?

Das muß unter allen Umständen vermieden werden! — Ich muß den Schein hochhalten! Den Schein — diesen mäch-

tigen Regenten! Aber ist es denn in der Welt gar so oft anders? — Man weiß —!

Und dann die Gefahr macht den Mann!" So ein ähnlicher Gedanke durchdonnerte des Lateinpedells Gehirnwindungen in ahnungsvoller Größe.

Und damit brach der Pedell den eben zitierten, inbrünstig geführten Monolog ab — und wandte sich mit Ernst und Würde, von Wohlwollen überstrahlt, an Fridolin Ambach:

„Eine Elegie von Ovid — sagten Sie? Hm! Ja!"

Auf des Lateinpedells breiter Stirne wellte sich Denkerfalte über Denkerfalte!

„Elegie? — Der Inhalt stimmt! Es kam mir gleich von Anfang etwas bekannt vor —! Wenn in mir trotzdem einen Augenblick der Zweifel wach wurde — so hat das darin seinen Grund":

Auf des Lateinpedells breiter Stirne schwanden die Denkerwellen und — als schimmerten die Gedanken hindurch — lag ein lichter Glanz auf ihr; seine Mundwinkel dehnten sich wie Gummi fast bis zu den Ohren zurück, und seine Lippen, in braun-rot-grau-gelblicher Fleischfülle — rückten mit unheimlicher Geschwindigkeit immer näher und näher gegen des Oberklassisten Jünglingsantlitz vor, das bei dem Gedanken erbleichte:

„Sollte der Pedell im Dusel gegen mich ein Kußattentat verüben wollen? —"

Aber diese Moll-Gedanken lösten sich in Dur — als der Pedell lispelte: „Mein lieber Ambach! Im strengsten Vertrauen und incognito: Ich habe heute einen schweren Tag hinter mir: Der Krieger- und Schlachtenbund-Verein, dessen erster Vorstand ich seit zwanzig Jahren zu sein die Ehre habe, hat heute, am Geburtstage des obersten Kriegsherrn eine solenne Festesfeier begangen.

Wir hatten Ehrengäste: den Kommandeur des hiesigen Regiments und den Herrn Oberst des Bezirkskommandos. Und so tapfer sich meine Kampfesbrüder auch einstens auf französischer Erde geschlagen haben — mit dem Mund geht es heute noch nicht. Aber es galt die Ehre des Verein! —

Auf die Ansprachen der Ehrengäste mußte erwidert werden, und so vollbrachte ich dreimal eine Rede, jede fast eine halbe Stunde lang! Und wenn auch brausendes Halloh über mir zusammenschlug und die Begeisterung und der Beifall kein Ende nehmen wollte, am Ende der letzten Rede war es bei mir da oben" — des Pedells fünf Finger der Rechten zeigten nach seiner glanzerhellten Stirne — „wie in einem Geldbeutel aus dem der letzte Pfennig verschwunden!

In diesem Zustande kam ich zu Ihnen und das mag schuld sein, daß ich für den ersten Augenblick die Übersetzung der Ovidschen Elegie nicht gleich erkannte! —"

Des Lateinpedells Stimme lallte wieder ganz bedenklich, als sie noch hinzufügen wollte: „Aber Sie, Ambach, haben mein vollstes Vertrauen —!

Daran wird mich nichts irre machen. Und mag gar mancher Ihrer Klassengenossen die verbotenen Pfade heimlicher Liebe wandeln. —"

Des Pedells Hand schlug bei einer unsicheren, schwankenden Bewegung seines Körpers lautaufklatschend nach der Türklinke, riß im Schwanken die Türe auf und schrie brüllend in den engen Stiegenschacht:

„Ich sage Ihnen, ich und mein Herr Rektor kennen unsere Pappenheimer!"

Laut ächzten die Stufen der schmalen Treppe — als sich des Pedells Riesengestalt — mit Anstand und Würde ringend — talwärts wälzte.

Fridolin Ambach aber riegelte die Türe zu, stürzte auf sein Tagebuch las, überschaute es mit der innigsten Liebe eines Schöpfers und sagte laut und innig:

„Gott sei Dank, daß dich dieses Schwein nicht entweiht hat."

Er neigte sich und küßte die Vertrauten seiner Liebe. Dann barg er das Tagebuch in seinem Koffer, setzte sich an den Studiertisch und begann seine Hausaufgabe für morgen.

Aber wie eine aufgeregte See noch lange in tausend und abertausend schaumgekrönten Wellen brandet, wenn die Winde schon längst matt und träge über den Wassern schweben, so brandeten die Gefühle der Liebe noch in dem Ober-

klassisten Fridolin — eine wonnesame Macht. Doch das Pflichtbewußtsein des fleißigen Schülers erhob sich herrisch in ihm.

Um den lockenden, windleisen Sing-Sang in seinem Herzen zu übertönen, sprach er laut die Schlußapotheose aus Ovids Metamorphoses:

So denn hab ich das Werk vollendet, das Jupiters Zorn nicht,
Blitz nicht, noch Schwert, noch Zähre des Alters zu tilgen im Stand ist.
Möge begrenzen das Maß unsicheren Lebens, sobald er
Will, der Tag, dem Macht nur über den Körper gegeben.

So sehr er jedoch mit redlichem Bemühen der geschmeidigen Verse klangvolle Worte lärmend über die Lippen stürzen ließ, immer wieder sah er durch den Reigen tönender Worte hindurch . . . wie durch ein Gitter . . . ein herrliches Bild . . .

Immer wieder sah er Gertruds Gestalt am Klavier sitzen. Im rötlich trüben Scheine der Kerze sah er ihr liebes Antlitz, sah, wie sie bei schwierigen Stellen die weißen Zähne in die Unterlippe preßte — sah — wie eine schwere, gelbe Haarwelle langsam über die kleinen, von heißer Lust gerötеten Ohren sank — bis sie die runde Kinderwange streifte und sah — wie vom Drange der Gefühle durchwogt — die Brüste sich hoben und senkten. — Und sah die üppige Fülle des Mädchens . . . Gertruds kraftgespannte, herrliche Gestalt . . . .

Lange noch sah er sie.

„Schönheit und Kraft!" — und leise setzte er hinzu: „Dein!"

Da war es ihm, als hörte er ein helles, spöttisches Gelächter in sich aufklingen:

„Träumer! Phantast! Narr!"

Sie hat Dir noch nie auch nur mit einem Zeichen oder Worte verraten, daß sie dich liebt . . .

Ist es bei ihr noch nicht zum Durchbruch gekommen?

Oder wußte sie es nur so klug zu verdecken?

Lehn' Deine Wang an meine Wang,
Dann schlagen die Flammen zusammen!

Wieder hörte er die liebe, wonnedurchsungene Mädchenstimme, wieder sah er die Lustbewegung, die ihren ganzen Leib überrieselte — und das lichtbestrahlte Auge blitzte zu ihm heraus! — Zu ihm —!

Sollte sie solche Macht über ihre Gefühle haben? Sie war nicht wie andere Mädchen, deren Einziges und Höchstes die Gunst des Mannes ist.

So leichten Schlages war sie nicht.

Sie war ein ganzer Mensch. —

Ein voller Mensch.

Er hatte sich ihr gegenüber noch nie mehr gedünkt, besser, wertvoller.

Gleich wertvolle Kraft.

Gleiches Wollen.

Gleiches Können.

Das Gefühl der Achtung war zwischen ihr und ihm von jugendauf gewachsen wie ein Bäumlein — nun war es zum Baum geworden!

Was du bist, das bin ich auch, was du kannst, das kann ich auch! —

Diese Worte Gertruds kamen ihm wieder in den Sinn. Und dann stürmten die Gedanken auf ihn ein, wie eine übermütige Kinderschar.

Erst vor kurzem hatten sie sich wieder gestritten, er, Gertrud und die dicke Antonie.

„Ich bleibe nicht ein I-Tüpfchen hinter Dir zurück!" hatte Gertrud dem Oberklassisten Fridolin an den Kopf geworfen.

„Euch Buben hat die Männerkultur die Wege geebnet — auch dem Dummen zahllose Rechte ererbt — auch der Schwächling kann bei Euch in Herrscherstellung gelangen.

Wir Mädchen müssen uns alles erst erstreiten.

Wir müssen uns erst Rechte machen, erzwingen; wir müssen Euch erst die Augen öffnen, daß ihr Männer unseren

Wert und den Wert unſerer Arbeit anerkennt. Die mühelos überkommenen Hoheitsrechte haben euch Männer eitel gemacht, — und die Eitelkeit iſt auf einem Auge blind, — und auf dem anderen ſieht ſie nur den eigenen Schimmer.

Ich halte das Weib in ſeiner Art genau für ſo wichtig und tüchtig wie den Mann!

Denkende Weiber, Arbeiterinnen, tüchtige, züchtige Hausfrauen, kluge, weiſe Mütter, treue Genoſſinnen des Mannes, Freundinnen des Mannes, ſind dem Staate, dem Volke, der Menſchheit ſo wichtig und dienlich wie jedweder von Euch Herrn der Schöpfung.

Und Euere Bildung?

Wenn man ſonſt keinen Beweis für Euere Rückſtändigkeit, für Euer Verknöchertſein erbringen könnte als dieſen — das Erſtarrtſein Euerer Bildung — das genügte vollauf! —

Latein und Griechiſch! — als wären das die beiden Quellbäche des Lebens!

Und doch ſind dieſe ganz anderswo zu ſuchen!

Was vermittelt Euch denn Euere alleinſeligmachende Schule — das humaniſtiſche Gymnaſium von den Quellen aller Weisheit: von der Natur und den ihr dienenden Wiſſenſchaften?

Wie Weniges nur!

Was habt Ihr von Leibes- und Geiſteskunde kennen gelernt? — von Geſundheitslehre und Geſundheitspflege? von Menſchenkunde überhaupt? Ihr wiſſet zwar, wie ein karthagiſches Kriegsſchiff innen und außen beſchaffen iſt — und wiſſet eines ſchlachtenberühmten Feldherrns Lebensgeſchichte, aber Ihr verlaßt Euere Altertumsſchule und es wird Euch nicht einmal ſo recht Kunde, wo das Herz im Leibe ſitzt." —

„Falls es Euch nicht die Angſt vor den Skriptionen pochend verrät!" warf der dicken Antonie ſtürmende und doch anmut-umklungene Stimme ein — —

„Oder die Liebe! —" dachte der feindumdrängte Oberklaſſiſt Fridolin Ambach; denn zu Worten zu kommen, war ihm unmöglich. —

Der beiden Eiferinnen Vorwürfe kamen wie Nordsee-Wellen bei Weststurm, hochaufgerichtet, schaum- und geifer-umflattert, in rasender Eile — und zahllos —.

„Und solltet ihr Euch — wie es schon in der Schrift heißt — Nieren und Leber prüfen — es erginge Euch wohl schlecht — Ihr suchtet darnach vergebens! —

Ihr habt zwar Euer Gehirn mit Hunderten von Jahres-zahlen, griechischen und römischen Schlachtendaten versandet — aber Ihr wißt nicht, wie eine Vorstellung zustande kommt — und nichts von Euerer Sinne wunderbarem Bau, der Vervollkommnung und Schärfung ihrer herrlichen Tätigkeit, — ihrer Gesunderhaltung, — ihrer Quellkräfte! Und daß die Erhaltung der Körpergesundheit der fruchtfähige Acker-grund für den Geist ist und dem Volke, dem Staate, der Menschheit den höchsten Schatz erhält, — die Kraft. Die Regeln griechischer und lateinischer Metrik und der Aufbau der Tragödien des Sophokles Aeschylos und Euripides enthalten darüber kein Sterbenswörtlein.

Und Pflanzenkunde — — und Naturkunde überhaupt? Hättet Ihr eine Ahnung, wie wunderbar jeder Grashalm aufgebaut ist, wie in jeder Blume, in jedem Strauche, in jedem Baume die gleichen Lebensgesetze walten, die uns als Gottesstrom durchrauschen?

Wie die Sterne unabsehbare Welten sind, Millionen Sonnen — Beispiele einer dem Teilgeschöpfe unfaßbaren, unbegrenzten Macht und Kraft, und wie unsere Erde, dieser Funke im Weltenbrande, im Werden und Gehen von Jahr-millionen aus glühender Masse heraus sich schälte zu Wälder-reihen und Auengründen, stadt- und dorfbesiedelt — —

Wie einst Riesengetier wandelte über die Gletscher unserer fruchtbestandenen Heimat, die Drachen der Sage.

Und der Mensch mit zehnfach schärferen Sinnen, ein Wildling, von seiner Felsen-Höhlenwohnung aus Kraft und Mut ermaß an seiner Zeit gewaltigen Tiergenossen — — !

Wenn Ihr wissen würdet — — — !

Dann würde mancher in Altertumskunde versunkene Menschenjüngling und Mann nicht mehr scheuen Trittes,

das Haupt demutsvoll zu Boden geneigt, Gottes herrlichen Erdengarten durchwandeln, — eine wandelnde Kulturſünde.

Denn *nicht* aufſchauen zu all der Macht und Pracht, die um uns und in uns und über uns und unter uns rauſcht und raunt und glüht und glänzt, leuchtet und blüht, ſingt und ſagt — *nicht* aufſchauen — und *nicht* ſich freuen und Gott nicht verehrend, frohlockend *genießen* wollen — *das* iſt Sünde!

Das iſt *Sünde*!

„Und wo es ſich darum handelt" — griff die dicke Antonie mit glühendem Mündlein in die Debatte ein — „uns die Natur aufzuſchließen — die Natur, die Quelle unſerer Freuden, den Schauplatz unſerer Leiden, den Ausgangs- und Endpunkt unſeres Wiſſens, das Ideal der Kunſt — wo es ſich darum handelt, die Natur uns näher zu bringen, unſere Blutsverwandſchaft mit ihr nachzuweiſen, ſie uns als Freundin zu werben, als Lehrerin, als Meiſterin, ihre Kräfte uns nutzbar und dienlich zu machen — all dieſe tauſenden von Erfindungen ſcharfſinniger Menſchen auf dem Gebiete der Technik: — Licht — Wärme — Magnetismus — Mechanik — Elektrizität; die wichtigen Aufſchlüſſe der Chemie und Geologie — all dieſe Dinge, welche die Reformatoren im Leben der Erdenvölker ſind und ihre Geſetzgeber — — — Euere Altertumsbildung — Euer Latein- und Griechentum ſchweigt dazu —!

Und Ihr bildet Euch noch ein, daß Ihr das beſte habt!

Oder man lehrt Euch einbilden, daß Ihr der Bildung Höhenwege ſchreitet!

Aber manche Verkehrtheit, manche Unnatur hat Jahrhunderte als Geſetz gegolten!

Und das gibt Euch das Recht zu den Hochſchulen — Euch! — Nur Euch!

Und verſchließt es uns!

Iſt das nicht ein ſchreiender Hohn auf Leben und Streben?

Und dann wählt Ihr Euch ein Fach, — ſtudiert vielleicht mit heißem Bemühen der Geſetze Sinn und Wertung und dann iſt der Regent fertig in Euch.

Ihr seid fertig zum Herrscher!

Und habt kaum eine Ahnung von dem gewaltigen Leben, das um Euch brandet. Nach deutschem Leben, deutschem Sinn — seht Ihr mit Euren erstarrten lateinischen Augen hin!"

Die beiden Freundinnen waren in beredtem Eifer immer näher und näher gegen ihr Opfer vorgerückt und schließlich sah sich der Oberklassist Fridolin Ambach auf die Sitzfläche eines schmalen Rohrstuhles eingeengt, vom stürmisch nachdrängenden Feinde unbarmherzig angegriffen.

„Wonnesam ist die Massage von zarten Mädchenhänden und solche Einschließung göttliche Lust —" sagte der Oberklassist Fridolin mit dem herzlichen Tone tiefster Überzeugung — und sah mit Blicken der Liebe nach Gertruds lieblichem Antlitz, von der Hitze des Kampfes anmutig überrötet, und sah mit vergnügter Freude auf zu Antoniens schwankenden Backen.

Da ließen die beiden Streiterinnen ab von ihm. Tiefes Rot überflog zwei schöne Mädchengesichter. Jetzt erst merkten die beiden Freundinnen, daß sie in der Hitze des Gefechtes Fridolins Arme ergriffen hatten — Gertrud den rechten, Antonie den linken — und im Eifer der Beweisführung unbarmherzig kneteten, preßten, drückten, schüttelten und rüttelten.

„So nun weißt Du unsere Ansicht, —" sagte Gertrud. „Sage es Deinen Genossen und Kollegen. Sie brauchen nicht so hochnasig an uns vorüber zu marschieren — und wenn ihnen das Bewußtsein, Schüler der alleinseligmachenden Schule zu sein, den Kopf noch so steif hebt — wir wissen, der Dünkel wiegt leichter als das Wissen.

Amen!"

Nachsatz:

„Aber möge verknöcherte Tradition Schranken auftürmen so hoch und so viel sie will — wir werden darüber hinwegschreiten —" sagte das Freundinnenpaar in anmutig klingendem Duett und Gertrud fügte noch hinzu:

„Diesen Pakt schließ ich mit Dir, Friedel!
Trotz alledem!

Ich bleibe nicht zurück hinter Dir!
Nicht einen Schritt!
Ich werde mir auf einem gesünderen und schöneren Weg das erkämpfen, was Dir als Erbe mühelos überkommt.
Zehn Jahre Leben! Dann wollen wir wieder neben einander stehen und uns messen!"

„So — nun haben wir in Ruhe uns gegenseitig unsere Meinung kund getan."

„In Ruhe? Und „unsere" Meinung? Und „gegenseitig?" — wiederholte der Oberklassist Fridolin mit tiefinnerstem Zweifel, wie der ungläubige Thomas. — „Gestattet mir, Euerer zorndurchglühten Jungfräulichkeit zu bemerken, daß Ihr mich bis jetzt auch nicht mit einem Sterbenswörtlein habt zur Rede kommen lassen; aber Eueren Pakt nehme ich an! —"

Unter der Gangtüre wandte sich Fridolin nochmals nach den beiden Freundinnen um, drohte züchtig mit dem Finger und setzte mit dem Ernst eines Propheten und weithinschallender Stimme hinzu:

„Daß Redseligkeit der Even seit Jahrtausenden bewunderte Gewalt ist, weiß ich —; daß aber der Neid innerhalb einer halben Stunde aus zwei anmutigen Schülerinnen zwei fanatische Parlamentsparteirednerinnen machen kann, — das ist mir neu und neu unter der Sonne —"

Weiter konnte er nicht mehr sprechen, denn in diesem Augenblicke merkte er, wie etwas mit zielbewußtem Zischen hart an seinem rechten Ohre vorüberschlug: es war die zwölfte Auflage der neuhochdeutschen Grammatik von Blatz, von Gertruds zorndrohenden Händen verständnisinnig geschleudert.

Zwei Sprünge — und Fridolin der Oberklassist sah sich außer Schußweite.

Des engen Stiegenschachtes Windungen deckten ihn schützend. Da blieb er stehen und rief mit mächtiger Stimme hinauf, daß des Stiegenschachtes Enge erdröhnte:

„Trotzalledem:

Es lebe Ovids klangdurchſungene Sprache und der Aeneïde entzückender Wohllaut — in saecula saeculorum! Amen."

Ein Platzregen ſchlug im freien Raume zwiſchen dem Stiegengeländе nieder.

Die dicke Antonie ſandte dieſen Scheidegruß, indem ſie der Frau Baumgarten Teehäflein bis zum Rande ſorglich mit Waſſer gefüllt — raſch über dem Spötter entleerte. Aber ein homeriſches Gelächter ſcholl durch das Geräuſch des raſch abträufelnden Waſſers empor an der beiden Freundinnen aufhorchendes Ohr.

Brutale Gewalt
Aller Erdenweisheit letzter Trumpf!
Lebt wohl!

Die Sehnſucht geht mit mir — die Sehnſucht nach Euch, die Sehnſucht bringt mich wieder — die Sehnſucht nach Euch!" Da hörte er noch das wonnige Kichern zweier Mädchenſtimmen —!

Schwalbengezwitſcher im Morgenrot und lauen Winden —.

Der Tag iſt flammende Luſt. — — — — — — —

So zogen an dem Oberklaſſiſten Fridolin Ambach Erinnerung und Gedanken vorüber mit aufgepflanzten Fahnen wie eine Prozeſſion an blauen Junitagen über die Felder zieht — von Gottes Sonne umleuchtet und von ſeligem Glauben umweht.

Die Öllampe auf dem Studiertiſchlein war in kritiſcher Stimmung.

Drei Studentengeſchlechtern hatte ſie ſchon gedient.

Ihre Erfahrung war altehrwürdig.

Sie wußte, um was es ſich handelte bei einem Studenten.

Soviel Einblick hatte ſie in das Menſchenleben!

Arbeite! Arbeite raſtlos! Jeder Tag muß den Bau Deines Lebens wachſen ſehen!

Nichts — in deinem ganzen Leben nichts mehr — nützt dir ſo, trägt dir ſo reichlich Zinſen, wie eine zielbewußte

Arbeit in der Jugend. Eine Macht, an die sich mit jedem Jahr mehr Rechte ansetzen, wie Krystalle um einen edlen Kern. — Ein Kapital, das mit jedem Jahre wächst.

Mit Schaudern gedachte die Lampe des Vorgängers Fridolins.

Was für ein hübscher Mensch war der Blondkopf gewesen!

Aber schon das eine weckte ihr Mißtrauen:

Gleich am ersten Morgen mußte sie ihm eine volle halbe Stunde leuchten, bis der Scheitel durch des Haares blonde Fülle stramm und straff sich zog — wie eine peinlich gepflegte Kurpromenade — und die Locke an der rechten Scheitelhälfte über der Stirne sich kräuselte, wie geschnitzt . . . Locke — locken — verlocken —.

Soviel Sprach- und Wortdeutungskenntnisse hatte sich die Öllampe im Laufe der Jahre schon erworben. — Das war ja wie ein Aushängeschild —! Und das Brenneisen hierzu mußte s i e ihm wärmen. Pfui! — — —

Entsetzlich!

Aber es kam noch entsetzlicher.

Halbe Nächte hindurch hüllten sie fast undurchdringliche Tabakswolken ein, welche wie aus einem Vesuvkrater unaufhörlich und in immer üppigerer Weise einem mächtigen, dreifarbigen Stoßkopfe entqualmten. —

Ihres Lichtes hehrer Zweck war vereitelt — die Bücher lagen geschlossen unterm Tische — und des Jünglings zierliche Stiefletten — stemmten sich auf sie — wie ein russischer Woiwode, der mit Czaren-Übermut seines Fußes Macht auf nackte Untertanenleiber setzt. —

Kleine, zierliche Briefbögen mit Vignetten, schnäbelnden Täubchen, Blumenguirlanden, Amoretten mit riesigen Köchern voll Pfeilen, Amor und Psyche, in rot, gelb, weiß, grün, blau und regenbogenfarben, wurden zahllose beschrieben — empfangen — laut-aufklatschend geküßt . . . !

Gräßlich!

Dann aber kam das Gräßlichste!

Dies irae!

Tag der Rache — der Blondkopf wurde von der Anstalt entlassen.

Die Öllampe war also in ihrem vollen Rechte, als sie dem Beginnen Fridolins mit unzweideutigem Mißfallen zusah.

„Träumereien! Natürlich, die waren auch die Einleitung zur Tragödie des Blondkopfes gewesen. —
Also!" — — — — — — — — — —

Und wie ein ehrlicher, erfahrener, welt- und lebenskundiger Freund wandte sie sorglich alle ihr zu Gebote stehenden Mittel auf, den Oberklassisten Fridolin von Traum und nutzlosem Sinnen abzubringen und ernster, sicherer, gewinnbringender Arbeit zuzuführen.

Sie pfauchte und pustete, zuckte und rauchte und als all diese Gewalt versagte, da griff sie wie ein weiser Pädagoge zu den Mitteln der Güte und Schlauheit; sie beleuchtete mit blendend grellem Lichte — soweit das hier ohne Übertreibung gesagt werden kann — eine Seite in der hart an ihr liegenden Schulausgabe von Ovids Ars amandi (die Liebeskunst); die Übersetzungsaufgabe für morgen.

Und siehe — die Güte und Schlauheit brachte zu Wege, was der Ernst vergebens zu erreichen sich bemühte:

Vom Glanze geblendet sah Fridolin der Oberklassist unwillkürlich nach seiner noch unerledigten Übersetzungsaufgabe; das Schülergewissen regte sich in ihm, und er tastete mit halb gesammeltem Sinne von Wort zu Wort — von Verszeile zu Verszeile, las und las — da, mit einemmale übersetzte er etwas, das sich ihm sofort wie starke Freundeshand wohltuend auf die Schulter legte:

Er war wach, vollständig gesammelt, die Sinne scharf und klar, übersetzte er nochmals die Stelle:

„Erstens bemühe dich drum, der Liebe Genossin zu finden,
Der du als Neuling zieheſt in Waffen zum Kampf.
Dann ist das nächste Geschäft, die Hold' um Erhörung zu bitten —
Drittens zu suchen — wie du Dauer der Liebe verleihst."

„Dauer der Liebe verleihst . . ." übersetzte er nochmals bedächtig jedes Wort betonend.

Der Öllampe gab es einen Stich ins Herz.

Sie flackerte grell auf, stieß ihren Unmut in einem übelriechenden Qualm von sich und schielte mit vorwurfsvollen Augen nach dem Übersetzer.

Sollte sie in Unkenntnis lateinischer Verse eine so verfängliche Stelle mit begeisterter Andacht beleuchtet haben?

Das heißt man vom Regen in die Traufe kommen. Und schon stiegen in ihrer fürsorglichen Seele rettende Gedanken auf . . . . .

Aber der Oberklassist Fridolin ignorierte seine Freundin vollständig.

Er war ganz im Banne seiner Gedanken.

„Dauer der Liebe verleihn." — — — — — — — —

Ein frohlockender Lärm — ein jubelnder Wirrwarr durchwogte ihn.

Hast du schon einmal auf der Haide den Tag erstehen sehen? Des Birkenwaldes weiße Stämme leuchten durch den Nachtdämmer.

Helles Grün flattert in den Zweigen. Überm rieselnden Moorbach liegt lauschend die Nebelbank.

Der Birkhahn lockt und tausend Vogelstimmen wirbeln durch die Luft . . . leise, — leise — da huscht über die zackige Wand des Schwarzwaldes ein blutroter Schein — die Sonne! — — — — — — — — —

So war das erlösende Wort in Fridolin, dem Oberklassisten lebendig geworden:

„Dauer der Liebe verleih'n."

Die Dauer der Liebe liegt in der A c h t u n g der Liebenden.

Ich will also die A c h t u n g meiner Geliebten erwerben.

„Gertrud, deine „Achtung" will ich mir erwerben!

Ich will rastlos arbeiten hier und auf der Universität. Meine Absolvia soll gut sein und nicht minder später mein Staatsexamen. Dann will ich wieder vor sie hintreten und will sagen — sagen, wie ich sie liebe!

Gertrud, wie ich dich liebe! — Liebe, weil ich dich achte.

Dann muß auch sie mich achten!

Achten? denn darin liegt alle Wurzelkraft der Liebe, echter, rechter, gesunder, dauernder Liebe." — — — — —

Nochmals sprang er auf, trat rasch zum Fenster und sah nach Gertruds Zimmer.

Es war beleuchtet.

Er sah einen Schatten über den Studiertisch sich beugen: Gertruds Gestalt:

„Durchs Geäste nackt und licht —
Seh' ich dann ihr Angesicht." — —

sprach es nochmals wonnig in ihm.

Dann trat er zurück an den Arbeitstisch, setzte sich und arbeitete — ohne auch nur einmal noch mit einem Gedanken abzuschweifen.

Die Öllampe leuchtete zufrieden.

Das Theater.

„Herr Ameismeier," sagte Professor Dr. Moroff zum Pedell der Lehrerinnenbildungsanstalt — „ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Schülerinnen unserer Oberklassen das hiesige Stadttheater besuchen."

Das Gesicht des Pedells nahm einen vernichtenden Ernst an.

„Das ist ausgeschlossen, Herr Professor!" Die mädchenhafte feine und hohe Stimme des Pedells hatte einen schnarrenden Ton.

„Ich bin ein etwas ungläubiger Mensch." Des Professors Mundwinkel verzogen sich höhnisch nach unten.

„Ich stehe mit meiner ganzen Autorität ein, Herr Professor, daß noch keine unserer Schülerinnen das hiesige Stadttheater besuchte."

„Autorität? — Unsere Schülerinnen? — Professor Moroff sagte es mit von Hohn und Geringschätzung triefender Stimme. — — —

„Na — na — na! Ich besuche zwar prinzipiell kein Theater . . . . . " fügte Professor Moroff bei.

Über des Pedells literaturkundiges Antlitz huschte ein Schatten. — Verachtung.

Aber schon im nächsten Augenblick hatte sich der Pedell wieder in seine Rolle gefunden und sagte mit Demut und Ergebenheit:

„Ich habe ein ständiges Abonnement, Herr Professor. — Die Lustspiele, Schwänke und Possen besucht in der Regel meine Frau, die Tragödien, Schauspiele und Komödien fallen mir zu; es ist also den Schülerinnen unmöglich!"

„So — ich hätte geglaubt, die erstere Art von Theaterstücken würde mehr Ihrem Naturell entsprechen — dagegen

Tragödien, Schauspiele und Komödien wären mehr Ihrer Frau gelegen." —

Das war eine klatschende Ohrfeige.

Professor Moroff ging und lachte die ganze Jodoksgasse still vergnügt in sich hinein.

Der Pedell stand da von Wut empor gerichtet — wie eine bißfertige Natter.

„Und wenn ich Dutzende der Oberklassistinnen im Theater anträfe, dir würde ich keine melden, Grammatikseele" sagte er ingrimmig in das Dunkel, das mit Großmut Professor Moroffs kopfhängerische Gestalt den Blicken des beleidigten Pedells verdeckte.

In diesem Augenblicke erschien unter dem Hauptportal der Lehrerinnenbildungsanstalt von der Gasflamme rötlichem Lichte anmutig bestrahlt — in voller Schlachtrüstung seines Ehebettes gewaltige Genossin. „Zweimal schon habe ich Dir gepfiffen, Leimsieder —" sagte sie und ihre Stimme ähnelte den kreischenden Spätherbstwinden, es ist höchste Zeit! Um $^1/_2$ 8 Uhr beginnt das Theater. Und ich will langsam gehen, nicht wieder rennen wie ein Windhund."

Ihr halbseidener Überrock knisterte und die steif gestärkten Unterröcke rauschten wie ferne tosende Wasser. Das buntseidene Theatertuch umwallte in malerischen Falten der Pedellin brutales Gesicht.

Der gelbe Pompadour hing ihr zitternd am mächtigen Arme.

Ein weiter, blauer Theatermantel mit Kaninchenfellbesäumung umhüllte die zwei Kubikmeter des Ewig-Weiblichen, moschusduftend.

Als der Herr Anstaltspedell in der Theatergarderobe anstandsbeflissen eben seiner Gattin wuchtige Gestalt enthüllte, huschen zwei Schatten an der offenen Garderobentüre vorüber.

„Du gütiger Himmel! Die Pedellin hat uns gesehen!" — sagte Gertrud zur dicken Antonie. — Ich gehe sofort wieder!"

„Pah! Angstmeierin! -- Günstiger könnte es ja gar nicht liegen für uns. — Nun sind wir sicher, daß der Herr Ameismeier unser Nest heute nicht mehr beschnüffelt. Wir gehen auf die Galerie, diese hat zwei Ausgänge. Kommt er zur linken, fliehen wir zur rechten und umgekehrt."

„Ich wette meinen Kopf," flüsterte die Pedellin in ihres Mannes Ohr — „daß eben zwei Seminaristinnen vorbeigehuscht sind. Siehst Du, so weit reicht Deine Autorität, von der Du immer so großmaulig sprichst!"

„Meinetwegen," sagte der Pedell; „Schiller ist ein Klassiker. Seine Bücher werden in der Schule gelesen. Was im Unterrichte behandelt wird, darf man doch auch auf der Bühne sehen.

Wenn die Logik des Herrn Professors Moroff nicht so weit reicht, — warum soll ich meinen Diensteifer weiter langen lassen.

Ich habe nichts gesehen.

Ich weiß von nichts!"

Er gedachte des professorialen Spottes der Grammatikseele und es tat ihm wohl, sich wenigstens im Geheimen in etwas rächen zu können. —

Die Gattin schob eben zwei umfangreiche, gefüllte Chokolade-Bonbons in den weiten Mund -- und so unterblieb infolge dieser süßen Tat jede weitere Antwort.

Sie trat rauschend und bauschend in das Parterre.

Gertrud und Antonie sahen es und freuten sich.

„Das Auge des Gesetzes schmachtete in den Banden ehelicher Treue" sagte die dicke Antonie und warf einen befriedigenden Blick nach des Anstaltspedells schmächtiger Gestalt, die im Schatten seiner Gattin ein bescheidenes Dasein fristete.

Aber in weiser Vorsicht zogen beiden Schülerinnen doch das Theaterbuch noch enger um das bezopfte Haupt, so daß nur mehr Auge und Nase etwaiger unvermuteter Kontrolle preisgegeben waren.

Gertrud war zum erstenmale in einem Theater.

Das leise Stimmengesumme einer Masse festlich gekleideter Menschen, die einander mit und ohne Operngucker beäugten, der hohe, glänzend erleuchtete Saal, die Bühne, durch einen bunten, alten Vorhang verdeckt — das alles machte einen unauslöschlichen Eindruck auf Gertrud.

Das war also die Stelle, die Kanzel, von der aus jene großen, herrlichen, götterähnlichen Männer sprachen — ihre Werke sprechen ließen zum Volke, zu den Mitmenschen — und ihnen das Leben zeigten, das Menschenleben, in scherz- und spottdurchlärmter Komödie, in leidenschaft- und schmerzdurchtobter Tragödie?

Wie viel hatte sie in der Literatur- und Poetikstunde von der Einrichtung der Bühne, vom Aufbau des Dramas — auswendig lernen müssen!

Worte! Worte — nichts als Worte!

Sie gedachte jenes Tages, an welchem sie sich in der Grill'schen Universitätsbuchhandlung die Schulausgabe von Kleist's „Der zerbrochene Krug" kaufen durfte, da es als erstes Drama im Unterricht zur Behandlung kam.

Damals war sie eilenden Schrittes nachhause geeilt, hatte sich in ihrem Zimmerchen vors offene Fenster gesetzt und las das köstliche Werk in einem Zuge durch.

Der Septemberabend stand in goldgelber Pracht vor dem Fenster; — im gilbenden Apfelbaum wispelte des Abends Kühle; die Turmschwalbe warf ihren schrillen Schrei ins kleine Zimmer.

Die Mutter hatte schon zweimal geklopft und des Abendkaffees willkommener Duft war in einem langen, fadendünnen Dunststreifen durch die Türspalte geschlichen und hatte sich um ihre Nase gewunden — sie merkte nichts! Sie sah nur das Stück Menschenleben vor sich und fand des Ergötzens kein Ende.

Und mochte später in den Unterrichtsstunden die Grammatikseele noch so sehr das Ganze zerpflücken, an einzelnen Ausdrücken und Sprachwendungen alle Folterwerkzeuge grammatischen Tiefsinns erproben — den hohen Genuß jener Stunde konnte keine philologische Spitzfindigkeit mehr

ertöten. Es blieb ein Leuchten unauslöschbar in Gertruds Seele.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Direktor hatte im Französischen Molières Lustspiel: „Der Geizige" mit ihnen gelesen, und im Englischen wurde die Übersetzung von Shakespeares „Viel Lärm um Nichts" versucht. Wenn auch hier der Genuß durch das mühselige Übersetzen sehr beeinträchtigt wurde, so war Gertrud doch aus allem immer und immer wieder klar geworden: Es muß etwas Wunderbares sein um die Kunst.

Menschen im Kampfe mit ihrem Schicksal, im Kampfe mit den eigenen Neigungen, Leidenschaften und Schmerzen, im Ringen gegen des Nächsten Haß und Selbstsucht und gegen lächerliche, verknöcherte Gesellschaftsgesetze leibhaftig auf die Bühne stellen zu können! — —

Lag darin nicht der Höhepunkt menschlicher Kunst? — —

Jedesmal fühlte sie in solchen Augenblicken, wie etwas in ihr die Flügel heben wollte — Adlerflügel, weit, flugmächtig, der Sonne entgegenglänzend, nach Firnenhöhen sich sehnend! Und so oft sie bei ihren Spaziergängen am Bernlochner-Gebäude vorüberkam, sah sie mit scheuer Andacht empor zu dem Raume, der das Theater einschloß.

Und der Wunsch stieg in ihr auf, das Theater einmal wirklich kennen zu lernen und von der Bühne herab ein Stück auf sich wirken zu lassen.

Und heute hatte sie sich den Wunsch eigenmächtig erfüllt.

Nicht kindischer oder frecher Eigensinn war es, der sie gegen die Disziplinarsatzungen ihrer Bildungsanstalt sich auflehnen ließ, sondern ein hehrer Drang. — — — —

Und nun gar Schiller!

Zu Anfang des Schuljahres hatten sie im Unterrichte Schillers „Jungfrau von Orleans" zu lesen begonnen. Auf die nächste Literaturgeschichtsstunde hatten sie den Inhalt sämtlicher Schillerdramen zu memorieren. „Die Inhaltsangabe merken wir uns am besten," hatte die dicke Antonie ganz richtig bemerkt, „wenn wir den Inhalt sehen."

Es hatte zwar bei Gertrud einen kleinen Kampf mit der Mutter gekostet, die ihre Hausfrauenpflicht heilig hielt und ihr Kind keiner Gefahr ausgesetzt sehen wollte. Aber sie konnte den beiden Stürmerinnen nicht stand halten und zum Schlusse mußte sie ja Gertruds und der dicken Antonie Logik als richtig anerkennen. Was im Unterrichte behandelt wird, was im Lehrbuche mit so begeisterten Worten als ein Idealwerk hingestellt war — — das durfte man sich doch auch einmal leibhaftig ansehen!

Darin konnte doch kein Verbrechen liegen?

Und was der Mutter Gegengründe noch mehr abschwächte, war die eigene Neigung, die sie für die Kunst hegte, im Speziellen für das Theater. So machte es ihr in einer Hinsicht Vergnügen, in ihrem Kinde die vererbte Lust zu schauen und ihrem Kinde zu gönnen, was ihr selbst nur in so spärlichem Maße zuteil geworden war.

„Und Kabale und Liebe" ist das beste dramatische Werk Schillers. So steht es in der großen Literaturgeschichte von König, die ich von Dir geliehen habe," sagte Gertrud leise zur Freundin, die sich noch enger an sie schmiegte und mit weit offenen Augen nach der Bühne schaute.

Da! ein Glöckchenzeichen hinter der Bühne.

Der Theatersaal verdunkelt sich.

Das machte wieder einen tiefen Eindruck auf die beiden.

Die dicke Antonie drängte ihre wohlgerundeten Arme um Gertruds Hüfte und zitierte leise:

„Und ich betrete freudetrunken, Göttliche — Dein Heiligtum!

Das Visier ab!"

Beide streiften die Theatertücher zurück.

Das Geschnatter und Stimmengewirr in der Tiefe erstarb.

Die Bühne stand grell belichtet.

Durch ein Löchlein im Theatervorhang sah man nacheinander verschiedene Nasenspitzen, Augen und sonstiges Zubehör in den Saal äugen. „Der Direktor und seine Mitwirkenden überschauen berechnend die Schar ihrer Gläubigen! —" wollte die dicke Antonie eben erklärend bemerken. —

Da ertönte das Glöckchenzeichen hinter der Bühne zum zweitenmale —.

Und der Vorhang rauschte empor.

Vor den Blicken lag des Musikers Miller schlichte Wohnstube. — — — —

Und die große Symphonie junger Liebe und junger Kraft, das gewaltige Spottgedicht auf Bonzentum und Uniformenwelt, auf Tyrannenmacht und Knechteshirn — und auf fossile Gesellschaftsgesetze ließ die ersten einleitenden Klänge in den Zuschauerraum schauern — bis sie anschwoll zur Orkangewalt . . . . zum gellenden Aufschrei. — — —

Die Studienfreundinnen hielten sich krampfhaft umschlungen.

Erst mit des letzten Auftrittes letztem Worte wich der Bann von ihnen. — —

Der Bann der Größe!

Das war Schiller! — — — — —

Das Spiel war zu Ende.

Der Vorhang fiel.

Die Frau Pedell Ameismeier hatte eben die letzten Chokoladebonbons hinter ihren eingesetzten Zähnen verschwinden lassen; der diensttuende Gatte war beflissen, in der Garderobe den blauen, von Kaninchenpelz besäumten Theatermantel um seiner Ehehälfte mächtige Schultern zu schlagen. —

Von allen Seiten strömten ie Leute den Ausgängen zu. Von allen Richtungen her sahen fragende Blicke nach des Pedells Ameismeier noch von Begeisterung funkelnden Augen — als wollte man ihm sagen: Ja, weißt Du es denn nicht?!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da übermannte den Anstaltspedell das dienstliche Gewissen. Er überließ seine Gattin einer mundfertigen Freundin und stürzte — der zwingenden Wahrheit eingedenk: Die Katze läßt das Mausen nicht — die Treppe hinunter und nahm im Schatten der weiten Torflügel Stellung. Er wollte sich untrüglich überzeugen, ob es wirklich Schülerinnen gab, welche den Mut hatten, das Theater zu besuchen, ob-

wohl es ſchon ſprichwörtlich unter den Schülerinnen geworden war, mit welcher Strenge er das Disziplinarſzepter ſchwang.

Aber noch während dieſer Gedanke wie ein auf Mädchen-Anſtand promenierender Leutnant in des Anſtaltspedells Seele auf- und abrannte — ſchoſſen zwei Geſtalten an ihm vorbei durch das offene Tor.

„Zwei vermummte Mädchengeſtalten."

„Das waren Seminariſtinnen! —"

„Natürlich vermummt!" —

Es ſtand ganz außer Zweifel. —

Aber — o Grauen! Noch hatte ſich der Anſtaltspedell nicht ganz von ſeiner Ueberraſchung erholt, da ſtürmten zwei Jünglingsgeſtalten hinter den Mädchen nach! — —

„Zum Teufel!"

Das war denn doch zuviel!

Den heimlichen Theaterbeſuch hätte der literaturbegeiſterte Pedell den beiden Seminariſtinnen wenigſtens zum Teil verziehen — um ſo leichter, wenn er des Spottes gedachte, den ihm die Grammatikſeele angetan; — aber unerlaubter Theaterbeſuch und tatſächliche Liebe — das war zuviel an einem Abend. —

„Die Jugend kennt eben keine Grenzen!

Eine unerhörte Frechheit!

Die treten ja deine ganze ſeit Jahrzehnten geheiligte Autorität mit Füßen.

So etwas haben meine Schülerinnen noch nie gewagt! Hier muß die Handhabung disziplinariſcher Strenge ihrem ganzen Umfange nach in ihre Rechte treten!"

Er ſchlich nach mit der Raſchheit eines Windhundes und mit der Schlauheit eines Fuchſes.

Und traf den richtigen Zeitpunkt— wie immer.

Eben hatten ſich die Paare im Reſidenzgäßchen, das links ſeitlich vom Iſartore gegen die untere Altſtadt zuführte, vereint.

Man ging Arm in Arm.

Man ſchmiegte ſich eng aneinander — Kopf an Kopf und Wange an Wange. Die Gaſſe war eng. Die Häuſer

ſtanden hoch. Der nächtliche Schatten war ſelbſt für ſpiniergewandte Augen faſt undurchdringlich.

Da hielten die Paare an.

Man hörte den wonnigen Laut von raſchen, innigen Küſſen gegen den ſternenhellen Himmel flattern wie leuchtende Schmetterlinge.

Der Anſtaltspedell hörte es doppelt.

Wonnige Wehmut durchſchlich ſein Herz.

Er gedachte längſt vergangener Zeiten!

Aber nur drei oder vier Sekunden.

Denn dann packte ihn das dienſtliche Gewiſſen wie mit zehn Gendarmenfäuſten — und er machte einen Sprung — und nochmals einen Sprung — und dann legte ſich je eine ſeiner Hände beſchlagnehmend auf die Schulter der küſſenden und geküßten Mädchen.

„Schmählich iſt es, ſo mein Vertrauen zu mißbrauchen!“ ſagte er mit dem rührenden Ernſt eines nur ungern ſtrafenden Gottes —; „ich hätte vielleicht nichts geſagt von Ihrem heimlichen Theaterbeſuche — aber — —“

Die Mädchen ſtießen einen gellenden Schrei aus! Die Theatertücher ſanken von ihren Häuptern — — — — und der Pedell ſah ſich völlig fremden Mädchengeſichtern gegenüber.

Einen Augenblick —, denn im nächſten hatten ſich vier Hände an ſeinen Schultern und Armen feſtgekrallt — und im Duett ſchrieen ihm zwei Jünglingsſtimmen in die Ohren:

„Kerl, biſt Du verrückt?!

Was willſt Du?

Wer biſt Du?

Rede?

Oder ich ſchieße Dich auf der Stelle nieder!“ —

Das Licht einer kleinen elektriſchen Taſchenglühlampe flammte auf.

Und nun überſah der Anſtaltspedell die ganze Ungeheuerlichkeit ſeiner Blamage: —

Er hatte vier Mitglieder der Harmonie, des Vereins

der sogenannten besseren Gesellschaft der Kreishauptstadt bei einem nächtlichen Rendezvous gestört.

Mit stotternder Stimme gab er sich zu erkennen, mit Zittern stammelte er die Aufklärung und flehte zahllose Male um Entschuldigung.

* * *

Inzwischen waren Gertrud und Antonie auf Umwegen, durch Seitengassen und Gäßchen schleichend, nachhause gelangt.

„Dem Mutigen gehört die Welt!“ sagte die dicke Antonie, als sie der Freundin die Hand zum Abschied reichte.

„Solange wir leben, wird uns dieser Abend unvergeßlich bleiben!“ — — — — — — — — — —

Als Gertrud in ihr Zimmer trat, lag es weit im Mondenlichte. —

Das paßte zu ihrem Innern.

Noch brandeten die Gedanken in mächtigen Wogen in ihr und sie lauschte diesen gewaltigen Tönen in ihr und aus der Fülle der Bilder, von all den Gestalten trat immer wieder eine mit vollem Leben vor sie: Luise Millerin.

Die Schauspielerin Gemma Petersen, welche die Rolle der Luise spielte, mochte zwanzig Jahre alt sein.

Das schneeweiße, mädchenhafte Kleid, die vollen, runden Backen und ein natürlich gegebenes, naives Gebahren, ließen sie wesentlich jünger erscheinen. Sie hatte ihre schwierige Rolle mit einer Anmut, mit einer Ruhe, mit Sicherheit, mit Kraft, mit einer aufschreienden Leidenschaft gespielt, die in jeder Miene und jedem Tone echt war.

Tosender Beifall lohnte ihre Kunst.

Ein zwanzigjähriges Mädchen und dieses Können! —

Wie kärglich in ihrem geistigen Besitze, wie klein fühlte sich Gertrud dieser Schauspielerin gegenüber. Sie war kaum um ein Jahr jünger. Was mußte jene durchgearbeitet, durchgemüht, durchgerungen haben, um solch ganzer Mensch sein zu können!

Immer höher wuchs die Gestalt dieser Gemma Petersen vor ihren Augen.

Was war sie selbst? Eine Schülerin — eine strebsame Schülerin!

Und jene — kaum um ein Jahr älter als sie? Eine Lehrerin!

Eine Lehrerin dem Volke, der erwachsenen, denkenden Menge!

Und die Kanzel, von der sie herabpredigte? —

Welche steht höher und weithinhallender? —

Und die Mittel ihrer Kunst?

Nicht Worte allein, nein — das lebendige Beispiel eigener Kraft, das Menschenglück und Menschenleid in der Menschenseele klingen ließ!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit sechs Wochen war diese Schauspielerin Gertruds Wandnachbarin, denn sie wohnte im Nachbarhause.

Gertruds und der Schauspielerin Zimmer hatten eine gemeinsame Wand und ihre Zimmerfenster lagen kaum einen Meter breit auseinander.

Wie oft hörte Gertrud schon in den frühesten Morgenstunden die Schauspielerin deklamieren! Wie oft schon hatte der Fleiß der Nachbarin Gertrud zu noch größerem Eifer angespornt!

Wie oft hatte Gertrud von ihrem Fenster aus schon beobachtet, wie die Schauspielerin jeden Spätnachmittag zwischen fünf und sechs Uhr in einem Bäckerladen ein großes Stück Brot und in der daneben befindlichen Krämerei die Butter dazu kaufte.

Das Bier zu diesem ihren Abendimbiß besorgte jedesmal die Hausfrau.

Und das Geld, das sie dafür zahlte, war selbst erworbenes — und das Geld, das es ihr möglich machte, stets in schlichter, vernünftiger und doch so feiner, gefälliger Toilette erscheinen zu können — war Eigenverdienst. Und der Verstand, die Vernunft, der Wille, der innerhalb der vier Wände da drüben logierte und im Köpfchen dieser Gemma

Petersen dirigierte — war nicht mehr von Mutter Tanten und Schwestern fürsorglich eingepflanzt — er war Eigengewächs.

Wenn sie da der Mädchen gedachte, die unter Mutters und der Tanten Fürsorge mit Kleiderputz und eitlem Flirt und Liebessehnsüchteleien die Tage vertändelten auf Rechnung des elterlichen Geldsäckels, — wie minderwertig erschienen ihr diese Mädchen! Das waren nur halbe Menschen.

Menschen mit halbem Wert— !

Wenn Gertrud früher in den ersten Wochen des nachbarlichen Beisammenseins der Schauspielerin auf der Straße begegnet war, sah sie immer mit scheuen Blicken nach ihr.

Eine Schauspielerin! —

Dieser Begriff enthielt auch für Gertrud durch ererbte Vorurteile etwas geringschätziges, etwas Verächtliches — und doch flammte in ihr schon damals ein Schimmer von Erkenntnis auf, daß hier ein Mensch mit ungenierter Selbständigkeit das Leben durchwandelte — unbekümmert um die geheiligten Paragraphen einer spießbürgerlichen Gesellschaftsordnung, die nur ein Denken, Reden und Handeln kennt, das durch wohlsanktionierte, gesetzliche Bestimmungen in seinen Grenzen geregelt ist. — — — — — — — — —

Wußte das die Schauspielerin?

Wußte dieses Mädchen, mit welchen Bergen von Vorurteilen sie zu rechnen hatte? — —

Es war Gertruds klarschauendem Blicke nicht entgangen, mit welcher Ruhe und Gewandtheit, mit welcher Ueberlegenheit die Schauspielerin über die gaffende Neugierde hinwegsah und mit welchem Stolze sie der Freundlichkeit junger Männer zu begegnen wußte, jener vertraulichen Freundlichkeit, welche aus der Geringschätzung wie Unkraut hervorwächst, auch eine Frucht der Tradition.

Wer so im Bewußtsein seines Innenwertes über die Vorurteile seiner Mitmenschen hinwegsehen kann, der steht doch wahrlich höher als die, welche nach veralteten Begriffen und im Banne dieser Vorurteile urteilen, sinnen und handeln!

Und der heutige Abend, der Gertrud Gelegenheit gegeben hatte, die Schauſpielerin in ihrer ſchwierigen Kunſt, in der Fülle ihres Könnens bewundern zu müſſen, hatte alle jene Vorurteile in ihr wie Spreu hinweggefegt; die Erfahrung hatte ihr anſtelle eines wurmſtichigen Geſellſchaftsbegriffes einen Begriff erſtehen laſſen, der mit der Feſtigkeit und Lichtkraft eines Edelſteines in ihr leuchtete:

„Dieſe Schauſpielerin, dieſes Mädchen da drüben, durch eine Mauerwand von dir getrennt, ſei die ein Muſter und Beiſpiel! Sie iſt dir eine Genoſſin, die im vollen Dienſte der Arbeit ſteht, im Dienſte der Menſchheit. —

Ein Weib und eine Arbeiterin!

Ein Weib und ein vollwertiger Menſch!

Und das willſt auch du werden."

Zur selben Stunde.

Zur selben Stunde, in welcher Fridolin, der Oberklassist, auf seinem Zimmer saß und mit liebdurchleuchteter Seele dichtete:

„Kommst du wieder traute Zeit! Kommst du wieder?“ und die liebersonnenen Verse mit der Sorgfalt und Andacht eines Erstlingsdichters in sein Tagebuch in kalligraphischer Musterleistung eintrug — nebst gewissenhafter Hinzufügung von Geburtsort und Datum auf Tag und Stunde; zur selben Zeit, als des Lateinpedells patriotenfestlich-illuminierte Gestalt des Studentenstübchens reine Atmosphäre mit Bierdunst und ätzendem Dufte reichlich genossener Zigarren verpestete und nach verbotener Liebe schnüffelnd, den Studenten zwang, mit List und Schlauheit den jähaufgeflammten Argwohn des Pedells niederzukämpfen, mit soviel Geschick und Erfolg, daß er mit knapper Not einer herzlichen Umarmung des Lateinpedells entging — und dieser mit Würde und Kennermiene ein hausbackenes Gedichtchen als Ovidsche Elegie gelten ließ — in jener Stunde vollzog sich ein Ereignis von weittragender Bedeutung:

Die Seminaristin Gertrud Baumgarten hatte von drei bis vier Uhr bei German eine Klavierstunde gegeben.

Es war ein Mittwoch Nachmittag.

Während die erste halbe Stunde mit Hedwig German in gewinnbringender und fröhlicher Weise verlief, gestaltete sich die zweite Hälfte mit Irmingard German als Schülerin zu einer stürmischen Szene. Irmingard trat ein. Die unfreundliche Art ihres Grußes, die kalten, forschenden Blicke, welche ihr aus Irmingards Augen entgegenflogen, ließen Gertrud sofort ahnen, daß etwas gegen sie im Anzuge sei.

Irmingards pompöses, von Spitzen überschwemmtes, farbenprächtiges Neglige bildete einen scharfen Gegensatz zu Gertruds einfachem, vom Gebrauche schon ziemlich abgeschabten, schlichten Kleide .... Beim Anblick von Irmingards funkelnagelneuer, komplizierter Mädchenfrisur, die wohl kaum eine Stunde vorher unter den Händen der Friseurin hervorgegangen war, langte Gertrud unwillkürlich hastig nach ihren Zöpfen, die in einem kräftigen Kranze ihr Haupt umwanden — und drückte einige Haarnadeln fest, die sich seit morgens gelockert hatten. —

Eine Wolke feinster Eau de Cologne überrieselte Gertrud als Irmingard German rauschend und knisternd sich neben sie auf den Klavierstuhl setzte ....

Gegensätze! —

Beabsichtigte Gegensätze!

„So hat sie dir die eingebildeten Vorzüge ihrer Existenz noch nie unter die Nase gerieben," dachte sich Gertrud als sie das hübsche Antlitz des stolzen Mädchens mit einem raschen Blicke prüfend übersah.

Ein finsterer Trotz brütete unter diesen Augen.

„Bitte, wollen Sie beginnen," sagte Gertrud mit beklommener Stimme.

Irmingard zuckte verächtlich mit dem Munde, legte dann ihre feinen, rosafarbenen Finger auf die Elfenbeintasten und ließ sie dort ruhig einige Sekunden liegen, als weidete sie sich selbst an ihrem Anblicke und an dem neuen Brillantringe, der ihren Ringfinger umschloß und in 14 kleinen Steinchen ein köstliches Lichtspiel sprühte.

Dann begann sie zu spielen — bei jedem Takte griff sie daneben. Den belehrenden Einwand wies sie mit einem verächtlichen Zucken der blassen Lippen, mit einem höhnischen Lächeln oder mit einem kurzen, bissigen Worte zurück.

Mit einemmale sprang sie vom Klavierstuhle auf — hochaufgerichtet stellte sie sich vor Gertrud, maß sie drohend mit ihren schwarzen Augen und rief mit bebender Stimme:

„Ich will mich von Ihnen nicht mehr belehren lassen! Ich nehme keine Stunde mehr bei Ihnen! Verdienen Sie sich Ihr Geld, wo Sie wollen!"

Dieser letzte Satz war in einem Tone gesprochen, in dem Geringschätzung und Hochmut sich um die Herrschaft stritten. Rauschend und knisternd, das Haupt mit der neuen Frisur hochgehoben schritt das Mädchen von dannen und warf die Türe krachend ins Schloß.

* *
*

Was war das?

Gertrud stand vor einem Rätsel.

Hätte sie einen Blick in die Seele dieses eitlen, herrischen Mädchens tun können, dann allerdings wäre ihr volle Aufklärung zu teil geworden. — — — — — — — — — —

An jenem denkwürdigen Abend, als Fridolin der Oberklassist zum erstenmale an der Jugendgenossin die Schönheit und Anmut entdeckte, wie noch nie vorher; jenem Abend, an welchem unter dem klingenden Einflusse des Beethovenschen und nicht zuletzt unter dem Einflusse des Heineschen Liedes:

Lehn' Deine Wang an meine Wang',
Dann schlagen die Flammen zusammen . . .

eine entzückende Macht in ihm aufgestanden war, wie ein Hochwald, der aus Winterstarre erwacht und mit tausend Armen in Sonnengold und laue Windesfluten langt nach neuem Leben und Lieben, — an jenem Abend, als ihm so die Liebe erstanden war, — als ihm auf dem Nachhausewege die mondumleuchteten Häuser zunickten und das Licht der Laternen vertrauensselig anblinzelte, die Schatten scherzend nach ihm langten, — als er im Sturmschritte an der Ecke der Regierungsgasse der Grammatikseele wohlgerundetes Bäuchlein gefährdete – umsungen und umschlungen, umlispelt von des Liedes Melodie —

Von allen den Mädchen so blink und so blank —
Gefällt mir am besten die Lore . . .
Von allen den Gäßchen und Winkeln der Stadt
Gefällt mirs im Winkel am Tore. —

Jenem denkwürdigen Abend war ein Sonntag gefolgt — der Kosttag bei Großkaufmann German.

Des Oberklassisten Fridolin glückselige Stimmung war über Nacht nur abgeklärter geworden, wie ein Sommermorgen, der in frühester Stunde noch von Nebeln durchschlichen und Dunstgewölke durchhuscht, sich zu wolkenlos blauem Tage klärt.

Und er trug sie mit sich seine Wonne — wie ein Schatzkästlein — und Lächeln verklärte seine Züge.

Als er bei German mit am Mittagstische saß, fiel es sofort auf.

Er, der bisher immer so ernst, scheu und schüchtern sich benommen, machte Späße, lachte laut und herzinniglich und erzählte in sprudelndem Übermut Verschiedenes von der Familie Baumgarten, vom Mietklavier, von des Bräuers hofmännischer Art und des Waldbauernbuben derben Hinterwalder-Sitten — von der vortrefflichen Hausfrau — und von Gertrud Baumgarten, die ja seine Jugendgespielin von Kelheim her war. —

„Und wir beide sind armer Leute Kinder.

Die Arbeit aber hat uns groß gemacht — und reich der Fleiß. . . .

Nun ist sie eine vortreffliche Schülerin, gilt als die beste ihres Kursus."

„Und welch ein herrliches Mädchen ist sie geworden —" wollte er noch hinzufügen, — und schon wirbelte wieder wie verhaltener Lerchenjubel über hochstehenden Kornfeldern, über der wogenden Fülle seiner Gedanken des Liedes Melodie:

Von allen den Mädchen so blink und so blank . . .

In diesem Augenblicke langte etwas eiskalt in seine lodernde Luft; er fühlte Irmingards, der älteren Tochter Augen auf sich ruhen, lauernd wie eine Natter, die nach Beute äugt. Er zuckte unwillkürlich zusammen, merkte und ahnte, wie der Neid nach seinem Glücke tastete und wollte den Rückweg antreten.

Aber zu spät!

Eine grelle Röte goß sich ihm über Wangen und Schläfe — der Innensonne Widerschein — und wurde zur Verräterin.

Ein Blick giftigen Hasses aus Irmingards Augen flog nach ihm.

Mädchenneid hatte mit sicherem Blick sein Inneres erschaut. Aber der erfahrenen Mutter Klugheit erkannte den gefährlichen Augenblick und sagte mit trefflich erkünsteltem Lächeln: „Mein lieber Fridolin, Sie haben die Gegenwart um sich vergessen! Wollen wir uns lieber wieder in sie vertiefen!

Prosit!

Es ist ein echter Rüdesheimer Sonnenlage und liegt schon vier Jahre im Keller."

Die Gläser gaben ein frohes Klingen.

Nachmittags mußte Fridolin zum erstenmale auch zum Tee kommen; Frau German bestand unbedingt darauf.

„Es ist höchste Zeit, dem jungen Manne die Augen zu öffnen, sonst geht er schließlich irgend einer Schmeichlerin oder dieser Seminaristin Baumgarten in die Netze, die ihn ohne Zweifel angeln will.

Er hält viel auf sie.

Ich darf ihr seinetwegen die Stunde nicht kündigen," sagte Frau German zu sich selbst und wandte sich dann an ihre Tochter Irmingard, die seit Mittag am Fenster saß und mit finsteren Blicken auf die Straße hinabsah.

„Und Du Irmingard —" sagte sie mit vertraulichem, fürsorglichem Tone der Mutter, „Du mußt dem Herrn Ambach mehr Aufmerksamkeit schenken. Du hast heute Mittag zu ihm fast nicht ein Wörtlein gesprochen; Du hast ihn nur ständig mit finsteren Blicken gemessen. Das ist nicht geeignet, sein Interesse für Dich wachzurufen.

Du mußt ihm unbedingt zu gefallen suchen!

Er ist ja ein so netter, junger Mann."

„Bah," erwiderte Irmingard, die Tochter — ohne sich nach der Mutter umzusehen — „steht es so traurig um uns,

daß ich mich jetzt schon um die Gunst des Sohnes armer Webersleute bewerben muß?" — — — — — — —

Ihr Ton war voll Hohn, Spott, Aerger und Geringschätzung. — Sie hauchte die Fensterscheiben naß und schrieb in die Hauchschichte mit dem brillant-überblitzten Ringfinger vier Buchstaben ein — zierlich und innig . . . Es waren die Anfangsbuchstaben jenes Mannes, der sie mit der Gewandtheit eines erfahrenen Mädchenjägers umschwärmte, dessen Scheingetriebe Irmingard nicht durchschaute oder nicht durchschauen wollte, da ihre Eitelkeit sich geschmeichelt fühlte, sich von einer blinkenden, lärmenden Uniform umtänzelt zu sehen —: der Oberleutnant bei den schweren Reitern — Ralf von Chelpin.

„Gänslein!" sagte die Mutter hitzig — „ich kenne Deine Träumereien! Lächerlich! Der Mann hält sich zwei Dienstpferde, zwei erstklassige Rennpferde, braucht eine Villa, vierfache Dienerschaft und also unbedingt mindestens 200 000 bis 300 000 Mark und eine Frau, die sie ihm bringt. . . . Man spricht bestimmt von einer Engländerin — Lady Emerson. Im Kränzchen wurde davon ausführlich gesprochen. Also ist's einfach toll, an so etwas zu denken. Wie jetzt unsere Verhältnisse stehen, wird es Mühe kosten, jeder von Euch 20 000 Mark zu geben. Wir müssen also auf einer gesunden Basis vorgehen.

Bringst Du mir keinen guten Willen entgegen — so kümmere ich mich nicht mehr um Dich!

Darauf gebe ich Dir mein Wort!

Heute Nachmittag hast Du sofort die Probe zu bestehen. Bist Du wieder unfreundlich mit Herrn Ambach, dann trage die Folgen!" — — —

* * *

Nachmittags bei dem Tee saß Irmingard hart neben Fridolin am Divan.

Sie durfte ihr neues Reformkleid anziehen.

Das hatte sie in gute Laune versetzt.

Fridolini, dem Oberklassisten war seltsam zu Mute. Der Prunk des vollständig in Silber und Rokkoko gehaltenen

Teezimmerchens mit einer Spiegelwand, die schlanke Gestalt des hübschen Mädchens mit schon üppig aufknospenden Brüsten, das so nahe bei ihm saß, daß bei jeder Bewegung fast ihr Kleid ihn knisternd berührte, der feine schmeichelnde Duft des kostspieligen Parfüms, das bei jeder Bewegung aus allen Falten und Fältchen von Irmingards hellgelbem Kleide hervorrieselte — und das entgegenkommende Lächeln, das zwar etwas steif aber doch lockend an den schmalen, mit zinnoberroter Pomade bestrichenen Lippen Irmingards saß. — —

Irmingard, die Kühle, hatte es wirklich fertig gebracht dem Oberklassisten und Sohn armer Webersleute verheißungsvollst zuzulächeln.

Das Schauspielern freute sie heute.

Und wenn ihr gerade die Laune zu Hilfe kam, dann konnte ihr im Grunde genommen bissiges, spöttisches herrisches und hochmütiges Wesen in einen leidenschaftlichen Uebermut umschlagen — und dann kam Bewegung in die sonst steife, kühle, von Eitelkeit starre Gestalt. Sie wollte mit dem Oberklassisten, dem Sohn armer Webersleute einen kleinen Roman durchleben oder zum wenigsten eine pikante Novelle.

Das war eine Idee!

Hatte sie nicht schon Aehnliches . . . in Feuilleton-Romanen mit Eifer, gieriger Lust und begeisterter Hingabe, ohne auch nur einmal von der Lektüre aufzusehen, bis zur mitternächtigen Stunde auf ihrem Zimmer studiert? Der Gang der Handlung war ihr durchaus nichts Neues mehr.

Die wesentlichen Personen waren vorhanden: Sie, Irmingard German, die schöne Tochter einer vornehmen Patrizierfamilie, er, Fridolin Ambach, Oberklassist und Kostgänger in dieser Familie — und sie die Rivalin, die Seminaristin Gertrud Baumgarten.

Hätte Fridolin heute Mittag nicht mit so auffällig begeisterten Worten seiner Jugendgespielin gedacht, dann wäre vielleicht der Gang der Tage für die Patrizierstochter Irmingard German der immer gleich langweilige geblieben.

Aber unverhofft, kommt oft.

Und die grelle Röte, welche sich so auffallend über Fridolins Jünglings-Wangen ergoß . . . als er fühlte, wie Irmingards Augen lauernd durch die seinen zu dringen suchten, während er unbedachtsam offenherzig die Vorzüge Gertruds rühmte, diese grelle Röte verriet Irmingards Mädchenaugen mehr als ein Band Liebesgedichte enthüllen kann.

Und als ihr dann unter Mamas fürsorglichen Worten plötzlich die Idee erstand, einen Roman erleben zu wollen, da erging es ihr wie einem Uhrwerk, das stille gestanden und nun aufgezogen wird: alles bewegt sich, treibt, pendelt, schlägt und regt sich. . . .

„Der Stoff ist großartig.

Du brauchst ihn nur mehr in packende Handlung umzugestalten" — sagte sich Irmingard mit Lispelstimme und puderte sich die blassen Wangen rot.

Sie hätte sich selbst abküssen können vor Wonne.

Die Mama war hocherstaunt und erfreut über eine so plötzliche und überaus vorteilhafte Umwandlung ihrer Tochter.

„Liese, holen Sie die Friseuse Rieder! Ich will meine Frisur abändern! Aber die Frau Rieder muß sofort kommen"

„Sofort, liebe Irmingard," lächelte die Mutter.

„Und dann werde ich mein neues, gelbseidenes Reformkleid anziehen —."

„Ist es nicht etwas zu tief ausgeschnitten, Mama?"

„Ach, Kind —!" lächelte die Mutter.

Soll ich mir von der Frau Rieder eine Gretchen-Frisur machen lassen?"

„Ich glaube, daß sie Dir vorzüglich steht," erwiderte zustimmend die Mutter.

„Den blauseidenen Unterrock, Tine!" rief sie dem Zimmermädchen.

Wie das knisterte bei jeder Bewegung!

Geheimnisvoll.

Wie Sommerwind in der Fülle der Saaten.

Und ein Sprühregen von koſtſpieligem Orchideen-Parfüm ergoß ſich über des gelbſeidenen Reformkleides Schimmer.

Ihre Stimme war hell und neckiſch und in den raſchgeſprochenen Worten ſcherzte das Lachen, als ſich Irmingard German auf das kleine Rokkoko-Sofa ſetzte, an die Seite des Oberklaſſiſten Fridolin und ſo nahe, daß ihre Schulter kniſternd die ſeine ſtreifte.

Er entſchuldigte ſich errötend und wollte wegrücken.

Irmingards Stimme aber klang lieb, wie Lenzwind, der eine Knoſpe umſchmeichelt, als ſie ſagte: Bleiben Sie nur näher an mir! Wer wird ſich denn entſchuldigen für Verbrechen, die andere begehen! — — —

Und dann beſah ſie ſich ungeniert ſein hübſches Antlitz, den kleinen, blonden Bartanflug, die feſten, trotzigen Lippen, ſeine breiten Schultern und die maſſige Bruſt.

Das Haupthaar ſtand ihm etwas wirr in Büſcheln durcheinander.

Wie hübſch mußte ſich dieſe hellblonde Fülle anſehen, wenn ſie einmal ſtark und duftig geölt und ſtramm die Mitte durch geſcheitelt war, wie bei Couleur tragenden Corpsſtudenten?

„So weit muß dein Einfluß in Bälde reichen," ſagte ſie ſich leiſe.

In ſeinen Augen lag ein ſchwarz Gefunkel.

„Im Ganzen genommen iſt er ein hübſcher, junger Mann!"

Nur ſeine knochigen, großen, ſtark behaarten Hände — Arbeiterhände — verrieten ſeine Abſtammung. . . .

Merkte er, daß ſie ihn beobachtete? . . .

Er war unruhig. . . .

Da packte ſie der Uebermut und ſie ſtieß ihn ein paarmal leicht mit dem Ellenbogen. —

„Warum reden Sie denn nicht?" ſagte ſie lachend, und neigte ihr gepudertes Antlitz gegen das ſeine, daß die Duftwölkchen nur ſo im Wirbel an ſeiner Naſe zerſchellten. —

Er entschuldigte sich wieder und errötete.

„Aber warum entschuldigen Sie sich schon wieder? Sie haben ja gar nichts getan, ich habe Sie ja angerempelt!"

Und einmal hatte sie über seine Schulter hinweg nach der Teekanne gelangt; der Spitzen-Aermel war ihr dabei zurückgesunken und ihr nackter, voller, warmer Arm streifte fest, lang und absichtlich Fridolin's Wange . . . .

Er war hastig zur Seite gerückt und einen Moment später saß er purpurrot da wie ein gesottener Krebs.

Irmingard nahm ihr Spitzentaschentüchlein, hielt es vor die Lippen, auf daß das Lachen nicht zu hell hervorquelle.

Dann war einmal die Mama durch Tine, das Zimmermädchen, abberufen und Hedwig und die jüngste Schwester Betty waren kurz vorher hinausgegangen.

Nun saßen sie sich beide allein gegenüber — Irmingard und Fridolin.

Da schlugen sie beide die Augen nieder.

„Lesen Sie auch Romane?" frug Irmingard und ihre Stimme verriet ihre leise Beklemmung.

„Die Griechen und Römer schrieben keine Romane . ."

„Ach! — die haben wohl auch keine gelebt. Das muß schön langweilig gewesen sein!

Ich lese sie leidenschaftlich gerne!"

„So?"

„Ja!"

Er schielte mit halb gehobenem Auge zu ihr hinüber und sah, wie ihre langen, weißen Finger mit dem Brillantring an ihrer rechten Hand spielten. — Die bläulichen Lichtfunken sprühten.

„Und was sollen wir Mädchen der besseren Stände auch tun? — Jetzt ist gerade so eine Zeit, — wir sind in siebzehn Vereinen — aber in keinem haben die Vergnügungen schon begonnen! Das Theater gibt nur zweimal wöchentlich Vorstellungen; Lawn Tennis, Croquet, Federball, Radfahren ist um diese Jahreszeit auch nicht mehr möglich; — die Sommer-

frische liegt hinter uns, es wäre tatsächlich langweilig, wenn man die Romane nicht hätte.

Was soll ich denn treiben den ganzen Tag?"

„Arbeiten!" wollte er sagen; aber er fühlte wohl, das Wort wäre für dieses Mädchen eine Beleidigung gewesen.

Er sah nach ihr, er sah die üppig aufknospende Gestalt des hübschen Mädchens, das herrliche, gelbseidene Kleid, die schneeweiße, gestraffte Brust, das Kettchen von blutroten Granaten um den Hals, die weiße Zahnreihe, die sich verlegen in die purpurne Unterlippe preßte. . . . .

Ahnte sie seine Blicke . . .?

Ein Ruck und ihrer Augen Glanz lag voll in den seinen.

Sie hatte seine Augen und seine Gedanken ertappt. . . .

Das lockende Lächeln, die leichte Röte, die Irmingards Züge überhauchte, sagten ihm, wieviel Gunst sich ihm entgegenbot.

Er fühlte wohl, daß ein Augenniederschlag kläglich gewesen wäre. So hielt er ihren Blicken stand und grub die seinen fester in die ihren; so sahen sie einander an — doch nicht in ihre Seele. —

Da fühlte er, wie ihn ein heißer Hauch gleich einem elektrischen Strome durchglühte.

Das flog von ihm zu ihr. —

Von ihr zu ihm . . . .

„Mädchen . . ." dachte er.

„Junge . . ." rief es in ihr wie mit tausend leisen, lockenden Stimmen. —

„Warum sitzen Sie so weit von mir?" An ihren roten Lippen zuckte die Leidenschaft . . . und flatterte leicht auf in ihren Worten.

„Darf ich mich nahe setzen?" fragte er artig.

Ihre Blicke lachten ihm die Antwort zu.

Er setzte sich so nahe an sie, daß sein Knie ihr knisterndes Seidenkleid streifte. Und als er ihre kleine, weiche, duftende Hand bebend in der seinen fühlte . . . da schoß die Leidenschaft in zwei jungen Menschenleibern auf — in hellen Flammengarben — zwei Gluten, die über eine Kluft hinweg in einander züngeln. —

In diesem Augenblick wurde die Türe aufgerissen und Betty und Hedwig stürmten lachend herein; hinter ihnen folgte bedächtigen Schrittes — die Mutter. Ein Blick auf der beiden jungen Leute Antlitz genügte ihr.

Sie war zufrieden.

Irmingard hatte blitzschnell ihre Hand zurückgezogen.

* * *

„Fünfmal habe ich Ihnen schon Gebäck angeboten", sagte Hedwig German nach einiger Zeit zu Fridolin — „noch immer aber haben Sie sich nicht zur Tat aufraffen können; da muß man Ihnen doch behilflich sein!" Und sie stopfte ihm zwei Vanillewaffeln in den offenstehenden Mund und ergötzte sich laut lachend an seinem verdutzten Gesichte.

In diese lustige Stimmung hinein sprach Frau German, — und sprach mit Gunst und heiligem Ernste wie Jehova als er dem Mosis die Gesetzestafeln einhändigte:

Mein lieber Herr Fridolin!

Sie werden heuer das Gymnsium absolvieren; dann wollen Sie die Universität beziehen? Ein junger Mann von soviel Talent und so großem Fleiße — der Herr Rektor sagte mir ja neulich davon — wird auch hier vortrefflich studieren! Ihre Eltern sind arm! Aber ich habe mit meinem Manne bereits gesprochen. Wir sind gewillt, Sie zu unterstützen, eventuell können wir ja die ganzen Studienkosten während Ihrer Universitätszeit bestreiten! In vier Jahren machen Sie dann Ihr Staatsexamen. Sie sind dann 24 Jahre alt und Irmingard 21. Es klappt also alles!"

Madame Germans Stimme klang weich und warm und kosend wie Südwind, der ein bereiftes Bäumlein früh im Lenze umkost, und ihre Blicke ruhten mit schwiegermütterlicher Holdseligkeit auf Fridolin, des Oberklassisten verblüfftem Jünglingsantlitze.

Ihm aber ward wirr im Kopfe.

* *
*

Als er wieder allein auf seinem Dachstübchen saß, losgelöst von all dem Prunk und Glanz, der schmeichelnd nach ihm langte — und den schlichten Ernst wieder um sich sah — den schlichten Ernst, den er so lieb gewonnen — da übersah er mit klarem Blicke seine Lage. Wie eine Kröte, die ein sonnenwarmes, schaukelndes Blumenfeld durchkriecht, so durchschlich der Gedanke seine glühende Seele: verkauft!

„Mußt du dich verkaufen lassen?"

Da stürmte der Unwille in ihm auf wie ein Schattenriese, und Jugendphantasie baute ihm tausend Auswege mit Regenbogenpracht vor seine aufgeregten Sinne.

Im nächsten Augenblick aber, als er wieder klar und nüchtern sah, stürzte all der bunte Glaube wieder in nichts zusammen wie Seifenblasenschiller, und er schaute die nüchterne, rechnende Wirklichkeit und — seine Ohnmacht.

„Deine Eltern sind arm, so arm, daß sie dir kaum die notwendigste Kleidung verschaffen können, geschweige denn noch einen Beitrag zu deinem Unterhalt während der Universitätszeit."

Die Illusion, sich während der Universitätszeit durch Stundengeben fortzuhelfen, hatte ihm ein Freund, der die Universität im Vorjahre bezogen hatte, gründlich zerstört. Nach Ablauf des ersten Semesters kam er halb ausgehungert nach Landshut zurück. Uebereifriges Studium, um sich ein Stipendium zu sichern, mit dem er ja bestimmt rechnen mußte, anstrengender Nachhilfeunterricht und Privatstunden in der freien Zeit als Broterwerb, hatten seine Nerven überreizt; seine Semestral-Examen brachte ihm kein Stipendium ein. — So trat er mit halbgebrochenem Willen als Kameralpraktikant in das Stadtrentamt ein, um später im mittleren Finanzdienst sich eine Stelle zu sichern. Das Einkommen eines Schreibers half ihm über die Brotfrage hinweg. Das Beispiel des Freundes stand warnend vor Fridolins Seele: eine verkrüppelte Existenz! —

Wie oft hatten sie beide von hochgehenden Plänen gesprochen! — — — — —

Da stellte sich der Ehrgeiz vor ihn hin und begann auf ihn einzusprechen — zuerst freundlich und zum Denken

anregend, mit der ehrlichen Stimme eines wohlmeinenden Freundes, dann raſcher, heftiger, leidenſchaftlich, ſtürmiſch, hetzend, mit den jagenden Worten eines glühenden Agitationsredners. . . .

Und die Gedanken flogen herbei, ſchwarmweiſe wie wandergerüſtete Vögel . . . und er lauſchte den kreiſchenden Worten wie einer Offenbarung.

„Ich will!“ ſagte in tiefſter Ergebenheit der Verſtand in ihm —

„Ich muß!“ — ſchrie die Kraft in ihm.

Hatte nicht ſchon oft, wenn er ſeine Gedanken in ſein Tagebuch ſchrieb, Ruhmesſehnſucht die Sonnenfittiche in ihm gehoben! Und ein blendendes Träumen überkam ihn — vom Ruhme des Dichters, des Schriftſtellers, des Gelehrten. — Und durch die kleinen Fenſter ſeines Dachſtübchens ſah eine fata Morgana mit entzückender Pracht herein zu ihm — und winkte wie mit hundert lieben, weißen Mädchenarmen.

* * *

Und Gertrud?

Wie Sibyllenlaut ſchallten ihm ihre Worte entgegen: „Ich bleibe nicht hinter Dir zurück! Laß zehn Jahre Leben vorüberſtrömen, dann wollen wir wieder neben einander treten und uns meſſen!

Und ſollten ſich mir der Hemmniſſe noch ſoviel entgegenſtellen, wo Du glatten Boden haſt — trotz alledem — ich bleibe nicht hinter Dir zurück! Dieſen Pakt ſchließ ich mit Dir!“

Gertrud?

Da war er ja am Ziele ſeiner Gedanken. Und hoch ſchwoll die Flut in ihm — Sturmflut.

Hörſt Du es jauchzen und hallen — weithinhallend in blauen Lichtern flattern, toſend ſtrömen, und liſpeln und koſen, raunen und rinnen: ein jubelndes Lachen? In einem Gipfel ſchürzen tauſend Wogen ſich! hoch! hoch! hoch! Ein Schrei meiner Seele: Gertrud!

Jetzt, da er sie, kaum gewonnen — in Gedanken nur gewonnen — wieder verlieren sollte, jetzt erst merkte er, wie die Liebe in ihm stand, breit und tiefgewurzelt, stammeskräftig: ein Baum mit träumender Blütenlast.

Jetzt erst fühlte er es!

Wie lange schon?

Wie viele Jahre schon stand dies in ihm? Wenn du als Knabe an blauen Herbsttagen mit ihr und anderen Kindern über die Stoppelwiese den Wettlauf ranntest, und sie — zuerst am Ziel — brennende Lust an den Wangen deiner harrte — es flog aus Mädchenaugen dann ein Blitzen dir in deine Knabenseele.

„Und wie ein Wetterleuchten rasch und schön — sah ich mir Hochlust durch die Seele gehn."

Die Enthüllung.

Als Gertrud nach dem gehässigen Auftritt mit der Patrizierstochter Irmingard das Haus der German verließ, die Seele voll Aerger und Verdruß, voll Trotz und Unwillen über die ihr zugefügte Beleidigung, da hatte sie sich — während sie im Sturmschritt die Neustadt hinunterging — wohl schon ein Dutzendmal die Frage gestellt: Warum?

Warum ist diese Irmingard German mit einemmale so gehässig gegen dich? —

Der Hofgarten lag in buntem Herbstkleid, von roter Abendsonne übergossen, leuchtend über der Stadt. Da hinauf, auf die Höhe! — Freie, weite Schau!

„Ich muß über das kleinliche Geschrei in mir hinwegschauen können!

Freier Blick in die Weite, in die Ferne.
Das hat dich noch immer beruhigt!“ —
Sie beschleunigte ihre Schritte.

Da hörte sie hinter sich eine fragende Stimme: „Fräulein, darf ich es wagen, Ihnen meine Begleitung anzutragen?“

Als sie umsah, schritt die dicke Antonie auf sie zu.

„Du!“

„Mein alles!“ ergänzte die Dicke lachend.

„Wohin?“

„Auf die Höhe!“

„Gut! Warum rennst Du so?“

„Ich renne nicht; ich werde gerannt! Mein Herz hat wieder einmal die Ufer überschritten, es flutet dahin, wild, tosend —“

„Sturmflut, Schatz? So so! Deine fliegenden Röcke verrieten es mir. Und wo ist der Wolkenbruch auf Dich niedergegangen, Traudel?“

„Bei German.“

„Ah so!“

Einen Augenblick sahen sich die Freundinnen in die Augen — fest und tief — als läge nun alles klar.

„Ah so?“ wiederholte Gertrud überrascht. „Weißt Du schon?“

„Nichts mein Schatz,“ sagte die Dicke fromm, zart und scheu, wie ein Lügner. „Aber beichte! Beichte mir, Traudel!“ Die dicke Antonie schlug die Augen gottergeben nieder wie ein erfahrener Beichtiger, der Großes und Schweres zu hören erwartet.

Und Gertrud beichtete.

Das schoß hervor — Wortschwall auf Wortschwall — keuchend, wie einer, der das Endziel mit wenig Sprüngen errennen will.

„Aber das alles kümmert mich weniger,“ schloß Gertrud, „nur das eine möchte ich wissen, das eine: was diese Irmingard German plötzlich so gegen mich gestellt hat?“

„Das Eine!“ wiederholte Antonie leiſe mit niedergeſchlagenen Augen. „Ich will es Dir ſagen, Gertrud. Ich muß es Dir ſagen! Ich bin Deine Freundin und will es bleiben, ſo lange noch ein warmer Atem mich durchgeht. Ich habe das Recht, Dir auch etwas zu ſagen, was Dir weh tun wird!“

„Warum tuſt Du ſo verſchleiert und umſtändlich? Ich bin kein Schwächling! Sage es!“

„Gut, Du haſt mirs zwar noch nie geſtanden, Traudel — aber ich weiß es doch — daß Du und Fridel in einander verliebt ſeid.“

„Ja,“ erwiderte Gertrud leiſe — „aber ich habe es bis jetzt noch nie ſo gewußt.“

„Brav! Das iſt ehrlich! Sonntags hat Fridel Koſttag, und als neueſtes ſeit kurzem Sonntags nachmittags auch Tee im Hauſe German. Frau German war vor kurzem beim Rektor des Gymnaſiums und erkundigte ſich eingehend nach Fridolin Ambach. — Sie will nun dem talentierten jungen Manne mehr unter die Arme greifen. Sie wollen die ganzen Studienkoſten auf der Univerſität für ihn beſtreiten. Wenn er dann ein gutes Staatsexamen gemacht hat, bekommt er noch obendrein Irmingard, die Stolze, zur Frau. Soviel Güte gibt es auf der Welt!

So die Tante Ratſch-Ratſch zu meiner Mutter!

Beim Kaffeekränzchen im Gaſthof zur Iſarluſt wurde das alles des näheren und weiteren eingehend beſprochen.

Dein Fridolin iſt alſo bereits von Frau German als Haupteinnahmepoſten verbucht. Und Irmingard, die Stolze, ſoll ihm nicht ungewogen ſein. Auch das weiß man.

Die Nächſtenliebe der Menſchen ſchaut durch die Poren der Mauern.

Fridel iſt ein offener Menſch! Er kann ſich nicht verſtellen; und ſo konnte er es auch nicht verdecken, wie ſehr er Dir ergeben iſt.

Darin liegt es! Das iſt die Wurzel für Irmingards Haß.“

„Und Fridel?“ frug Getrud leiſe und ſcheu mit fliegendem Atem.

„Fridel? — Ich weiß, wie sehr Dein Fridel Dich liebt."
„Von wem?"
„Von seiner Hausfrau. — Du bist seine Muse!"
„Muse?"
„Die Muse seiner Erstlingsdichtungen."
„Er dichtet?"
„Auf Dich!"
„Auf mich?"

„Seine Hausfrau fand neulich beim Aufräumen auf seinem Arbeitstischchen ein Heft mit handschriftlichen Gedichten liegen. Sie blickte hinein. Da stand auf der Innenseite des Umschlages in großen Buchstaben geschrieben: An Gertrud Baumgarten.

* * *

Die beiden setzten sich auf eine Bank, von der sich ihnen eine prächtige Weitschau bot über das Tal der raschen Isar. Die türmereiche Stadt lag von roter Abendsonne übergossen zu ihren Füßen.

Ganz leise brandete der Lautwirrwarr des Lebens aus den Straßen und Gassen empor an der beiden Freundinnen auflauschendes Ohr.

Die dicke Antonie trat an die Platzbrüstung vor, mit weit gestrecktem Arm und wies über Tannengewipfel und Häusergewimmel. Ihre Augen leuchteten — ihre ganze Gestalt raffte sich und man konnte sehen, wie jedes ihrer Worte tiefinnerst aus dem Herzen ihr quoll:

„Dreihelmestadt am Isarstrand — du schöne Stadt — bist m e i n e Liebe! — — — —

Siehst Du, Traudel, nun will ich Dir meiner Geheimnisse heiligstes sagen, meinen Plan. Wenn wir nun das Seminar absolviert haben, werden wir, auch mit guten Noten, zunächst mit einem Hilfslehrerinnenposten auf einem Dörflein vorlieb nehmen müssen. Die vier Jahre bis zum Staatsexamen will ich rastlos arbeiten. Ich will mir bei diesem entscheidenden Examen unter allen Umständen eine ganz gute Note erobern.

„Und dann“: nochmals sah sie mit Liebe durchleuchteten Blicken hinab auf die schöne Stadt im Tale der raschen Isar:

„Hier ist das Ziel meines Strebens! Hier sehe ich das Ende meiner Wünsche!

Heimatstadt und Heimaterde!

Heiliges Land!

Paradies meiner Jugend!

Hier will ich einmal als Lehrerin wirken — bis ans Ende meiner Tage.

Habe ich dieses einmal erreicht: dann mag ich kühnlich fragen: was kostet die Welt?

Ich tausche sie nimmer gegen dieses Fleckchen Erde, gegen dieses kleine Recht.

Und die Liebe? Männerliebe?

Mag sie nur kommen!

Ich bin aus Fleisch und Blut; es schlägt ein lustig Herz mir im Leibe so heiß und so verlangend — wie einem jeden anderen frohen Menschenkinde auch. Aber ich habe zwei Schätze dann, — davon ich einen mir kann frei erwählen. — Die Stellung, die ich mir schuf, oder die Stellung, die ein Mann mir bieten kann —; ich werde beide weislich ihrem Werte nach mir wägen. —

Was ich dann tue, ist meines Willens Tat, nicht ohnmächtiger Not Gehorchen.

Ich will ein Mensch sein, — ich will den freien Willen haben wie ein Mann.

Ich will — und daß wir es können — Herz — laß uns unaufhaltsam vorwärts streben! Erworbene Kraft allein nur gibt gesundes Recht.

Und was wir einmal sind, sind wir durch eigene Kraft, nicht durch die Gnade eines Mannes.

So will ich in das Leben schreiten.

Ich will mir erzwingen, was ich besitze.

Was ich besitze, soll mir Genuß sein!

Was zwischendrein das Glück, der Zufall dann als Gabe gibt, das wollen wir weislich nützen.

Doch über allem steht der Wille und die Kraft!

Ach, es durchrauscht mich stromesmächtig! Weißt Du es noch, wie wir zur Julizeit vom hohen Stand am Murmelsee ganz nackten Leibes uns in himmelblaue Wasser stürzten und durch den See um die Wette schwammen?

So möchte ich mich ins Leben stürzen — und mit ihm ringen — ringen!"

„Ich habe Dich immer als Freundin mir geschaut," sagte Gertrud, „doch was uns dieser Tag gegeben, diese Stunde — ist eine Pflicht — ein seltenes Kräutlein, viel genannt, jedoch von wenigen gefunden — „Freundespflicht!" Was so entstanden, bleibt bestehn!" — —

Zwei Mädchenhände lagen fest und krampfhaft in einander — vier Menschenaugen sahen treu und ehrlich sich bis auf den Grund.

Im Tal der raschen Isar starb der Abendsonne rotes Schimmern — ein grauer Nebel deckte Stadt, Straßen und Giebel. —

Nur hoch zu Häupten flog ein Schwarm von glühenden, gelben Wolken, dem Abend zu.

Die Freizeit war zu Ende.

„Den Kopf hoch! — Besiege, was Dich niederwerfen will! Denn es wird kommen, wenn Du einsam in Deinem Stübchen sitzest, es wird kommen!" sagte Antonie nochmals, als sie sich von Gertrud verabschiedete.

Erste Liebe.

Als Gertrud zu Hause ihr kleines Zimmer betrat, war es ihr, als ob jemand mit ihr eingetreten sei, fest und sicher.

Ein leiſer Schauer überflog ſie.

Aber ſie war keine träumeriſche Natur, der Wille war ſtärker in ihr als die flüſternden Gefühle.

Unwillig ſchüttelte ſie das Haupt, als wolle ſie das von ſich ſcheuchen, was ſich immer wieder wie ein warmer, leichter Schatten über ihre Sinne neigte und in ihre Augen ſchauen wollte — durch die Augen in die Seele.

Sie nahm Buch und Heft vom Schranke und ſetzte ſich vor den kleinen Arbeitstiſch, der hart am Ofen ſtand.

Sie ſchlug das Lehrbuch der Stereometrie von Lübſen auf.

Die Berechnung des Pyramiden-Stumpfes. — — —

Da ſaß es wieder neben ihr — hart neben ihr auf dem kleinen Stuhle und ſchmiegte ſich altvertraulich an die Falten ihres Kleides und lehnte die kinderweiche Wange an ihre Wange — heiß und lieb.

Sie ſchauerte wonnig zuſammen.

Nocheinmal langte die Eiſenfauſt des Verſtandes herein, als wollte er die Geſtalt von ihr drängen, nocheinmal ſchnarrte der herriſche Wille den Befehl: arbeite! —

Aber es war zu ſpät!

Schon kletterte es an ihr herauf mit tauſend kleinen Füßen, mit tauſend und abertauſend kleinen Händen und Fingern, lachend, ſcherzend, liſpelnd, flüſternd, koſend — wie eine freigewordene Quelle eine Blumenwieſe überrieſelt — unaufhaltſam — immer mehr — eine Wolke weißer Schmetterlinge, die über einen Roſengarten flattert — und ſie ſah in ſich hinein, wie noch nie in ihrem Leben und ſchaute ein wunderbares Land, quellendurchrieſelt, gartengleich die Täler, ſchwarzwaldgrün die Höhen und Sang und Klang allüberall, ſo ſchön, ſo voll Luſt und Wonne, wie ſie es noch nie geahnt: das Paradies.

Das war die Liebe.

Junge Liebe!

Erſte Liebe! —

* * *

Nach den Tagen der Kinderzeit, nach dem Lichterschimmer des Weihnachtsfestes, nach der glaubensseligen Märchenzeit, nach den Zeiten der Jugendspiele und Jugendgespielen, nach den Tagen ahnenden Ausschauens in ein Neuland, das sich mit purpurnen Leuchten aus grauer, dämmernder Ferne, aus wallenden Nebelwolken hebt und immer höher steigt, ersteht eine neue Welt — mit Firnengipfeln und blütenduftigen Tälern, mächtig, herrlich, reich, lieblich kommt die erste große Weihe, die das Menschenherz erhält: die erste Liebe! — —

Die erste, große, heilige Tat selbsteigenen Wesens! Junge Liebe!

Ein Fest- und Feiertag für ein Menschenleben.

Aber hier gilt voll und ganz das durch Jahrtausende geheiligte Wort: Nur die reinen Herzens sind, werden Gott schauen:

Erste Liebe.

* * *

Draußen stand der goldene Abend; er neigte sich neugierig zum offenen Fenster herein, und dann flammte mit einem male der ganze Himmel in purpurner Röte auf — so hatte es ihn entzückt, was er da drinnen im kleinen Zimmer in eines Menschenkindes Seele gesehen. —

Nun wußte sie es, Gertrud Baumgarten, nun wußte sie um ihr Geheimnis.

War das schon lange in ihr?

„Aber kein Mensch soll es je erfahren, kein anderer Mensch — auch du nicht Fridolin! Kein Wort soll mich verraten, kein Blick, keine Miene, kein Händedruck — — was mir da drinnen aufgeblüht!

Ich will es in mir verborgen tragen, mein Schatzkästlein — meinen Hausaltar —; vor ihm will ich knieen, wenn mich des Nachts der Traum erschreckt, wenn mir der Erfolg die Backen streichelt, wenn mir das Leid die Wange näßt — vor ihm will ich knieen und mir den Glauben erbeten und mit dem Glauben die Kraft zur Arbeit.“ —

Da riß ſie ſich empor vom Stuhle. Mit ſprühenden Augen ſtand ſie im kleinen Zimmer; jeder Muskel am ganzen Leibe ſtand geſpannt. Mit Ernſt und Mut ſagte ſie: „Arbeiten will ich! — nun will ich doppelt arbeiten!

Ich will ein guter Menſch werden!“

Bisher hatte ſie eigentlich nie ernſtlich an Liebe gedacht. Sie ſah in Fridolin Ambach bisher immer nur den Spielgenoſſen der Kinderzeit, den lieben Kameraden von den erſten Jahren der Schule. Und jetzt — da ſie beide groß geworden waren, hatte ſich das im weſentlichen nicht geändert.

Aber eines war neu hinzugetreten: der Ehrgeiz: „Ich will etwas Großes im Leben erreichen. Ich will raſtlos vorwärts ſtreben. Ich will nicht einen Schritt hinter dir zurück bleiben. Was du biſt, bin ich auch! Ein Menſch!

Was du kannſt, kann ich auch. Ich kann arbeiten. Was du wirſt, kann ich auch werden. Ein nützender Menſch.“ Das hatten die letzten Jahre gezeitigt.

Schärfer als in dem Studenten Fridolin Ambach, traten dieſe Gedanken in Gertrud Baumgarten zu Tage. Sie entbehrten bei ihr nicht einer gewiſſen Reizbarkeit und einer gewiſſen Härte, wie ſie für den Neid charakteriſtiſch iſt.

Sah ſie nicht Tag für Tag mehr und mehr, wie der Kamerad in alte, ererbte, ſichere bequeme und machtgebende Rechte trat — nur weil er ein Mann war?

War nicht das freudige Sehnen nach dem freien, ungebundenen Univerſitätsleben, von dem ihr Fridolin ſo oft vorfabelte, eines jener machtgebenden ererbten Rechte? Und mußte ſie nicht immer mehr und mehr einſehen, wie viele dieſer heiligen Rechte nicht für ſie vorhanden waren, nur weil ſie ein Mädchen war. Und alle finden das in Ordnung und ſchauen ruhig zu. Niemand empört ſich darüber! Das bäumte ſich auf in ihr. Manchmal hätte ſie aufſchreien können vor Wut und Zorn über dieſe Ungerechtigkeit.

„Nur weil du ein Mädchen biſt!“

In ſolchen Augenblicken dachte ſie mit Haß an den Kameraden.

Gehörte er nicht dem Geschlechte derer an, die sich so eitel und allein kräftig fühlten und in ihrer Gefallsucht und Selbstherrlichkeit Rechte für sich allein in Anspruch nehmen, heilige Rechte, die doch einzig und allein Rechte der Kraft, aber nicht Rechte des Geschlechtes waren!

Und die Kraft hatte sie so gut wie er!

Sie hatte sich von Jugend auf stets den Besten als Kamerad gefühlt — ob Knabe oder Mädchen, das war gleich.

Und jeder genoß an Achtung und an Recht, soweit er eben sich das selbst errungen.

Und jetzt . . . . . .

Aber durch alle diese Gedanken, die gleich Wetterwolken schattenwerfend sie durchflogen — drängte sich immer und immer wieder in Überfülle und blendender Pracht das Licht in ihr durch — alles überflutend: die junge Liebe.

Jetzt, da er, Fridolin Ambach, für sie vielleicht für immer verloren war — jetzt erst merkte sie, wie ihre Seele in der seinen wurzelte, mit tausend Fasern seit frühen Kindesjahren, und wie sie sich sein fühlte — ihm zugehörig — und wie sie ihn als ihr eigen erkannte!

Zwei Birkenstämme, die nachbarlich im gleichen Boden aufgeschlossen, daß die vom Winde schwanken Ästlein oft spielend ineinanderklatschen — reiße du das eine davon weg, leicht lockert sich des anderen Erdreich so bedenklich, daß es im Sturme nicht mehr sicher steht. —

Im Sturme!

Gertrud gedachte ihrer Rivalin.

Jetzt war ihr alles klar.

Dieses eitle, stolze, herrische Mädchen mit dem eiskalten Gemüt, mit dem berechnenden Herzen — diese Irmingard German soll einmal gleichgültig, ruhig, geschäftsmäßig — Rechnung gegen Rechnung — das in Besitz nehmen, was seit einer Stunde Gertruds geheimster Wünsche innigstes Endziel bildete?

Fridolin Ambach! —

Eifersucht und Neid hat in einem Auge ein Irrgärtlein sitzen mit Spiegelwänden, die jede Kleinigkeit hundertmal zeigen; das andere Auge aber sieht mit der Schärfe eines

Rieſenteleſkop in die Ferne und ſieht Dinge, die andere nicht einmal zu ahnen ſich getrauen! —

So ſah das eiferſüchtige Auge Gertruds in die Zukunft und ſchaute Fridolin Ambach, mit dem treuen, ſchlichten, aufrichtigen Herzen, mit dem Kindergemüt, mit dem flammenden Ehrgeiz, der die Arbeit heilig hält und ihr dienen will — und dieſe Seidenpuppe Irmingard, von unten bis oben mit Eitelkeit ausgeſtopft, eine Magd des Vergnügens. Dieſe Ironie: ein Pfau und eine Nachtigall in einem Käfig.

Die Anfänge zu einem Drama, das naturnotwendig zur Tragödie werden muß —! Und ſie — Gertrud Baumgarten — was kann ſie dagegen tun?

Sie ſah ſich ohnmächtig! Und er — Fridolin — was wird er tun?

Er wird ankämpfen gegen die Schlingen, mit denen man ihn umziehen will, ſagte ſchüchtern die Liebe in Gertruds Seele. Er wird ankämpfen gegen Schein und Schimmer, Pracht und Prunk. Er wird ankämpfen — ein Knabe, der gegen eine Waldwand anſtürmt und — unterliegen. Dem Scheine unterliegen und ihm dienen. —

Alles läuft dem Glanze nach — auch er!

Wäreſt du reicher Eltern Kind, dann blieb er dir ſicher! Du aber biſt einer armen Witwe Tochter.

Da ſchrie es zornig und mit ſtrafendem Ernſte in ihr auf: einer armen Witwe, die unſägliches Leid erduldet, die ſich die Haare dünn und grau geſorgt und die Stirne faltig gedacht, die nächtelang und tagelang im Kampfe lag, im Kampfe liegt mit immer wieder neu aufwuchernder Sorge, nur um dich, du undankbares Geſchöpf etwas werden zu laſſen, um dich in eine beſſere, angenehmere Lebensſtellung zu heben.

Da ſprang ſie auf vom Stuhle:

„Feige, wie feige war das!“

Raſch ging ſie einigemale in ihrem Zimmer auf und ab. Dann riß ſie das Fenſter auf und neigte ſich weit hinaus, ſie mußte nach Fridolin ſehen! Das Fenſter an ſeinem Giebelſtübchen war erleuchtet.

„Durchs Geäste, nackt und licht — . . . ."

War es Wirklichkeit? war es Gaukelspiel der aufgeregten Sinne? Durch blauenden Dämmer sah sie ein weißes Tüchlein winken, oftmals und heftig, wie vom Sturmwinde bewegt. —

Sie hätte aufschreien mögen — gellend aufschreien — in die blauende Nacht— : „Fridolin!"

Dann kam ihr ein Gedanke, der stellte sich neben sie, so freundlich und so friedlich, wie eine barmherzige Schwester neben den unruhigen Kranken tritt, die weiche, liebe Hand auf die heiße Stirne legt mit mildem Drucke, aus klarem Auge tröstend nach ihm schaut — so stellte sich neben sie der Gedanke:

„Wie gut ist es, daß ich an Arbeit gewöhnt bin, daß ich ein Ziel habe — und nicht zu betteln brauche um eines Mannes Gunst! —"

Mit heiterer Miene setzte sie sich an den Arbeitstisch und begann mit Winkel und Reißfeder den Pyramidenstumpf zu zeichnen, um an der Hand der Zeichnung die Formel für Mantel und Inhalt zu entwickeln.

Die Türe ging leise auf, die Mutter fragte: „Brauchst Du schon Licht, Gertrud? Im halben Dämmer leiden sehr die Augen."

Die liebe, gute Mutter! —

Da war es ruhig in Gertrud.

Der Abend verflog.

Das Gehirn war ihr müde geworden vom fleißigen Schaffen. Sie schlief rasch ein und traumlos verging ihr die Nacht.

Als sie erwachte, hörte sie die Turmuhr von Sankt Jodok dreiviertel schlagen.

Es war dreiviertel fünf Uhr morgens.

Das freute sie.

Noch hatte sie eine Viertelstunde, bis die Mutter rief. Und diese Viertelstunde soll ihr geweiht sein, jeden Morgen — ihr: der jungen Liebe, den Liebesgedanken.

Da knarrte die Türe, die Mutter trat ein und rief: „Es ist Zeit, Gertrud!“

Die brennende Lampe stellte sie auf den Tisch.

Von Sankt Jodoks stumpfem Turme schlug die Glocke fünfmal.

Rasch sprang Gertrud auf und wusch mit frischem, kaltem Wasser Traum und Gedanken fort.

Der Morgen hat Flügel.

Heimlichkeiten.

Von diesem Tage ab war das Benehmen zwischen der Seminaristin der achten Klasse und dem Oberklassisten Fridolin ein völlig anderes.

Die ungenierte, freundschaftliche Vertraulichkeit, die beiden so manche kleine Wonne hatte erblühen lassen, war vorüber.

Wenn auch Fridel wie früher an den Samstag Abenden zu Baumgartens kam und alles wie sonst schien, so war es doch zwischen den beiden anders geworden. Ein neues Leben hatte ihnen begonnen: ein Tal der tausend Quellen, die Wälder raunen in ihm — und aus den Dörfern — und durch die goldene Garbenlast der Felder klingt das Lachen. Je höher der Wanderer emporklimmt am Berge des Lebens — desto lieblicher, in friedlicher Anmut sieht er die Fülle des Friedens klein und kleiner unter sich. —

So sahen Gertrud und Fridel die Zeit der Jugend hinter sich — die Zeit des dämmernden Träumens. —

Es war heller Tag geworden!
Die Knospen waren gesprungen!
Blütezeit!

Wie oft ertappten sich die beiden, wenn sie sich heimlich beobachten wollten!

Die Klavierstunden bei Hedwig German gab Gertrud weiter und gewann sich von Woche zu Woche mehr eine Freundin an der Schülerin. Sie erfuhr auch nebenbei gar manches, was sie wissen wollte. Je mehr sich dann in ihr der Liebe Pracht entfaltete — meereswelt — desto kleiner sah sie die Hoffnung in ihr werden: ein Schifflein, das von Wind und Wellen immer mehr landab getrieben wird. Meer und Himmel scheinen endlos — endlos! —

* * *

Gertrud saß mehr als sonst in freien Stunden auf ihrem Zimmer. Und wenn sie glaubte, es sei kein lauschendes Ohr in der Nähe, ergab sie sich der Träumerei.

Sie setzte sich ans Klavier und spielte leise zu der Gedanken Jagd die Melodie.

Und manches Lied, und manches Liedes Wort erwuchs mit ihrem Denken — wie sich Efeu rankt und klammert um mächtigen Stamm der grauen Buche:

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß
Wie heimliche Liebe
Von der niemand nichts weiß —
Von der niemand nichts weiß!

Keine Rose, keine Nelke
Kann blühen so schön
Als wenn zwei verliebte Seelen
Bei einander tun steh'n.

Setz du mir einen Spiegel
Ins Herze hinein,
Damit du kannst sehen
Wie so treu ich es mein —
Wie so treu ich es mein'! — —"

Es war ihr manchesmal eine Wonne so mit ihrem Schmerze zu spielen, und sie ließ diese kleinen Lieder durch ihre Seele flattern — schwarze Schmetterlinge, die über weißem Rosenfelde den goldnen Tag durchgaukeln . . .

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

O Liebster! Kannst du nicht schwimmen?
So schwimme doch her zu mir!
Drei Kerzen will ich anzünden,
Und die sollen leuchten dir.

Da saß eine falsche Nonne,
Die tat, als wenn sie schlief
Sie täte die Kerzen ausblasen,
Der Jüngling ertrank so tief. — — —"

Nur manchmal schoß die Leidenschaft auf in ihr, wie eine Windsäule, die sich vom Talgrün zur Wolkenhöhe windet — Glaube und Hoffnung hob in fliegendem Atem die junge Mädchenbrust:

„Treu und herzinniglich, Robin Adair!
Tausendmal grüß ich dich, Robin Adair!
Hab' ich doch manche Nacht schlummerlos zugebracht,
Hab' ich doch manche Nacht immer an dich gedacht —
Robin Adair! Robin Adair!

* * *

Aber so geheim auch Gertrud ihren Kult betrieb, so pianissimo sie auch ihre gottesdienstlichen Lieder sang — und nur zu Zeiten, in denen sie annehmen konnte, daß das nachbarliche Studentenzimmer keine Lauscher barg — des Brauers tönkundiges Ohr hatte doch ein erkleckliches Teil dieser geheimen Andachtsübungen erlauscht und sofort war sein lebhaftestes Interesse wachgerufen.

Das erstemal als er Gertrud die Liebeslieder singen hörte, hatte er sein helles Ergötzen daran.

Er nickte bei jedem Liede lebhaft mit dem Kopfe. Waren es doch lauter alte, liebe, gute Bekannte von ihm.

Daß Gertrud, die hervorragende Klavierspielerin und Sängerin, deren Uebungs- und Studienrepertoir bisher fast nur in Mozart, Beethoven, Richard Wagner, Schumann, Liszt, Schubert, Grieg, Jensen, Mendelsohn bestanden plötzlich zu diesen seinen Bekannten, den Volksliedern, solche Zuneigung gefaßt hatte, freute ihn unbändig.

Da fuhr plötzlich in seiner Seele der Gedanke wie eine bunte Seifenblase auf: „Was mag des Wandels Grund sein?"

Nach einigen Augenblicken ruhiger Sammlung erhob sich mit der Fülle und Herrlichkeit eines Riesenluftballons in ihm der Gedanke von der Verwandtschaft der Seelen! —

Er hatte neulich in Gertruds Zimmer die illustrierte Literaturgeschichte von König aufgeschlagen liegen sehen und die Neugierde hatte ihm das gesalbte Haupt näher hingedrückt.

Was ihn dann veranlaßte, das aufgeschlagene Kapitel: „Goethes Romane" — eingehender zu prüfen, war der Umstand, daß die Besprechung des Romans: „Die Wahlverwandtschaften" eine Reihe von Bleistiftstrichen, Rufzeichen — und zweimal die Randbemerkung: Sehr richtig! aufwies.

Die kräftigen Striche und Schriftzüge verrieten zweifellos Gertruds Hand, und die Gedankenwelt der Seminaristin Gertrud interessierte ihn im höchsten Grade.

Die Wahlverwandtschaften.

Die Verwandtschaften der Seelen —

Diese beiden Schlagwörter hatten sich sofort in des Bräuers Großgehirn eingenistet als wären sie von altersher dort heimatberechtigt.

So sehr es ihn aber freute, daß Gertrud urplötzlich eine Zuneigung zu seinen Lieblingen, den Volksliedern, gefaßt hatte — ein schlagender Beweis für das Verwandtschaftliche ihrer Seelen — so sehr rief eines immer wieder sein lebhaftes Mißtrauen mit elementarer Gewalt wach:

Erſtens: Daß Gertrud ſo gar geheim tat mit dieſen unſchuldigen Liedern! —

Zweitens: das ganz auffallende pianissimo ihres Geſanges und

Drittens und nicht zuletzt: Die geradezu inbrünſtige Innigkeit, mit der Gertrud dieſe Andachtsübungen abhielt!

Je mehr er darüber nachdachte, deſto öfter war es ihm, als hörte er ein höhniſches Gelächter durch ſeine Gedanken klingen. Und dann war ihm das eine unumſtößlich klar:

„Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Knoſpen ſprangen —
Da iſt in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.“

Da drüben in dem kleinen Zimmer der Seminariſtin Gertrud Baumgarten war dieſe wonnige Zeit — war Mai!

Die letzte Stunde in der Anſtalt.

Die letzte Stunde in der Anſtalt.

Der Ort, an dem du jahrelang gelebt, geſtrebt, gerungen, der dich werden ſah, der dich wachſen ließ, der deine Leiden kennt und deine Freuden nennt, iſt heiliger Boden.

Deiner Hände und deines Hirnes Arbeit haben ihn dir geweiht. — —

Weihevolle Stimmung lag über den Seminariſtinnen des Oberkurſus. Voll Erwartung ſahen fünfundvierzig Augenpaare nach der Türe des Lehrſaales, voll Spannung, wie Kinder, die auf das Ende einer Geſchichte lauſchen, vorgeneigten Hauptes, die Augen weit, damit all die bunten Bilder, die aus der jungen Seele aufflattern, herausſchauen können, ausſchauen, nach dem Ende der Geſchichte. Und eine

Geſchichte ging ja auch für ſie heut zu Ende . . ., ein wichtiges Kapitel in der Geſchichte ihres Lebens.

Da trat der Direktor ein und Alle erhoben ſich von ihren Sitzen.

„Wer mit den Gehörwerkzeugen eines Uebermenſchen ausgeſtattet wäre, der könnte jetzt fünfundvierzig Menſchenherzen hämmern hören im Takte Allegro furioso" ſagte die dicke Antonie leiſe zu ihrer Nachbarin Gertrud Baumgarten.

Der Direktor ſchritt raſchen Schrittes dem Katheder zu, legte die Zeugniſſe vor ſich hin und ſagte mit der ihm eigenen gewinnenden Art:

„Setzen Sie ſich!" Er blieb ſtehen. Es entſtand eine Pauſe.

Dann ſprach er: „Meine lieben Abſolventinnen! Ich werde Ihnen zwar gelegentlich Ihrer Abſolvia noch offizielle Abſchiedsworte widmen. Aber in dieſer Stunde, die letzte, die wir beiſammen ſind, möchte ich vertraulich zu Ihnen reden, wie ein Vater zu ſeinen erwachſenen Töchtern. —

Es liegt ein Menſchenalter hinter mir.

Ich will dem klugen Manne gleichen, der ſein Erbe ſichtet, um es an Würdige zu verteilen.

Mein Erbe! — —

Was ich mir in dieſer Hinſicht durch mehr als fünfzig Jahre erarbeitet, errungen habe an Erfahrungen, an Kenntniſſen, an Wiſſen, an Tatſächlichkeiten, es ſoll nicht mit mir in die Erde und in die Vergeſſenheit ſinken. —

Dieſes mein geiſtiges Kleinod, dieſen meinen koſtbarſten Beſitz will ich Ihnen vererben. —

Und was können wir Menſchen uns wohl Beſſeres geben, als das erprobte Gute in uns?

Meine lieben Töchter!

Seien Sie vollwertige Menſchen!

Die alte Tradition vom ſchwachen Geſchlechte, vom minderwertigen Menſchen, von der Rippe des Adam — vom Teilmenſchen — vom Weibe — verliert mit jedem Tage mehr und mehr an ihren Rechten oder Unrechten.

Ihre Arbeit iſt ſo wichtig, wie die eines jeden Mannes, wenn ſie ſo gut iſt wie ſeine.

Und daß sie wertvoll ist wie die seine — beweisen Sie es!

Und jenes strenge Wort, das das Alter von Jahrtausenden in sich trägt — „er soll dein Herr sein!" heißt wohl in die Sprache unserer Kultur übersetzt: er will dein Genosse, dein Freund, dein Mitarbeiter sein. Und ob Sie ein Recht haben, diesen Gedanken in sich wach und heilig zu halten — beweisen Sie es!

Es ist Ihre Pflicht, Ihre heiligste Pflicht, ganze Menschen zu werden!

Sie haben die Anfänge in sich!

Wie viele aber, ja, noch der größte Teil Ihres Geschlechtes wandelt die alten Wallfahrtswege zum Tempel des Mannes, Sklavenwege, Händlerware, die strotzende Unwissenheit, die Trägheit und Bequemlichkeit von eitlem Glanz und Plunder überhangen! —

Sie aber, meine Lieben, sind auch in dieser Hinsicht berufen, Freiheit, Kraft und Glück hinauszutragen in das Land.

Es gilt eine jahrtausend alte Zwingburg abzutragen!

Ermüden Sie nicht in diesem Kampfe!

Sie werden das Weib nie verleugnen in Ihnen, aber Sie sollen es höher heben helfen!

Lassen Sie sich nie einschüchtern, wo sie der Macht des Glanzes und der Heuchelei des Scheines gegenüber stehen!

Zeigen Sie sich immer stark und selbstherrlich, wo das Vorurteil spöttisch lächelnd Ihnen gnädig den Finger bieten will. Fühlen Sie sich nie kleiner als Sie sind — und schauen Sie sich nie in Seifenblasengröße —! Beides verfällt dem Spotte.

Jeder große Kampf zeitigt auch seine Karrikaturen, Krankheitserscheinungen, die die gährende Kraft aus ihrer Ueberfülle ausstößt. Mögen Sie nie davon befallen werden!"

Jetzt ließ er eine Pause eintreten.

Wer scharfen Auges hinsah und wessen Seele offenstand, der merkte wie etwas übersprang wie leise elektrische Funken. — eine magnetische Kraft überrann von der Verklärung, die sich jetzt dieses Mannes bemächtigte.

Er ſprach — und ſeine Stimme klang innig —:

„Aber die Liebe, jene ſelige Macht?

Und Mann und Weib? —

Es bleibt das heiligſte in uns, weil es das Göttliche iſt in uns!

Und die Arbeit, nur die Arbeit baut den Tempel über ſie — den Tempel der Seligkeit über die Liebe.

Daß ich auch davon zu Ihnen ſpreche, möchte Ihnen ein Beweis ſein, wie ſehr ich Ihnen dienen will.

Nun ſind Sie frei— wenn auch noch ſehr jung!

Aber ich vertraue Ihnen, ich baue auf Sie!

Was ich Ihnen als mein Kleinod mit auf die Lebensſtraße gebe, mein Erbe:

Lernen Sie es verſtehen!

Lernen Sie es erwerben!

Lernen Sie es beſitzen!

Und dann hinaus! —

Küſſen Sie mir das junge Leben, das mit Ihnen wandelt, kraftumkränzt, hoffnungumgrünt und vom Glauben überſonnt. —

Hinaus in die Ackergründe des Menſchenlebens! —“

* * *

Dann teilte er die Zeugniſſe aus.

Gertrud Baumgarten trat vor und brachte den Dank des Kurſes dar!

„Hochverehrter Herr Direktor: Wir können nichts als danken und verſprechen; danken für die Liebe, mit der Sie uns erzogen und für die Strenge mit der Sie uns geliebt.

Verſprechen: daß es der Weckruf unſerer Tage ſein und bleiben ſoll: Wir wollen vollwertige Menſchen werden!“

Unter der Türe blieb der Direktor nochmals ſtehen und ſah auf die bewegte Schar zurück:

„Ich möchte Sie alle wieder einmal ſehen, nach Jahren. Wer von Ihnen und wieviele werden Sieger geblieben ſein im Kampfe mit dem Leben und mit der Geſellſchaft? —

Dann war er gegangen.

Der Auszug.

Der Direktor hatte den Saal verlassen.

Wie mit einem Ruck wurden die Zeugnisse aus den Hüllen gerissen. Der Zeit der Ebbe an sonst brandender Meeresküste vergleichbar — zogen sich die tosenden Gefühle in fünfundvierzig Mädchenherzen in ihrem Geheimwinkel zurück.

Man hätte für einige Augenblicke den summenden Sing-Sang einer Mücke im großen Saale erlauschen können.

Fünfundvierzig Paar Mädchenaugen überstürzten in fieberhafter Hast die Notenrubrik auf der Innenseite und den Wortlaut der Zensur auf der Vorderseite des Absolutorialzeugnisses.

Und wäre deinen Augen die Schnelligkeit des Sonnenlichtes verliehen gewesen, so hättest da an den fünfundvierzig Mädchengesichtern die ganze Skala menschlicher Gefühle ablesen können: Befriedigung, Enttäuschung, Entrüstung, Lächeln, stilles Frohlocken, Haß, Wut, ohnmächtiger Zorn, Jubel, Jauchzen, Fluchen, Genügen, Gleichmut . . . .

Da übertönte eine Stimme mit schrillem Tone wie ein Sterbeglöcklein die in Andacht Versammelten:

Die dicke Antonie rief:

„Wer von Euch hat im Deutschen eine bessere Note als zwei?"

Niemand meldete sich.

Wenige nur hatten die Note zwei bis drei.

Die meisten drei.

Und eine stattliche Anzahl noch tiefere Noten.

„Fluch dir, Grammatikseele!"

Die Anstaltsuhr schlugs dreiviertel zehn Uhr morgens, ächzend, da sie — wie an dem Beginn eines jeden anderen

Ferientages — eine Viertelstunde vorgestellt worden war — und so ihre wichtige Pflicht früher erfüllen mußte als jede andere gewissenhafte Uhr.

Da stürzte durch des Seminargebäudes schmale Pforte der Absolventinnen schmucke Schar in dunkelolivgrünem Anstaltskleide; die bordeaux-roten Bänder an der Rückseite des Gürtels flatterten auf — und der weite Institutsstrohhut machte bedenkliche Schwankungen, vom Hauch der Freiheit umweht.

An jeder Mädchenbrust, je nach der Größe des Grund- und Bodenbesitzes der einzelnen Inhaberinnen mehr oder minder gewölbt — sah man unterm dunkelgrünen Anstaltskleide einen weißen Streifen hervorleuchten — das Absolutorialzeugnis, das quereingeschoben jedweder am Herzen ruhte — leicht wie eines Schatzes kosende Wange — schwer wie eines Alpes Drucklast. Und des Anstaltsgebäudes vielbefensterte Mauern sahen manche innige Umarmung treuer Freundinnen, die Abschied nahmen.

„Wann werden wir uns wiedersehen? Vielleicht im Leben niemals!" — Es sprachs das Auge, was die Lippe gern verschwieg.

„Traudel," sagte die dicke Antonie und zog die Freundin an sich wie ein Pfundmagnet eine Stahlfeder — „Traudel — Deine Lippen! Ich muß etwas haben — auf das ich die Stromfülle meiner Wonne überleite, sonst überschwemmt sie mir das Herz!" —

Und manches Kusses Wonnelaut verklatschte in des Anstaltsgebäudes düsterem Schatten und zerschellte an den steifen Mauern.

Und mancher Violinkasten traf in kühn geschwungenem Bogen der Nachbarin kleidumwallten Schenkel, so in vollem Fluge der Begeisterung, daß diese aufschrie und im nüchternsten Zorne schimpfte: „Stoße Deine Füße und lasse die meinen wachsen!" — — —

* *
*

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt . . ."

Freiheit zog mit flatternden Bannern vor ihnen her, vor diesen jungen Menschenherzen.

Die enge Kirchgasse lag voll Morgensonne. Die Häuser sahen so freundlich darein wie wohlbefriedigte Zuschauer.

Die Leute, die eben nach der zehn-Uhr-Messe dem Dome Sankt Martin entströmten, blieben stehen und blickten der stürmenden Jugend nach!

Was kostet die Welt?

Siegerwonne!

Hast Du nie die Wonne des Siegers in Dir gefühlt — nach hartem, zähem Kampfe? — Nie? — Dann ist Dir eine von den acht Seligkeiten der Welt unbekannt geblieben. Es liegt eine Öde in Dir. Armer!

Als die fünfundvierzig dunkelolivgrünen Institutskleider mit ihren Inhaberinnen eben aus der Kirchgasse in die Neustadt treten wollten, hätte es beinahe einen heftigen Zusammenstoß gegeben; denn gerade in jenem Augenblicke kam ebenfalls voll Dampf um die Ecke des Sankt Martinschulhauses die Absolvia des Gymnasiums gesegelt in vollem Couleur: rote Mütze, rotes Band und Bierzipfel.

Noch einen Tritt — und der von hellgelbem Leder zierlich umklammerte, hastende Fuß der Absolventin Gertrud Baumgarten hätte dem Spiegelglanze der Lackstiefeletten des Erst-Chargierten Fridolin Ambach ohne Zweifel eine tötliche Verletzung zugefügt.

Aber mit der Gewandtheit eines Höflings trat die Gymnasialabsolvia wie ein Mann zurück, eine Gasse bildend. Die Käppi flogen mit akademischer Höflichkeit von den struppigen Häuptern — und des Erst-Chargierten weite, weiße Lederhandschuhe überschatteten Gertrud Baumgartens weiche Mädchenhand — innig und fest.

„Traudel," sagte er, „wir kommen heute Abend zu Euerer Absolvia in corpore."

Beifallsgemurmel.

Mehr vermochte er infolge der Kürze der Zeit und vor Aufregung nicht zu sagen.

Aber seine Augen senkten sich in die ihren — und mit der Schnelligkeit eines elektrischen Funkens durchflogen sie die Gefilde der Seligkeiten, die in diesem Mädchenherzen für ihn im Erblühen standen.

„Vivant omnes virgines!" — rief ein hagerer, zwei Ellen langer Absolvent und drückte die Mütze über den hochgeschobenen Schädel so tief herab — daß die langen Ohren wie Palmwedel seitwärts hingen.

„Es lebe die Freiheit — und der freie Bursch!" erwiederte die dicke Antonie, und die Worte hatten sie selbst so mächtig bewegt, daß das Absolutorialzeugnis über ihrer Brust gewaltige Schwankungen machte, wie ein Schifflein auf hochgehender See.

Ihre anmutige, wohllautende Stimme umschlang wohl ein Dutzend Lateiner Seelen vielarmig und mit mehr als bundesbrüderlicher Innigkeit. Und aus den hintersten Reihen der roten Kappen erschollen als Echo die Worte:

„Und die Liebe!" — — —

Hochgeraten, schwank und schlank wie eine Weidengerte, käsefarben das flachwangige Gesicht — war der Rufer dieser weltbewegenden Worte.

Ein kundiges Auge konnte wohl bemerken, wie ihn die Wonne seiner Tat umbarmherzig von oben bis unten durchrüttelte und durchschüttelte.

* * *

„Seht Ihr," sagte die dicke Antonie auf dem Wege zur Prantl-Garten-Halle — „habt Ihr gesehen: die Männiglichen tragen ihre Mützen und dürfen ihren Sieg ungehindert aller Welt verkünden; für uns aber hat man unter den engherzigen Einflüsterungen verknöcherter Pädagogenseelen eine eigene Entschließung in die Welt gesetzt, welche uns dieses unschuldige Vergnügen strengstens untersagt. —

Aber nun sind wir frei.

Wir haben logisch denken gelernt.

Was dem Einen recht ist, ist dem andern billig.

Heute Abend soll die ganze vorgesetzte Welt an uns ihr blaues Wunder erleben!"

Der Abschied.

Der Abend kam.

Die Landshuter Zeitungen hatten freundliche Begrüßungen gebracht.

Die eine davon schrieb sogar:

„Es ist unseres Wissens zum erstenmale, daß die Absolventinnen der Lehrerinnenbildungsanstalt sich in einer offiziellen Festlichkeit von ihrer Bildungsstätte verabschieden.

Was für die männliche Jugend unserer Mittelschulen als liebgewordenes, althergebrachtes Recht feststeht, warum soll nicht auch die weibliche Jugend für gleiche Mühe gleiches Recht beanspruchen?“

Etwas Neues.

Das Neue zieht immer.

In diesem Falle zog es eine Menge Gäste schon lange vor Beginn der Feier in die mächtige Glashalle des Prantlgartens. Der Empfangsausschuß der Absolventinnen hatte vollauf zu tun, Programme auszuteilen, Händedrücke zu erwidern, Freunde und Freundinnen zu begrüßen, Plätze anzuweisen.

Das gesamte Lehrerkollegium, die Spitzen der Behörden, die Auslese der Bürgerschaft und die Absolvia des humanistischen Gymnasiums war erschienen.

Kurz vor acht Uhr kam noch die Grammatikseele, Professor Moroff.

Die dicke Antonie, die Triebfeder des Empfangsausschusses, erblickte ihn zuerst, wie er aus dem Kneipzimmer der Brauerei trat und gesenkten Hauptes einherschritt.

Professor Moroff war in denkbar schlechtester Stimmung; begreiflich, wenn man bedenkt, daß er den gewohnten Don-

nerstag-Abend-Schafskopf unterbrechen mußte. Wegen der Schülerinnen!

„Eine Frechheit von diesem Weibervolk!

Eine Keckheit!

Aber mit Rücksicht auf die Öffentlichkeit kannst du dich nicht ausschließen.

Die Welt wird schlechter mit jedem Tag. —

Freche Bande!“

Solche und ähnliche Gedanken vor sich hinmurmelnd — kam er herangerückt.

Das barometerkundige Auge der dicken Antonie hatte sofort die Gewitterstimmung an dem Liebling erschaut.

„Die Grammatikseele ist in Prima-Vierer-Stimmung,“ flüsterte sie den anderen zu.

„Wir wollen sie zum Hohne mit Liebenswürdigkeit überschütten.

Reicht ihr alle gleichzeitig die Hände, drückt sie dem Grimmigen, schüttelt sie ihm — und lispelt mir alle lieb und süß wie Turteltäubchen.“

Und es geschah.

Aber die Grammatikseele machte dem Liebeswerben ein rasches Ende.

Die neuerdings überreichten Programme von sich weisend, sagte er mürrisch: „Sie haben mir ja ohnehin schon eines zugeschickt und ich muß Ihnen sagen: Bei der Nummer 7 ihres Programmes fehlt der Schlußpunkt.

Eine Schlamperei!

Jahrelang habe ich gegen Ihre Schlampereien angekämpft! — — —

Und das Datum!

Landshut am 31. Juli.

Wenn man das Wörtlein am gebraucht, so fällt das Komma nach dem Ortsnamen weg, wenn man dagegen sagt:

Landshut, den 31. Juli — so ist nach dem Ortsnamen unbedingt ein Komma zu setzen!

Ich habe Ihnen seinerzeit die zwingenden Gründe hiefür eingehend auseinandergesetzt — mit welchem Erfolg?

Das zeigt Ihr Programm!
Eine Liderlichkeit!
Schämen muß man sich!
Aber Sie sind eben konsequent!
Sie waren immer liderlich — bis zur sechzigsten Minute der letzten Unterrichtsstunde — und sind es noch darüber hinaus!" — — —

Unter solchen leise und ingrimmig gesprochenen Worten wurde er vom Empfangsausschusse der Kandidatinnen zum Ehrentische geleitet.

Die schöne Olga drängte sich an die dicke Antonie und fragte: „Was hat er Euch denn so leise und eindringlich erzählt."

„Er hat getan, was er nicht lassen kann. Er hat geschimpft."

* *
*

Die Ouvertüre zu „Carmen" als erste Programmnummer war verklungen. Die erste Vertreterin der Absolventinnen — Gertrud Baumgarten — erhob sich zur Begrüßungsrede.

Die Mitabsolventinnen erblaßten.

„Wenn sie stecken bleiben sollte! — — Welche Blamage für den ganzen Kurs."

Das war der Gedanke, der auf dem Tische der Absolventinnen auf- und abrannte, von Schulter zu Schulter sprang und jedweder in die Ohren flüsterte: „Wenn sie stecken bleibt, welche Blamage!"

Aber die Absolventin Gertrud Baumgarten stand sicher und wie eine Jungtanne im ruhigen Winde kraftgespannt.

Sie sah nicht die tausend Augen, die nach ihr blickten, sie suchten, sie neugierig betasteten — sie hörte es nicht, wie ihr Name im Flüstertone von Munde zu Munde ging — sie sah nur in sich und sah die Gedanken, die mit Ungeduld und Hast aus glühender Seele sich ihr an die roten Lippen drängten — zum Freifluge. — Und eins sah sie noch — von der

langen Tischreihe, an der die Absolvia des Gymnasiums gegenüber saß — sah sie kaum für eines Herzschlags Länge einen roten Schimmer in ihre Seele leuchten: Die rote Mütze des Absolventen Fridolin Ambach war etwas nervös geworden.

„Nun frech drauf los, Traudel," sagte die dicke Antonie und gab ihr auf den rechten Oberschenkel einen Puff — legte das Manuskript der Rede vorsichtig vor sich auf den Schoß und mit gespannten Sinnen lauschend, folgte sie der Rede der Freundin, um sofort einzuspringen, wenn Gefahr in Verzug wäre; denn Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, sagte sie sich und die beste Hebamme bei jeder Jungfernrede.

Die ersten Worte Gertruds waren etwas unsicher wie flatternde Schmetterlinge, dann aber stemmte sich die Kraft in ihr auf und schoß fluggewandt heraus. Sie sprach sicher und laut mit weithin vernehmbarer Stimme.

Die Lust am Gelingen durchglühte ihr die Wangen und straffte ihre Gestalt.

„Ein schönes Mädchen!" sagte der Kreisschulreferent und Regierungsrat Müller leise und vertraulich zum Direktor.

„Und eine meiner liebsten Schülerinnen," fügte dieser bei. —

Die Grammatikseele, die ihnen gegenüber saß — zog die Mundwinkel höhnisch abwärts und schneuzte sich umständlich und lärmend.

Die Rede neigte sich zum Schlusse.

Da kam das Ereignis des Abends.

Der Absolventinnen bemächtigte sich eine nicht ganz zu verleugnende Unruhe.

Die dicke Antonie warf noch rasch einen Blick auf den Direktor.

Er saß mit ruhig lächelnder Miene inmitten der Ehrentafel. Ein Bild der Zufriedenheit.

„Der Alte tut mir leid," sagte sie leise vor sich hin — „daß wir seinem stillen Glück einen solchen Puff versetzen müssen — denn —"

Weiter vermochte sie nicht mehr zu denken — denn die Rednerin machte eben eine Atmungspause — um dann mit von Frohlocken durchjubelter Kraft die Schlußworte zu sprechen:

„Es ist erreicht, errungen! —"

Noch war das letzte Wort nicht ganz verklungen — da erhob sich wie mit einem Rucke der Absolventinnen Schar, ein zweiter Ruck und es flog unter der schützenden Tischplatte hervor — ein dritter Ruck und die violett-weiß-violette Mütze stülpte sich anmutig über das zopfumwundene Haupt.

Und mit Ameisenbehendigkeit im Takte Allegro furioso waren fünfundvierzig Paar Mädchenhände damit beschäftigt, sich das violett-weiß-violette Band über Brust und Rücken zu knüpfen.

Die Wirkung war eine verblüffende.

Eine völlige Überraschung.

Des geliebten Direktors Antlitz ward ernst und blaß.

Der Kreisschulreferent und Regierungsrat Müller drückte den Zwicker schärfer an, um besser sehen zu können.

Fünfundvierzig Paar Mädchenaugen sahen mit bangem Auge nach den Falten, die auf des Regierungsrates Stirne scharf gerandet und finster aufzogen.

Einen Augenblick. —

Dann gewann der Jugendfreund in dem klugen Manne die Oberhand über den — den Vollzug der Ministerial-Entschließung kontrollierenden Beamten.

Die Grammatikseele machte mit höhnischer Schadenfreude ihrem Ärger Luft, neigte sich über die Tischplatte und sagte mit halblauter Stimme zu den Kollegen und zum Direktor:

„Nun haben wir die Bescheerung!

Für mich keine Überraschung!

Ich habe es das ganze Jahr über, bei Dutzend und Dutzend Gelegenheiten betont: dieser Kurs ist gleich reich an Frechheit wie an Dummheit. Ich bin nun fast zwanzig Jahre an der Anstalt, aber eine so kecke Bande, ein so aufgeblasenes, eingebildetes, vergnügungssüchtiges, sich über-

hebendes Gesindel, eine so disziplinlose, träge, faule Bagage ist mir noch nie unter die Finger gekommen!"

Des Direktors Antlitz verfinsterte sich und mit gereiztem, abweisendem Tone sagte er: „Ach, Herr Kollege, das haben Sie noch jedes Jahr von jedem Kurs gesagt!

Wir wollen doch Erzieher sein, nicht Soldatenpädagogen!"

Regierungsrat Müller neigte sich zum Direktor und sagte halblaut: „Die Jugend hat ihr Recht proklamiert. Es wird nicht eine vernünftige Menschenseele im ganzen Saale sein, die dagegen Protest erhebt. Es wäre unklug, wenn wir es täten. Den Fehler haben die gemacht, die der Jugend diese kleinen, unschuldigen Rechte absprechen."

Ein wohlwollendes Lächeln verklärte des Regierungsrats Züge.

Die Falten auf seiner Stirne verschwanden. Die wetterkundigen Augen von fünfundvierzig Absolventinnen hatten den Witterungsumschlag wohl erschaut.

Ein Jubel brach los. —

Ein Beifall dröhnte darein.

Die Absolvia des Gymnasiums war aufgesprungen wie ein Mann.

* * *

Als der Sturm sich gelegt hatte — sang die Jugend den wohlpräparierten Kantus:

Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus;
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem
Nos habebit humus

Freuen wir uns, daß wir jung sind!

„Sehen Sie," sagte der Regierungsrat zum Direktor — „daß wir klug getan haben, nicht zu opponieren. Man hätte uns hundertfach überstimmt.

Ein bischen Diplomatie muß jedweder betreiben, der eben nicht in der Menschenmasse stecken bleiben will." Die

Gramatikſeele trank aus und als eine günſtige Gelegenheit ſich bot, entwich ſie im ſchützenden Dunkel der Nacht — in das Bierſtübel zur Fortſetzung des Donnerstagsabends-Schafkopfes.

„Eine disziplinloſe Bande," pochte es nochmals in ſeinem Innern — als er nachts 1 Uhr das fünfte Solo in ſeiner Hand aufreihte.

Die Kellnerin, die ſchöne Guſti, ſtützte den Ellenbogen vertraulich auf der Grammatikſeele Schulter — ſah in die Karten — und ſagte leiſe und mit dem koſenden Wohllaut einer Sirene:

„Herr Profeſſor, es iſt ein Herzſolo!"

Es lag ein leiſer Spott in ihrem Tone.

* * *

Die Abſolventin Gertrud Baumgarten hatte als ſiebente Nummer des Feſtprogramms zwei Schumannlieder zu ſingen.

Sie konnte ſich eines beklemmenden Gefühles nicht erwehren.

Sie ſchlich ſich von der Freundinnen Schar hinweg und ging hinaus ins Freie.

Sie wollte allein ſein.

In der hinterſten Ecke des Prantlgartens, die nicht mehr von dem Lichtſchimmer der Halle erreicht wurde, war eine Bank.

Dort ſetzte ſie ſich.

Sie ſah ein weites Stück des nachtdunklen Himmels.

Es war eine ſternenreiche Julinacht.

Sternenreich! —

Vom Hofgarten her flog ein taunaſſer Hauch und ſtreifte ihre heißen Wangen.

Wie das wohl tat!

Und dann überließ ſie ſich ihren Gedanken.

„Ein wichtiger Lebensabſchnitt liegt hinter Ihnen" — hatte der Regierungsrat in ſeiner Erwiderungsrede geſagt.

„Ein neuer hat mit dem heutigen Tage seinen Anfang genommen.

Was wird er bringen?"

Wie ein zehnfaches Echo hörte sie diesen Gedanken immer und immer wieder in sich erklingen.

„Was wird er bringen?" frug sie nochmals leise in sich hinein und erschrak vor Wonne als sie — zahllosen, flimmernden Sternen gleich in sich aufleuchten sah — die Liebe.

Da hörte sie leise, hastende Schritte sich nahen.

Im matten Sternenschimmer wurde eine rote Mütze zwischen Baumstämmen sichtbar.

„Traudel!" tönte es ihr entgegen.

„Fridel — Du!"

Sie war aufgestanden.

„Ich ahnte, daß ich Dich hier finden werde!

Ich will mit Dir reden!"

„Wenn man uns aber hier findet?"

„Ach was!

Nun sind wir ja frei.

Was wir uns sagen, ist nichts Unrechtes, das darf jedermann hören.

Morgen muß ich fort von hier, und bis ich wieder hierher komme —" seine Stimme stockte.

„Ich habe Aussicht, bald eine Anstellung zu finden," sagte sie, dann sehen wir uns nicht mehr."

„Vielleicht auf lange Zeit.

Darum wollte ich Dir noch etwas sagen."

Er nahm erregt die Mütze ab.

„Sage es," sprach sie leise, senkte das zopfumwundene Haupt — und sah die Sterne in sich flimmern, zahllose Sterne.

„Wir sind Nachbarkinder.

Dein Vaterhaus war das nächste an meinem Vaterhaus. Wir sind zusammen durch das Meer von wogenden Blumen gekrochen — auf der Wiese vor Vaters Haus.

Weißt Du es noch?

Wir sind Seite an Seite vor Vaters Webstuhl gesessen

— und flogen die Schifflein klirrend durch die Fadengasse — und ächzte der Webstuhl — wir summten mit, was Vater sang:

Faden hin und Faden her
so gibt es ein Gewebe schwer.
Doch Hand und Fuß
sich regen muß."

Weißt Du es noch?

Rauhnachtwinde —! mit reifweißem Flügel streifte der Frost klirrend das Fenster — wir lehnten an Deiner Mutter Schoß — roter Feuerschein flackerte wärmend im Zimmer — und die Mutter sprach:

Weiß Du noch das Märchen von den beiden Nachbarskindern, welche in den Wald gingen, an der Quelle den Durst zu löschen — und Sand schöpften . . . . .?

Die gelben Falter flogen. —
Die schwarzen Tannen sangen. —
Die Birke weiß mit langem Haar —
Sie wiegt in süßen Schlummer gar
Das Kinderpaar.

Und als sie zu Hause den Sand aus den Schürzen hoben — war er Gold. —

Weißt Du es noch? — — —

Wir haben den ersten Schulgang mitsammen gemacht — Hand in Hand.

Und die Mutter sah uns nach und rief lachend: haltet nur fest aneinander!

Und Deine kleinen Finger klammerten sich fester an die meinen.

Und den Tag. — — —

Es war zu Sankt Michaeli, Ende September.

Wir sammelten Tannenzapfen im Walde.

Dann rasteten wir, bis das Fuhrwerk kam, die gefüllten Säcke aufzuladen.

Es war ein Felsenvorsprung im Jurawalde.

Die Steinfedern gilbten schon.

Die Donau hallte den alten Stromsang durch die Felsenstraße und wir riefen in der Tiefe das Echo wach — das siebenfache Echo.

Ich rief Deinen Namen.

Du riefst meinen Namen.

Da trat aus den schwarzen Hallen des Jurawaldes das Märchen.

Lautlos — rasch — wie ein Nebelstreifen.

Ich merkte es — und getraute mich nicht, umzuschauen. Es hob meinen Arm und legte ihn um Deinen nackten Mädchenhals.

Ich lehnte die Wange heiß an Deiner Wange Glühen, — dann erschrakst Du. —

Es war das erste Mal, daß Du vor mir erschrocken bist. — — — Noch sehe ich Deine Mädchenaugen. —

So hatten sie mich noch nie angesehen — so fremd — mit solchem Brande. —

Schon stiegen die Nebel auf im Tale der strömenden Donau — als wir talwärts stiegen.

Die Abendsonne umflutete uns.

Als ich Dir vor Deines Vaters Gartentüre die Hand reichte — schlugst Du die Augen nieder. —

Das hattest Du noch nie getan. —

Es war eine Knospe gesprungen in mir und Dir —."

Gertrud fühlte, wie ein Arm sich um ihren Nacken legte und sie an sich zog. —

„Lehn' Deine Wang an meine Wang', dann schlagen die Flammen zusammen!" summte er leise das Heine-Lied ihr zu. —

„Und erschrickst Du heute wieder?" — frug er sie.

„Nein!" sagte sie leise und innig. —

„Dann — — —?

Knabenmund auf Mädchenmund! —

Es ging die Sage zur selben Stund —

Daß das Glück auf die Erde gesunken. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Glockenzeichen ertönte von der Halle her.

„Schnell," sagte Gertrud, „nun muß ich die beiden Schumannlieder singen."

Das Geständnis ihrer Liebe hatte Gertrud mächtig erregt. Es hatte sich etwas in ihr aufgebaut, weit, wie riesige Tempelhallen, voll Reinheit und Erhabenheit — so stand der Glaube in ihr. —

Aus diesem Gefühle heraus sang sie das Lied aus Schumanns Liederkreis nach dem Eichendorff'schen Gedichte:

Die Mondnacht:

Es war als hätte der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nur träumen müßt.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht;
Es rauschten leis die Wälder —
So sternklar war die Nacht. —

Gertruds kraftvolle Stimme war auch bei dem piano den weiten Saale hindurch hörbar.

Sie hatte die Augen etwas geschlossen.

Sie sah nicht die hunderte von Blicken, die ihre schmucke, schöne Gestalt betrachteten.

Sie sah nur in sich — und sah die sternenhelle Nacht in sich und die Liebe, die mit weißen, wallenden Gewändern dahinwandelte — und sang wie betend des Liedes letzte Worte:

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus — —
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie — nach Haus. —

Sie hatte das Liederheft gesenkt .... und ließ das Lied aus sich verklingen.

Der lärmende Beifall ſchreckte ſie auf.

Aber ſchon ſchlug ihr Lehrer, der ſie am Klavier begleitete, die einleitenden Akkorde zum nachfolgenden Liede an:

Frühlingsnacht:

Überm Garten durch die Lüfte
Hört' ich Wandervögel zieh'n,
Das bedeutet Frühlingsdüfte —
Unten fängts ſchon an zu blüh'n.

Jauchzen möcht' ich, möchte weinen,
Iſt mirs doch, als könnt's nicht ſein!
Alte Wunder wieder ſcheinen
Mit dem Mondenglanz herein.

Und der Mond, die Sterne ſagen's,
Und im Traume rauſcht's der Hain —
Und die Nachtigallen ſchlagen's:
Sie iſt deine, ſie iſt — dein! — — —

Das etwas raſche Tempo und der leidenſchaftliche Flug dieſes Liedes ſagte ihr zu.

Ihr ganzer Leib glühte.

Hatte ſie nicht eben vorhin von der höchſten Wonne des Lebens getrunken?

Und mußte ſie ſich nicht ſagen, bei ruhiger Überlegung — in wenigen Tagen — war alles vorbei — vielleicht fürs Leben. —

Jauchzen möchte ich, möchte weinen. —

Iſt mirs doch, als könnt's nicht ſein! —

Das war kein erlerntes, wohl überdachtes Abſingen mehr, das war der Aufſchrei einer liebenden — zweifelnden Seele. Dann aber ſtraffte ſich ihre ſchöne Mädchengeſtalt — und ihr Auge ſchoß über das Gewimmel von Köpfen hinweg und blieb an einer roten Mütze hängen — einen Augenblick — dann rauſchte es hinaus wellenreich und ſtromesmächtig:

Und der Mond, die Sterne ſagen's —
Und im Traume rauſcht's der Hain,
Und die Nachtigallen ſchlagen's
Sie iſt deine, ſie iſt — dein!

Durch Rauch und Dunſt ſah ſie eine rote Mütze winken.

Ein dröhnender Beifall umtoſte ſie.

Der Regierungsrat war aufgeſtanden, ging ihr einige Schritte entgegen, reichte ihr die Hand und ſagte: „Sie haben mir einen großen Genuß bereitet. So das Innerſte wiedergeben zu können, das iſt Kunſt.“

Da übergoß eine brennende Röte ihr liebes Mädchenantlitz.

Walddorf.

Es gibt Tage im Menschenleben, welche sich sofort turmhoch über ihresgleichen erheben — wie ein gewaltiger Geist die in den Niederungen haftenden Menschenmassen überragt.

Und sie bleiben bestehen diese Tage — weithin sichtbare Gedenkzeichen.

In stillen Stunden der Rast und Einkehr, wenn du zurückschaust in das Land deines Lebens, das du durchwandert, da ragen sie vor deinen Sinnen auf, wie Türme in einer weiten Ebene. Stationen auf der Entdeckungsreise zur Ewigkeit. — — —

Gedenktage!

So hat jeder Mensch seinen eigenen Kalender, in welchem ihm die Tage in Rotdruck stehen — nur ihm!

Als so ein Feiertag, als ein Festtag, steht in deinem Kalendarium jener Tag, an welchem du zum ersten Male in die Fremde fortgingst, deine Hand sachte loslöfest aus der Hand der Mutter, die dich fest umklammert hielt in Liebe und Sorge. Die Stimme klingt, — kein Klang auf Erden klingt so lieb wie Mutterstimme! Das Auge schaut — kein Auge schaut so ehrlich je dich wieder an und keines schaut so tief wie Mutterauge! — Ein Gedenktag deines Lebens ist der, an welchem du zum erstenmale dem Bannkreise deiner Heimatstadt entfliehst — diesem Heiligtum. Der Boden, auf dem zuerst deine Füße getrippelt, deine Hände tastend zappelten, vom Lächeln der Mutter umsonnt, der Boden, der deine ersten Stammellaute gehört, deine ersten Wünsche kannte, deine ersten Taten trug und den ersten Mißerfolg, dein erstes Unglück sah — ist heiliger Boden!

Die Heimat deiner Jugendzeit!

Aus allen Ecken der Gassen und Gäßchen schaut sie dich an mit Schelmenaugen, zwinkert und droht mit den Fingern; durch die weiten, taghellen Straßen wandelt sie mit weißen, wallenden Gewändern, die Haare im Winde flatternd, kränzedurchflochten. —

Aus den zahllosen Fenstern der Schulhäuser, in denen du saßest, blickt und blitzt es nach dir mit tausend Augen, und hinter dem weißlichen Schimmer drängt in Unordnung und Neugierde eine Schar von Mädchenköpfen. — Manches blasse, liebe Antlitz, manches Wangenpaar — rot wie die Klatschrose im Julibrande und von Übermut dick und rund — und ein Schwarm von Händen winkt dir nach .... Mädchenhände — Freundinnenhände.

* * *

In der Altstadt vor dem Hauptpostgebäude stand der gelbe Postomnibus.

Es war nachmittags gegen drei Uhr.

Gertrud lehnte -- der einzige Passagier — aus dem Wagenfenster.

Da gab der Postbeamte das Zeichen zur Abfahrt.

Die Postkutsche holperte über das Pflaster der Altstadt. Als sie zur Steinergasse einbog, blies der Postillon das altehrwürdige Studentenlied:

Nun leb wohl du kleine Gasse,
Nun leb wohl du stilles Dach,
Vater, Mutter sah'n mir traurig,
Und der Liebste sah mir nach.

Gertrud Baumgarten lehnte sich, als sie sich in der engen Gasse den Blicken der Ihren entzogen sah, in eine Wagenecke zurück.

Während der Postillon nochmals die Weise des Liedes blies, summte sie leise den Text der ersten Strophe mit und paßte ihn ihren Gedanken an:

Nun leb wohl du kleine Gasse,
Nun leb wohl du stilles Dach,

Meine Mutter sah mir traurig,
Und der Liebste sah nicht nach. — —

Nun war sie allein.

Bald entzog ihr eine Hügelwelle den Anblick der Stadt und der weiten Ebene der raschen Isar. Sie sah um sich und sah überall neues Land.

Der Bach, der die schmale Talung durchschlängelte, hob sich hin und wieder mit blinkendem Scheine über das Ufer und sah nach den scheckigen Rindern, die träge, wiederkäuend mit starren, halbgeschlossenen Augen im blendenden Strom der Sonne standen.

Schreiend und gertenschwingend umkreisten sie die Kinder des Hirten.

In einem Acker an der Straße war Kartoffelernte.

Hinter den pflügenden Bauern gingen die Mägde gebückt, in Körben und Säcken die reichlichen, gelben Früchte sammelnd.

Drei große Haufen Kartoffelkräuter waren auf der abgeernteten Ackerfläche aufgeworfen und in Brand gesetzt.

Der Jubelschrei und Lustlärm der Kinder, die die Glut schürten, klang weit durch die klare Luft.

Drei dichte, qualmende Rauchwolken wälzten sich träge über den gepflügten Acker und schwangen sich dann in breitgedrückten Bögen über das Tal bis zur jenseitigen Höhe. Von dem Birkenwald her, der in der Sonne stand, rotglühend, als stünde er in hellen Flammen, hörte man die Treibrufe ackernder Knechte.

Die Goldach-Mühle, sah mit ihrer schneeweißen Hausfront und den blitzblanken Fenstern durch das Astgewirr hoher langgesträhnter Weiden freundlich hinaus in die grünen Auen, wie ein frohes Mädchen-Antlitz durch den Wirrwarr gelber Locken lachend nach dem Leben schaut . .

Ein Lied klang herauf; man konnte jeden Laut und jedes Wort unterscheiden:

„Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen
Und diesen jungen Postillon?

Von weitem höret man ihn klagen
Und seines Glöckleins dumpfen Ton."

Dann ein schriller Pfiff wie von Manneslippen und ein kicherndes Gelächter. — —

Im Wurzgarten der Goldach-Mühle stand die Jungdirne in kurzen Hemdärmeln, blauem Zwilchrock und ein weißes Tuch um den Kopf gebunden. Sie winkte mit der Dunggabel herauf nach dem Postwagen.

Der Postillon hielt den Wagen an, stand vom Sitze auf, legte die Zügel unter den Arm, hob die Hände wie ein Schallrohr vor den Mund und rief laut talwärts:

Morgen ist Kathrein
Brings gut ein!

Dann — ein Riß an den Zügeln und der Postwagen rollte weiter.

„Sie ist mein Schatz," sagte der Postillon durch Vorderfenster zu Gertrud herein, „und morgen ist ihr Namenstag. Nun fahre ich schon sieben Jahre vorbei."

Das könnt' langen!

Länger hat Jakob um die Rahel auch nicht gedient. — Sehen Sie — da drüben bei dem gelben Birkicht, an der Hügelrinne steht ein Haus. Das ist es! Das wollen wir uns kaufen.

Es sind einige Tagwerk Grund dabei und ein kleiner Wald. Zwei Kühe nährt es und wenns gut geht drei. Sie hat sich bereits 500 Mark im Dienst erspart. Ein paar hundert Silberfuchsen habe ich auch. Achthundert Mark ist die Anzahlung. Es könnte also gehen. Wir zwei haben ja vier gesunde Arme. Und wenn es ums Eigene geht, dann greift jeder Finger doppelt.

Im nächsten Jahr um diese Zeit, fährt sie ein anderer Postillon, Fräulein!"

Er lachte.

Die Straße machte eine starke Biegung.

In wenigen Minuten mußte die Goldach-Mühle den Blicken entschwunden sein.

Da setzte der Postillon die Trompete an und blies:

Übers Jahr, mein Schatz, übers Jahr!" —
Wenn die Rosen blühn im Garten!
Dann magst Du mich erwarten!
Dann schmück Dein bräutlich Haar!
Übers Jahr, mein Schatz, übers Jahr! —"

Er sah zurück.

Im Wurzgarten der Goldach-Mühle konnte man noch zwei helle Punkte unterscheiden, das weiße Kopftuch und die kurzen Hemdärmeln der Jungdirne. Man merkte an ihrer Bewegung, daß sie des Liedes Melodie erfaßt und des Lied-Textes sich wohl bewußt war.

„Das sind starke Menschen, froh und stark! Ihrer Hände Arbeit ist ihres Herzens Hoffnung," dachte sich Gertrud.

Und während sie noch zurücksah nach dem Wünscheziel dieser jungen Leute — dem Hause neben dem Birkicht, das wie eine verglimmende Flamme immer kleiner und kleiner auf einen roten Punkt zusammenschrumpfte, rief der Postillon durch Vorderfenster herein: „Aufgepaßt, Fräulein! Das gelobte Land kommt in Sicht!

Sehen Sie dort den roten spitzen Kirchturm in der Ebene?

Das ist die Pfarrkirche von Walddorf."

Er war zur Seite gerückt und Gertrud konnte durch das schmale Fenster in das Land schauen.

Die Hügelwellen des Goldachtales verflachten sich.

Ein weites Tal lag vor ihren Blicken.

Dunkelbraunes, schweres Ackerland. Weite Wiesen. — Mitten drinnen lag das Dorf, weithin zerstreut, behäbig wie ein Reichbegüteter inmitten der ihm Dienenden. Hinter dem Dorfe stand in Hügelhöhe der Fichtenwald wie eine schwarze Mauer.

Der ziegelrote Kirchturm mit schiefergrauem Dach ragte unfreundlich zwischen den Haus- und Scheunengiebeln mäßig empor.

„Neben der Kirche geduckt, zwischen zwei hohen Pappeln hindurch, können Sie jetzt ein schwarzes Dach sehen — zwei

Giebelfenſter — das iſt das Schulhaus," ſagte der Poſtillon zu Gertrud.

Sie ſah es — und ſah alles mit den ſcharfen Augen des Suchenden, des Prüfenden, der zum erſtenmal dem Antlitz eines Menſchen gegenüber ſteht, von dem er ſich verſprochen, daß er ihm Freund werden ſoll.

So offen, ſo ehrlich, wie das Auge in ſolchen Momenten das Erſchaute Dir in die Seele legt, — bei dem erſtmaligen Anblicke — ſo treu, ſo tief und weit ſieht dir das Auge ſelten wieder.

Und ſo ſah ſie das Dorf und das Land. —

Die Stätte ihrer künftigen Arbeit.

Der Wind ſchob eine blaue Haufenwolke träge in mäßiger Höhe dahin . . . Ein grauer Schatten ſchleifte wie ein kaum merklicher Schleier über Land und Dorf — ſchläfrig.

Sie fühlte ein leiſes Fröſteln.

Es war Abend geworden.

Ein ſcheuer Seufzer huſchte von der Seele an die Lippen — über zwei blaſſe Mädchenlippen.

„Feigling!" ſagte Gertrud Baumgarten haſtig und mit vorwurfsvollen Blicken in ſich hinein.

Dann ſprang ſie friſch vom Poſtwagen, als er vor dem Dorfwirte ſtille ſtand.

Der Lehrer erwartete ſie.

Sie ſchüttelte ihm die Hand und lächelte. — —

Sommerwarme Sonne über dem verſchneiten Blumengarten.

Ein Freund.

Am andern Tage — es war ein Sonntag — nach dem Gottesdienste machte Gertrud Baumgarten dem Pfarrer ihren Amtsantrittsbesuch.

Als sie in den Pfarrhof eintrat, kam ihr die Haushälterin wie zufällig entgegen.

„So, so, Sie sind gewiß das neue Fräulein —! Ich denke mirs wenigstens."

Der Präsidialton, in dem sich Gertrud diese Worte entgegenschwangen, ließ keinen Zweifel mehr, wer in diesem Hause Generalfeldmarschall war.

Gertrud merkte, wie zwei Augen mit der Schärfe einer lauernden Katze an ihr entlang glitten, von der Fußsohle bis zum Scheitel — und das nicht etwa in Hast . . . nein, mit der Ungeniertheit einer bissigen Herrin, die ein Dienstmädchen mit Muße von oben bis unten abguckt.

Die Prüfung mußte nicht ganz zur Unzufriedenheit verlaufen sein, denn nun sagte die Hoheit des Pfarrhofes in einem milderen Tone, der fast einen Schimmer von Freundlichkeit in sich trug: „Wir haben Sie eigentlich schon gestern erwartet —, Fräulein!"

Das „Wir" klang noch hart und kantig — dem Schlußwort „Fräulein" dagegen war ein gewisser kollegialer Wohlklang nicht abzusprechen.

„Es war mir unmöglich," erwiderte Gertrud, ich hatte die Hände voll zu tun, um mein neues Heim ein bischen wohnlich zu gestalten."

„Das glaube ich Ihnen," sagte die Herrin des Hauses und setzte mit unverschleiertem Spotte hinzu: „Sonst hatten die Fräuleins wenig einzurichten, da sie gewöhnlich nur einen Koffer als einzige Aussteuer mitbrachten."

Dieſe Frechheit ärgerte Gertrud und ſie entgegnete mit abſichtlicher Schärfe: „Ich aber habe noch eine Kiſte mit Büchern mitgebracht; denn geiſtiger Beſitz iſt ja auch eine Ausſteuer; und unter gebildeten Menſchen ſagt man ſogar — die vornehmſte.“

„Ihre Mutter iſt ja eine Studentenfrau und die Witwe eines Kunſtmalers; ich begreife daher die Fülle Ihres Beſitzes; denn bei den Künſtlersleuten iſt ja der Reichtum zuhauſe,“ ſetzte die Pfarrersköchin mit einer geradezu ſchamloſen Geringſchätzung in Ton und Gebärde hinzu. —

„Woher wiſſen Sie denn dies alles?“ unterbrach ſie Gertrud mit verhaltener Wut . . .

Nun wollte die Haushälterin ſich das Mäntelchen der Bildung umwerfen — und ſie ſagte deshalb in reinſtem Schriftdeutſch: . . . „Die Fauna ſagt es!“

Das Wort betonte ſie mit Würde und Anſtand. — „So, ſo, die Fauna ſagt Ihnen das alles? Ja, ja,“ ſetzte Gertrud lächelnd hinzu, „dann finde ich es ſchon begreiflich; ich glaubte anfangs, Sie wollten wohl ſagen „die Fama“ denn „Fauna“ heißt ja auf deutſch: Tierwelt . . .“ Damit wandte ſie ſtolzen Schrittes dem Pfarrhof-Generalfeldmarſchall den Rücken und ſchritt die Treppe hinauf zum Wohnzimmer des Pfarrers.

Unten aber im weiten Flötze, mit weißen Sollenhofer-ſteinplatten belegt, ſtand die Köchin — und kochte Wut, Gift und Galle.

„Fauna heißt auf deutſch die Tierwelt — Fama wollte ich ſagen!“ geiferte ſie vor ſich hin. — Ein Blick tötlichen Haſſes ſchoß der Hilfslehrerin nach.

So hatte Gertrud Baumgarten ſich einen Feind geſchaffen.

Gertrud klopfte an der Türe zum Wohnzimmer des Pfarrers.

Niemand antwortete.

Sie klopfte zum zweiten Male.

Da hörte ſie eine ſchnarrende Stimme „herein!“ rufen.

Als sie in das Zimmer eingetreten, stand sie einer Wolke von Tabaksrauch gegenüber.

Vorne am Fenster, wo der Tabaksqualm am dichtesten lagerte, sah sie in Umrissen den Pfarrer sitzen.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer!"

„Was gibt es?" schnarrte sie die Stimme des Pfarrers an, ohne sich nach ihr umzusehen.

„Ich erlaube mir, mich Ihnen als die neue Hilfslehrerin vorzustellen. —"

„So! — ich bin der Pfarrer Bieger."

Ein klein bischen freundlicher klang die Stimme.

Dann Pause.

Er saß immer noch mit dem Rücken gegen sie.

Eben wollte Gertrud das Schweigen unterbrechen, indem sie wieder begann: „Ich erlaube mir . . . "

Da wandte er sich mit einem jähen Ruck halb zu ihr zurück und sagte: „Warum bleiben Sie denn da hinten stehen? — Gehen Sie nur zu mir heran!"

Gertrud trat näher zum Schreibtisch des Pfarrers.

„Sie haben heute in der Kirche gesungen . . . ?"

„Ja, Herr Pfarrer —."

„Sie haben eine kraftvolle und sehr wohllautend klingende Stimme . . ."

„Ich . . . " Gertrud wollte eben dieses Lob abwehren aber der Pfarrer Bieger fuhr fort:

„Sie haben vortrefflich gesungen! — Jawohl vortrefflich! — Das Benediktus war großartig! — Da war Seele drin! — Ich habe die Messe schon öfters gehört . . . aber noch nie so! Nun freut sie mich erst — Sie haben aus der Sache etwas gemacht! . . . . "

Nun hatte die Stimme des Pfarrers nichts Rauhes mehr. —

„Die Messe ist aber auch eine prächtige Komposition . ." wandte die Hilfslehrerin ein.

„So? —" Das klang rauh und hart, wie ein abwehrender Stoß.

„Ich habe die Messe schon im Seminar gesungen," fuhr Gertrud fort . . . „Die Bieger-Messen waren uns Semina-

ristinnen stets ein Vergnügen . . ., unser Lehrer für Musik sagte zu uns — wenn es sich um das Einüben einer Bieger-Messe handelte: Seminaristinnen, die Stimmen scheuern! Es gilt eine Feiertagsarbeit!"

Mit einem Ruck wandte sich der Pfarrer voll nach der Sprecherin um; ein blendendes Leuchten schoß aus seinen grauen Augen und flog in ihre.

Sie errötete, ohne sich über die Ursache ganz klar zu sein.

„Das Schmeicheln habe ich nicht gerne!"

Der schnarrende, barsche Ton machte sich in des Pfarrers Stimme wieder bemerkbar . . . .

„Herr Pfarrer . . ." —

„Die Messe ist von mir!" unterbrach er sie. — —

Der Pfarrer in Walddorf, ihr Pfarrer, dieser kleine unscheinbare Mann mit der Stimme eines drillenden Unterleutnants — dieser Mann, die Pfeife voll Flößertabak träg im Mundwinkel hängend, dieser Mann — war der Komponist der berühmten Bieger-Messen —?

Und sie stand vor ihm und wußte es nicht; der Lehrer hatte mit keinem Worte etwas davon erwähnt — —! Das ärgerte sie.

Der Pfarrer merkte die Verwirrung, die seine Worte angerichtet hatten; er sagte nun mit von Wohlwollen getragenem Tone: „Alles Gute soll belohnt werden! Warten Sie!" —

Er ergriff einen Gehstock und erhob sich mit Hilfe desselben. Mit seinen gichtsteifen Beinen humpelte er zu einem gewaltigen Büchergestell und riß den grünen Vorhang zurück.

Nun war das Erstaunen neuerdings auf Seiten Gertruds.

Während der Pfarrer in einem Haufen von Musikalien umhersuchte, konnte sie die Fülle der Bücher überschauen, die hier aufgestapelt waren. Sie las kunterbunt die Namen ab: Die Bibel — von Dorée illustriert, Homer, Goethe, Berthold Auerbach, Schiller, Lessing, Geibel, Annette Droste-Hülshoff, Virgilius, Grillparzer, Tennyson, Byron, Shakespeare, Milton, Gerhard Hauptmann, Richard Wag-

ner, Gogol, Tolstoi, Dante, Darwin und viele, viele andere; Reisebücher, Atlanten, Geschichts- und Lexika-Werke. Was sie aber am meisten überraschte, das waren fünf Buchstaben, welche mit Goldglanz, kecker fast als jede andere Aufschrift aus der bunten Masse von Büchern heraus blinzelten, wie mit zusammengekniffenen, spöttischen Augen — und diese fünf Buchstaben gaben das Wort: Heine. Sie wußte aus der Literaturgeschichte, daß Heinrich Heines Werke für gewöhnlich nicht zum Repertoirebestand einer Pfarrhofbibliothek zählen. — Blinzelten sie deshalb so höhnisch heraus, die fünf Goldbuchstaben, als blinzelte aus ihnen Heinrich Heines Spott auf Schulweisheit und altererbte Tugenden?

Über dem mächtigen Büchergestell hing Richard Wagners Bildnis in Hochrelief und grünlich-kupferner Metallpressung.

Ein Kranz von frischen Eichenblättern umrahmte das Relief.

So frischer Festesschmuck?

Aber der Hauskult kennt manchen Festtag und manche Geistesfeier, die nicht im Kalender aufgezeichnet steht und durch Gesetz und Verordnung geboten sind. Neben dem Büchergestell stand ein prächtiger Bechsteinflügel geöffnet. Auf dem Pulte lag der Klavierauszug zu den Meistersingern.

Da wandte sich der Pfarrer mit jähem Rucke nach Gertrud um und die Richtung ihrer Blicke ablesend, sagte er: „Sie haben eine herrliche Stimme; ich werde Sie und den Lehrer öfters zu mir bitten. Dann werden wir manches lebendig machen, was da drinnen schläft —“ er zeigte nach dem Musikalienfach.

„Und hier . . . Sie haben sie schöner gesungen, als ich sie mir gedacht habe — hier ist die Lukas-Messe . . . aber warten Sie! —“

Er nahm die Messe nochmals zurück und schrieb mit kleiner, zierlicher Schrift darauf:

„Der Hilfslehrerin Gertrud Baumgarten zugeeignet als Dank für treffliche Aufführung — vom Verfasser, Pfarrer Bieger.

Walddorf im Oktober . . . . . "

„Das geſchriebene Wort iſt von längerer Dauer als das geſprochene. Und es ſchadet nicht, wenn man da und dort im Leben einmal erinnert wird, daß ein ſchönes Können uns Freunde geworben hat — vor langer Zeit. Sie ſind ja noch ſehr jung und mir guckt die Ewigkeit ſchon ſehr zutraulich über die Schulter."

Soviel Freundlichkeit machte Gertrud verlegen. Sie konnte den Dank nicht ausſprechen, den ſie fühlte.

Sie ſagte nur: „Ich werde das nie vergeſſen! Ich will das Beſte."

Als ſie ſich zum Gehen wandte, fiel ihr Blick auf eine überlebensgroße Chriſtus-Büſte aus weißem Marmor von idealer Schönheit und Erhabenheit.

Da öffnete ſich die Türe faſt lautlos und der Kopf der Haushälterin kam zum Vorſchein.

„Es ſind die beſtellten Brautleute da," ſagte ſie — „ſie warten ohnehin ſchon fünf Minuten!"

Ihre Blicke hatten die Freude in der Hilfslehrerin Antlitz erſchaut. Das erſtickte ihr die Stimme. —

Als Gertrud dem Lehrer das Geſchenk des Pfarrers zeigte und mit begeiſterten Worten das Geſchaute wiedergab, meinte dieſer: „Ich habe Ihnen abſichtlich vorher nichts geſagt. Was man ſelber findet, erweckt doppeltes Intereſſe. Nun freut es mich, daß Sie beide ſo raſch einander näher gekommen ſind. Daß ich hier ſo feſtgewurzelt bin — der Pfarrer Bieger iſt mit Urſache. Er iſt ein Edelmenſch."

Fridolins Tagebuch.

Es waren einige Wochen vergangen.

Der Dienst und die neuen Verhältnisse hatten Gertruds Sinnen und Denken vollständig beansprucht.

Da kam eines Tages ein Packet aus München — von Fridolin Ambach.

Es enthielt sein Tagebuch und einen Brief.

Das brachte Sturm in Gertruds stille Behausung. Mit fliegenden Augen durcheilte sie Brief und Tagebuch:

„Ein Spiegel meiner Seele — ein Teil meines Ichs. —

Ein Freund in Deiner Einsamkeit, der mit Dir plaudern soll, der an Deiner Seite stehen will, wenn Du Dich einsam glaubst — und leise sagt und lieb: Du und ich? — Wir beide!

Der Deine Seele lachen sehen will, wenn Dich der Glaube durchgeht mit windweiten, taghellen Schwingen ... Wie das Sagen und Raunen im Saalweidengrund, wenn in Millionen die Blütenkätzchen schaukeln und stäuben. —

Du und ich! — Wir beide!"

Und als sie so Blatt für Blatt, Seite für Seite, Notiz für Notiz durchlas, da war es ihr, als würde manche wonnige Stunde ihres vergangenen Lebens wieder lebendig und flatterte auf in ihr wie herbstgoldiges Laub, das ein Wirbelwind vom Boden wieder hoch in die Lüfte führt.

Wie viele Gedanken fand sie, die auch sie gedacht, wenn sie auch die Worte hiefür nicht gefunden und gesucht hatte.

Die letzte Seite des Tagebuches las sie mit pochendem Herzen:

Und welkt der Sinn auch sacht und leis manch frommer Glauben,
Und hat mich Kampf und Not oft müd gemacht —
Was auch verging, das eine kann mir niemand rauben,
Was stille Stunde mir als Glück gebracht:
Es hat doch eine Zeit gegeben und die vergeß ich nie! —
Wie schön, wie schön war sie!"

Sie las es wieder und wieder, sann und dachte und grübelte — da übermannte sie eine tiefe Wehmut: Das Tagebuch hat er dir geschickt — er will es los sein — er will nicht länger mit dieser Zwitterseele leben —.

Ein Denkmal schöner, heiliger Stunden!
Ein Vermächtnis! —

Da war es ihr, als wenn sie aus einem lieben Traume erwachte, klar und nüchtern schaute und die Wahrheit sah: Daß sie verlassen war!

In solchen Augenblicken äugt die Seele mit der Schärfe eines raubsichernden Adlers:

Sie sah wieder jenen Nachmittag vor sich, an welchem sie Irmingard German die letzte Klavierstunde gegeben hatte, jene Augenblicke, in welchen das stolze, eitle Mädchen sie von sich stieß — sah sie mit den Einzelheiten einer jeden Sekunde vor sich — wieder hörte sie das Knistern von Irmingards seidenem Reformkleide wie mit tausend Nadeln sich an die Sinne langen, wieder fühlte sie die Duftatmosphäre, die dieses eitle Mädchen umwogte und sah ihre glanzlosen, harten Augen nach ihr starren. So schaut nur todverlangender Haß, dem unabsehbarer Neid entquillt. —

Und jene Stunde im Hofgarten stand wieder auf und trat vor Gertruds Gedächtnis — jene Stunde, in der ihr durch Antonie die Aufklärung wurde.

Sie griff nach Fridolins Brief und las nochmals die letzten Worte:

„Nach Landshut komme ich nur, wenn ich kommen muß."
Muß!

Sie verstand! —

Da schoß auch in Gertruds Seele Haß und Neid auf — turmhoch und meilenweit wie sturmgeschürzte Wellen.

„Irmingard!" Wie ein Schrei durchgellte dieses Wort ihre Seele! Irmingard! Die Rivalin! Die Siegerin! — Und ihre Macht? — Das Geld ihrer Eltern!

Da sprang Gertrud jäh auf.

Der Unwille hob ihr das Haupt hoch, Unwille und Stolz.

„Schmarotzerin!" sagte sie leise vor sich hin! „Händlerin — Du kannst Dir diesen Mann und seinen Leib mit dem Gelde deiner Eltern erkaufen — —!

Seine Seele gehört mir!"

Und der Stolz sagte zur Kraft in ihr:

„Geh an die Arbeit!"

Und Gertrud ging an ihres Tages Werk. Ein schwaches Lächeln zuckte in ihrer Mädchenlippen roten Winkeln.

Siegerin? —

Und oft noch — an stillen Abenden, wenn sie allein auf dem Zimmer saß und der Frostwind im Föhrenwalde hallte, wie ein leiser, tausendstimmiger Grabgesang in einem hohen Dome — oder an hellen Tagen, an denen plötzlich ein warmes, hastiges Aufatmen durch den Apfelgarten ging — schwer — tief — lange, als wollte die Natur sich losringen von Winterstarre zu Frühlingsweben — riß sie das kleine Fenster auf und ließ Wangen, Augen und Haar sich kosen.

Träume. —

Dann las sie wieder in dem Tagebuche, küßte die Schriftzüge, die Fridels Hand geschrieben — und ihr Auge belebte die Zeichnungen, die er kunterbunt da und dort mancher Seite eingefügt hatte. —

Ludwig Richters Zeichnungen zu dem Liede:

„Ach, wie ists möglich dann,
Daß ich dich lassen kann!"

Fein, rein, klein — man sah die Seele unter jedem Bleistiftstriche leuchten — eine liebe Seele. — — —

Wer sucht nicht oft und gerne die Stätte auf, die sein Liebling geweiht, auf der ihm Hoffen und Glauben und Lieben — und Sehnen erblüht — wer sucht nicht oft die Stätte auf, um dort zu denken, zu sinnen, zu lieben? — —

Es war einmal! — — —

Schneehell steht der Tag und weit vor dem kleinen Fenster. — — —

* * *

Es kam wohl da und dort noch eine Karte von Fridolin Ambach, dann blieb auch diese aus.

Von der Mutter erfuhr Gertrud, daß Fridel nun ganz im Banne der Germans war. Gleichzeitig lag dieser Mitteilung ein Brief und die Photographie des Franziskaners bei.

„Eine Überraschung!

Ich habe meine Absicht Franziskaner zu werden, aufgegeben, hieß es in dem Briefe. Pater Quardian und Pater Provinzial machten mir keine Schwierigkeiten, da ich Weltgeistlicher werden will.

Seit Beginn des Semesters bin ich in das Julianeum in Würzburg aufgenommen. Beiliegende zweite Photographie bitte ich an Fräulein Gertrud übermitteln zu wollen, deren Aufenthalt mir unbekannt ist. Ich will von denen nicht vergessen sein, die ich achte!"

Wie freute sich Gertrud dieser offenen und ehrlichen Zuneigung.

„Wir haben uns immer als Kameraden gefühlt, als Kameraden der Arbeit —" sagte sie vor sich, während sie aus seinem Bilde die Erinnerungen abzulesen suchte. Aber wie fremd sah dieses Bild auf sie!

Das war nicht mehr der Württemberger Dörrobsthändlerssohn, der seine getrockneten Mergentheimer Äpfel- und Birnenscheiben abends mit still andächtigem Kauen unter dem schützenden Dunkel der Bettdecke verzehrte, um von dem kostbaren heimatlichen Schatz nicht an die Zimmergenossen den

üblichen Tribut zahlen zu müssen; das war nicht mehr der Schüler Alois Öhling, der immer gesenkten Hauptes einhertrabte und selbst beim notwendigen Gruße nur flüchtig aufsah, als fürchtete er stets, es möchte durch seiner Augen Pforten zuviel grelles und zerstreuendes Licht des Tages in seine stille, wonnige, üppig wuchernde Welt des Schülerwissens — störend hineinfallen! —

Was aus dem neuen Bilde des Franziskaners nach Gertrud sah, das war ein völlig anderer Mensch, ein neuer Mensch! —

Das Haupt hoch gehalten, das hellbraune Haar in straffem Scheitel geschnitten mit peinlicher Akkuratesse wie ein Corpsstudent! — — Wohl lag in den grau-blauen Schwabenaugen noch der klare, helle Glanz, der bis auf den Grund der Seele schauen ließ — die scharfe Brille blink und blank saß noch davor auf leicht gewölbter Nase. — Doch nicht mehr scheu und flüchtig, sondern weit offen sah jetzt das Auge suchend in die Welt — und über den leicht geschwungenen, schmalen Augenbrauen saß, tiefgerissen, scharf und kantig, wie ein Eckstein eine Falte — ein Auslugposten des Gehirns — das, Feinde suchend, mit voller Waffenmacht im Felde stand.

Ein hoher, weißer, steifer Kragen hob ihm das Kinn nach vorne, als wärs zum Trotz — und über den schmalen Schultern lag malerisch in Togawurf der Julianen blauer Mantel. —

Wie anders als vor einem Jahr, da Alois Öhling auch an den strengsten Wintertagen stets ohne Mantel ging — weil er keinen hatte. „Weise ist der Mensch, der wenig Bedürfnisse hat. Wer viel Bedürfnisse hat, hat viele Sorgen." Und die grauen Schwabenaugen sahen stets mit Mitleid und Geringschätzung nach dem Bräuer, der selbst an lauen Wintertagen in Pelz gehüllt — von echtem Nerz — gemessenen Schrittes und in eitler Steife des Weges wandelte — und der beim Anblick des Franziskaners jedesmal sagte: „Mein Sohn und Sohn des heiligen Franziskus — ich habe Sorge um Dich, daß Dir am Wege einmal noch könnte Deine Seele eingefrieren!" — Dann war von des Franziskaners

Munde nur das eine Wort geflogen: „Sparta! — Verzogener Römerbube!“ — — —

Und jetzt? Welch gewaltiger Kampf mag sich während der letzten Monate vom Absolutorium bis zum Eintritt in das Julius-Klerikalseminar in Würzburg in des Franziskaners Seele abgewickelt haben, daß er solchen Umsturz und eine völlige Neugestaltung der Dinge nach sich gezogen hatte!

Welch gewaltiger Kampf und welcher Sieg!

Sieg! —

So hat die Welt mit Sturm an dieses scheue Haupt gegriffen. — — —

Im Kampfe wird ein neuer Mensch!

Ein besserer Mensch!

So sehr Gertrud von Anbeginn an den Franziskaner achtete — ob seines reichen Innenbesitzes — so sehr hatte es ihr stets mißfallen, daß der Schwabenjunge so wenig auf den äußeren Menschen gab, gebückt einherschlich, die Augen nur scheu hob — so wenig Mannesjugend und trotzende Kraft verriet. Und ganz geheim und flüchtig wie ein Leuchten in den Wolken sahen ihre Mädchenaugen nach ihm — und sahen in sich und sahen's wie Feuerröte huschen: Dich könnt' ich achten wohl und ehren — doch lieben nie!

Und jetzt?

Ein leuchtendes Beispiel stand da vor ihr in dem neuen Bilde des Franziskaners! — Und sie sah die Falte über dem Auge — den Zweifel und die Kraft verratend — und sah die Treue in den hellen Augen, sah das Lächeln — das Lächeln des Siegers: Stolz und Freude!

„So will auch ich mit Lächeln im Auge vorwärts gehen!

Was du mir sagst, mein treuer Freund: dein Lob soll mir ein Wahlspruch sein: Ich will nie von dem vergessen sein, den ich achte!

Vorwärts!“

Dem Schwächling ist des Nachbars Erfolg nur ein Futter für den Neid; dem Starken jedoch ein Ansporn und die Gewähr, daß Mühen und Gelingen sich die Hände in einander zwängen lassen — zum lachenden Erfolg.

Da stand sie auf und fühlte wie die Kraft ihr in wonniger Fülle in jedem Gliede ihres jungen Leibes stand — und hob die Schultern hoch, die breiten Schultern, daß ihre jungen vollen Brüste das Kleid strafften.

Der Besuch.

Am folgenden Tage — es war Zehnuhrpause — als sie im Schulzimmer am Fenster stand und dem tollen Schneetreiben zusah, fuhr ein Schlitten die Staatsstraße von Landshut nach Walddorf.

In Pelze, weite Mäntel und Plüschdecken gehüllt — saßen drei Mädchengestalten im Schlitten aneinandergeschmiegt — Hedwig German, Olga von Thüngen und Gretchen Mai.

Hei, wie das klingelte und dahin flog!

Die lachenden Laute riß der Schneewind von den geschwätzigen Mädchenlippen — eine willkommene Beute!

„Wir werden Fräulein Gertrud überraschen."

„Das glaube ich auch; daß wir heute kommen — bei einem solchen Schneegestöber — daran denkt sie gewiß nicht!"

„Wir fahren direkt zum Schulhaus."

„Jawohl, dann kann uns vorher niemand verraten. Kutscher, wir steigen in Walddorf direkt beim Schulhaus ab."

„Gnädiges Fräulein," sagte der Kutscher „soll geschehen!"

„Wir lassen uns im Schulhause auch gar nicht anmelden."

„Wir treten sofort in das Schulzimmer."

„Mit Mantel und Kapuze, wie wir dasitzen."

„Bis um elf Uhr ist Unterricht."

„Kutscher, wieviel ist es eben?" klangen ihm drei Mädchenstimmen wie ein melodischer Dreiklang in sein haariges Ohr.

„Gnädige Fräulein, für einen so glücklichen Menschen wie ich es heute bin, gibt es eigentlich keine Zeit — aber als wir vorhin an der Bachmühle vorbeifuhren, war es knapp zehn Uhr. In einer halben Stunde sind wir in Walddorf."

„Ich bin wirklich furchtbar neugierig, wie so eine Dorfschule aussieht."

„Ich auch!"

„Ich auch!"

„Mir überlaßt Ihr die Rolle eines Inspektors —."

„Gut!"

„Gut!"

„Da sollt Ihr einmal sehen, wie ich prüfen kann —" lachte Hedwig German.

Nun bog der Schlitten rechts ab ins Dorf.

„Ist das die Hauptstraße, Kutscher?"

„Gnä' Fräulein, das ist die Kurpromenade für die Ochsen, Kühe, Kälber, Schafe und Schweine, und was sonst an Getier in diesem Badeorte weilt."

„Diese wenigen Häuser!"

„Keine Läden!"

„Keine Auslagen!"

„Kein Trottoir!"

Keine Menschenseele auf dem Wege! Da muß es ja entsetzlich sein!

O, ich würde sterben, wenn ich hier sein müßte" — sagte Olga von Thüngen — hielt die Lorgnette vor die Augen, kniff sie zusammen und sah verächtlich nach Städeln und Häusern.

Ein Gefühl von Entsetzen durchfröstelte ihre von Überkultur verwöhnte Seele.

Da hielt der Schlitten vor dem Schulhause.

Die drei Fräulein schlüpften aus der Pelzdecke und Umhüllung und traten ins Vorhaus.

„Du suchst wohl einen Entreespiegel?" sagte Gretchen Mai, als sie die enttäuschten Blicke der Freundin Olga umherirren sah.

„Wo ist das Schulzimmer der Fräulein Gertrud Baumgarten?“ fragte Hedwig German mit würdevollem Ernst das Dienstmädchen des Lehrers.

„Eine Treppe hoch.“

„Um Gotteswillen, schürzt die Röcke — auf jeder Stufe hocken ein Dutzend Schneewasserlaken,“ rief Olga leise, rümpfte verächtlich die Nase und machte Kreuz- und Quertritte die Treppe hinauf.

Da standen vor ihren Blicken — „heilige Mutter Gottes vom Brünnel!“ rief Gretchen Mai — und sie tat unwillkürlich einen Schritt rückwärts — da standen links und rechts vor der Schulzimmertüre den Gang entlang in schnurgerader Reihe — steif, starr und wesenlos wie eine für den Parademarsch gedrillte Truppe — fünfzig und mehr Paar Holzschuhe.

Hinter jedem Paar — wie vorschriftsmäßig — eine Wasserlake vom abgetauten Schnee.

Olga von Thüngen hob die Lorgnette vor die Augen, — und sah die lange Reihe auf und ab!

Auch Gretchen Mai hob die Lorgnette und kniff die Augen geringschätzig zusammen.

Die beiden Spezialfreundinnen neigten die duftenden Häupter zusammen — sahen sich verständnisinnig an und sagten vertraulich: „Entsetzlich!“

Der inspektoriale Übermut von Hedwig German war bei diesem derben Anblick von Sommerwärmehöhe auf Frühjahrstemperatur herabgesunken, und Gretchen Mai, die immer ein übermütiges Wort im Vorrat hatte — sagte in gepreßtem Tone:

„So hölzern habt Ihr Euch das wohl nicht vorgestellt?“

Aus den Höhlungen der sechzig Paar Holzschuhe sah etwas hervor — höhnisch — und sah nach den sechs erschrockenen Augen der Stadtfräulein — eine Ahnung sah hervor.

Eine nackte Ahnung! —

Aber Hedwig German war schon wieder gefaßt, trat vor, klopfte fest an die Schulzimmertüre und öffnete.

Sie traten ein.

Die Hilfslehrerin Gertrud Baumgarten ſtand eben vor der Abteilung Knaben und ſprach auf dieſe ein. — — —

„Fräulein Hedwig, Sie! Fräulein Olga und Gretchen!“

„Wir löſen unſer Verſprechen ein, und überraſchen Sie mit einem Beſuch!“

Man drückte ſich die Hände, man lachte unbändig zu jedem Spaßworte und drechſelte Höflichkeitsſchmeicheleien.

Und dann —? Dann! — Die nackte Ahnung von vorhin war kein Trugbild. — Das Schulzimmer hatte keinen Kleiderraum. Aus den ſchneenaſſen Überkleidern der Schüler ſtieg ſeit zwei Stunden unabläſſig Waſſerdampf und lagerte im überwärmten Schulzimmer wie ein träger, grauer Nebel und manch herbes Gerüchlein durchkroch ihn.

Noch war das formelle Begrüßungslachen nicht ganz verhallt, da hatten die ſechs Augen und drei Näslein der Stadtfräulein dieſe Atmoſphäre entdeckt.

Die ſteife Olga von Thüngen ſchnappte mit dem Munde wie ein Fiſch außer Waſſer, verdrehte die Augen wie in Atemnot, zog den Pelzkragen von echtem Skungs enger um Hals und Wangen wie zur Abwehr, riß das nach Heliotrop duftende Spitzentaſchentuch aus der Rocktaſche, daß die ſeidenen Unterröcke von der Heftigkeit der Bewegung kniſterten, wie welkes ſtarres Laub im Sturmhauche — preßte das Tüchlein vor die Naſe — und tat einen tiefen, erlöſenden Atemzug — und zu gleicher Zeit warf ſie ihrer Freundin Gretchen Mai einen Blick tiefen Abſcheu's zu und flüſterte unter dem Schutze des Spitzentaſchentüchleins —: „Entſetzlich — Da iſt es ja entſetzlich! Eine ſolche Stinkluft! Ich halte es keine Minute aus!“

Ein flüchtiges Zucken mit den Augenwimpern bekundete der Freundin volle Zuſtimmung.

Da aber eben eine Geſprächspauſe zu entſtehen drohte, beſeitigte Fräulein Gretchen Mai dieſe Gefahr mit der Gewandtheit einer Geſellſchaftsdame, indem ſie mit gut geſpieltem Lächeln zur Hilfslehrerin ſagte:

„Es iſt ja reizend bei Ihnen!“

Eine jähe Röte übergoß der Hilfslehrerin Antlitz, als ſie dieſe blöde Heuchelei hörte.

Dann aber sagte sie: „Bei Schnee- und Regenwetter wird es immer sehr dunstig im Schulzimmer. Wir haben keine eigene Garderobe. Es muß im Schulzimmer stark geheizt werden, sonst trocknen die Kleider der Kinder nicht und sie müßten mit nassen Gewändern nachmittags den Heimweg antreten. Manches der Kinder hat eine halbe Stunde, einige haben eine Stunde weit ungebahnte Wege zu gehen."

„Eine Stunde weit — ungebahnte Wege! —
Das ist ja entsetzlich!"

„Wie können aber die Eltern so gewissenlos sein und ihre Kinder so weite Wege allein zurücklegen lassen?" sagte Olga von Thüngen.

„Gewissenlos ist das nicht von Eltern," wehrte Gertrud ab — „denn die Eltern, meistens Holzhauer oder Taglöhner, haben keine Zeit ihre Kinder in die Schule zu führen, sie müssen ja arbeiten, um Brot zu verdienen!"

„Das ist ja entsetzlich!" sagte Olga von Thüngen und Gretchen Mai wie in einem Tone.

„Dafür," — fuhr Gertrud fort — „dafür bin ich an solchen Tagen, an welchen die Kinder unter der Unbill des Wetters zu leiden haben, — um so freundlicher; an solchen Tagen bin ich immer gut gestimmt! Muß ich mir doch sagen, daß ein sechs-, sieben- oder achtjähriges Kind, welches bei Schneegestöber und Winterkälte, bei Regen und stürmischem Wetter einen stundenweiten Weg durchstapft hat — in Erfüllung einer ihm eingeschärften Pflicht, daß so ein Kind ja bereits dadurch allein eine ganz achtenswerte Tat vollbracht hat. Eine Tat, die um so mehr liebevolle Anerkennung verdient, wenn man bedenkt, daß solche Kinder für die lange Zeit von halb 7 Uhr morgens bis nachmittags 3 oder vier Uhr nichts zum Essen bei sich haben, als ein Stück Brot. —"

„Ein einziges Stück Brot?" riefen die drei Stadtfräulein.

„Das ist ja entsetzlich!"

„Nun ist es ja besser geworden," fuhr Gertrud fort, „da durch vereintes Bemühen des Lehrers und Pfarrers und auch meiner Wenigkeit eine Suppenanstalt geschaffen wurde.

Die Kinder, welche eingeschult sind — also über Mittag nicht nachhause gehen können, da der Weg zu weit wäre, bekommen während der Mittagspause eine warme Suppe und sogar etwas Fleisch dazu.

Die Bemittelten zahlen hierfür zehn Pfennige pro Mahlzeit; für die Armen zahlt die Schulkasse. Allerdings habe ich damit zum Teil meine freie Mittagspause eingebüßt, da ich abwechselnd mit dem Lehrer die Aufsicht führe. Und Erholung ist so ein Aufsichtsdienst nicht; denn manche Kinder können nicht einmal anständig essen, benehmen sich unartig und unreinlich.

Es gibt also ständig zu tun."

„Und das müssen a u ch Sie besorgen?" fragte Gretchen Mai.

„Gewiß, und manchmal ist es eine widerliche Arbeit. Aber man erzielt ja Besserung."

„Das ist ja entsetzlich!" sagte Olga von Thüngen, „so etwas kann man einer Dienstmagd zumuten, nicht — — einer — — —"

„Ich würde mich auch schönstens bedanken dafür," stimmte Gretchen Mai im Tone herzlicher Entrüstung bei.

„Ach, ich fühle mich dabei durchaus nicht als Dienstmagd, sondern nur als Dienerin einer guten Sache. Hätten Sie, wie ich, beobachten können, mit welcher Gier, mit welcher Lust die Kinder am ersten kalten Tage ihre warme Suppe auslöffelten, und mit welch dankbaren Blicken sie mich hernach ansahen, so wäre in Ihnen sicher auch ein Gefühl erstanden, wie es lohnender im Menschen nicht erstehen kann, das Gefühl: es ist etwas Gutes geschehen! — Und Wohltaten zu spenden und hilfreich zu sein, dazu steht kein Mensch zu hoch."

„Diese Unmasse von Kindern!" sagte Gretchen Mai — und aller Augen sahen über die Kinderschar hin! Und Knaben und Mädchen!"

„Ich glaubte, Sie hätten nur Mädchen zu unterrichten? Ist das in jeder Dorfschule so?"

Wohl in den meisten!"

„Bauernbuben mit Lederhosen! —"

„Wie das riecht!

Das muß ja gräßlich sein!" flüsterte Olga von Thüngen der Freundin zu! —

„Und alle Kinder sitzen in Strümpfen da! Die wenigsten haben Lederschuhe!"

Nur die Kinder der wohlhabenden Eltern haben Lederschuhe — alle anderen kommen in Holzschuhen zur Schule."

„Ach, diese haben ja nicht einmal gestrickte Socken an —" sagte Gretchen Mai — auf einen Knaben zeigend.

„Nur Tuchlappen um die Füße gewickelt — und diese vollständig durchnäßt! —

Sehen Sie nur!"

„Die ärmeren Kinder haben nur Socken und Strümpfe aus Leinenflecken zusammengenäht. Und da durch die offenen Holzschuhe der Schnee und Regen einfällt, so kommen sie oft mit völlig nassen und halb erfrorenen Füßen zur Schule. Mein Lehrer und ich haben deshalb den Plan gefaßt, für die Mehrzahl der Kinder Filzschuhe anzukaufen; die Kinder können dann die Wintermonate hindurch während der Schulzeit ihre nassen und erkälteten Füße in warmen Wollschuhen wieder erwärmen.

Da der Pfarrer zu diesem Zwecke bereits einen Betrag gespendet hat und die Gemeinde sich geneigt zeigt, die weiteren Kosten zu tragen, so hoffen wir, schon in allernächster Zeit diesen Plan verwirklichen zu können.

„Die Filzschuhe" — wandte sich Gertrud nun an die Kinder — „sind bereits bestellt; ich glaube, daß sie vielleicht schon morgen eintreffen. Vom Montag ab kann dann jedes Kind während der Schulzeit die Füße in die warmen Schuhe stecken. Es mag dann noch so kalt sein, der Schnee mag noch so tief liegen — ich weiß, Ihr kommt dann alle gerne zur Schule; denn in der Schule wird Euch nicht mehr frieren."

Eine freudige Bewegung ging durch die Kinderschar. Viele lachende Gesichter sahen nach der Hilfslehrerin. Diese nächstenliebenden Worte, in freundlichem Tone gesprochen, machten sichtlichen Eindruck auf die Stadtfräulein.

Hedwig German hing an Gertruds Arm und sagte: „Sie sind ja die reinste Samariterin und barmherzige Schwester! Aber das gefällt mir."

Die anderen schwiegen.

„Diese vielen, vielen Kinder!" Olga von Thüngen hob ihre Lorgnette mit Perlmuttergriff empor und sah mit zwinkernden Augen über achtundsiebzig Köpfe der Kinder.

„Wie bringen Sie es nur fertig, diese vielen Kinder zu unterrichten?"

„Und zugleich verschiedene Klassen."

„Ich kann mir das gar nicht vorstellen!"

„Während ich eine Klasse direkt unterrichte, gebe ich den anderen beiden Klassen eine Stillbeschäftigung; allerdings muß ich dann auch während ich unterrichte, die beiden nicht direkt beschäftigten Kurse beaufsichtigen, was die Arbeit sehr erschwert."

„Diese Kinder sind wohl auch mehr oder minder dumm?" meinte Gretchen Mai.

„Sie sehen einen so stumpf an und sitzen alle so schwer und unbehilflich da!"

„Das glaubte ich auch anfangs —" wandte Gertrud ein — „aber Stadtkinder sind ja wohl wortgewandter und da und dort sinnengeübter — das bringt eben das Stadtleben mit sich; aber gar bald sah ich ein, wie sehr das Äußere am Menschen trügen kann. Manches Stadtkind in Seide und Sammt gekleidet und mit gewandtem Benehmen gleicht außen wohl einer Oase — innen aber ist es Sandwüste. Hier — auf dem Lande ist es da und dort umgekehrt! Sehen Sie hier!"

Sie ging mit den Stadtfräulein zu einer der letzten Bänke auf der Knabenseite.

Da sahen sie einen Knaben in einer Kleidung aus Flecken zusammengemacht in der Bank duckend sitzen, die rötlichen Haare verwirrt und voll von Streu und Häckselstaub, aus den nassen, schmutzigen Strumpflappen sahen die bloßen Zehen, am offenen Hals ein schmieriges Hemd ohne Kragen. Nur in den schwarzen Augen lag ein Sonnenleuchten, als sie vertrauensselig zur Hilfslehrerin aufsahen. —

Olga von Thüngen und Gretchen Mai hoben gewohnheitsmäßig die Lorgnette und beäugten den armen Knaben. Sie warfen sich Blicke zu und flüsterten: „Entsetzlich!" Als sie nahe vor dem Knaben standen, roch es stark nach Ziegen.

Dieser durchdringende, widerliche Bockgeruch veranlaßte die Fräulein unwillkürlich einen Schritt rückwärts zu tun.

„Sehen Sie," sagte die Hilfslehrerin unauffällig — „dieser Knabe ist mein bester im Zeichnen; wenn ich den Kindern für die freie Zeit während der Mittagsstunde von 11—12 Uhr eine Zeichnung an die Schultafel vormache — dieser noch nicht neunjährige Knabe zeichnet alles fast fehlerfrei nach — mit einem Formensinn, mit einer Raschheit und Sicherheit, die vorzügliche Talente für das Zeichnen verraten.

Die par Bilderbücher und Geschichtenbücher für Kinder, die ich in meinem Privatbesitze habe, hat er alle — und schon wiederholt, gelesen, und ich habe mich durch Fragen von seinem vortrefflichen Gedächtnis überzeugt.

Ich habe fast nie eine Klage hinsichtlich seines Betragens und Fleißes. Er ist mein bester im Rechnen.

Die Schulstunden sind ihm Wonnestunden. Zuhause wartet ein unheimliches Elend auf ihn.

Der Vater ist Holzhauer — acht kleine Kinder — eine Schwester ist um zwei Jahre älter als er — alle anderen sind jünger.

Eine kleine Hütte, halb gemauert und halb Balkenwerk, am Waldhügel, eine Stunde von hier — ein einziges Zimmer darinnen — durch eine Bretterwand abgeteilt vom Ziegenstall. Er und die drei älteren Geschwister schlafen auf Strohsäcken bei den Geißen. — In der Frühe muß er längstens um 5 Uhr aufstehen; um halb 7 Uhr bekommen die älteren vier Kinder, die zur Schule gehen, einen Weitling Wassersuppe — an Feiertagen ist sie geschmalzen. —

Dann noch in den Schulranzen jedem ein Stück Brot, etwas speckig, weil Kartoffel darunter gebacken sind — das ist der Eßvorrat für Mittag. Bis die Kinder nachmittags nachhause kommen, wird es gut vier Uhr — und mehr, da der Weg zum Teil bergan führt. Abends eine Kartoffelsuppe

und ein Stück Brot. Die kleinen Hausaufgaben, die die Kinder bekommen, werden von dem Buben immer gewissenhaft gelernt oder schön geschrieben, obwohl er zuhause nur ein Kerzenlicht und im besten Falle ein Petroleumlämpchen zur Verfügung hat und die Wandbank als Tisch.

Trotz des weiten und unbequemen Weges, da er ja abseit gelegen und bei Schnee nie ausgeschaufelt ist, gehört es zu den Seltenheiten, daß der Knabe in der Schule abwesend ist. —

Seit ich das alles mit eigenen Augen gesehen, seit ich beobachten konnte, wie dieser Knabe mit seinen vortrefflichen Sinnen, seinen reichen Anlagen einen geradezu heldenmäßigen Kampf führt gegen die Übermacht der Armut, gegen Not und Elend — unverdrossen, jedweden Tag wieder anstürmt gegen diese seine Feinde, von der Glaubensseligkeit der Jugend durchleuchtet — anstürmt gegen sein Schicksal: das Schicksal des Armen, das wie eine Riesenmauer ihm im Wege steht — seit ich das geschaut, meine Lieben, seitdem ist ein Entschluß in mir aufgeschossen wie ein Rosenstamm mit hundert kraftgeschwellten Knospen!

Diesen vorzüglich — vielleicht genial veranlagten Knaben will ich den Klauen seines unerbittlichen, rücksichtslosen Schicksals entreißen, diese Kraft will ich dem Vaterland retten — ich will sie der Menschheit geben!

Vielleicht habe ich einen Edelstein entdeckt von unnennbarem Werte — und mehr — einen Edelmenschen!

Wie viele Talente und Kräfte verkümmern im kalten, nassen Schatten der Not!

An jenem Tage, an welchem dieser Entschluß — in mir aufging und mich leuchtend durchschnitt wie blutrote Frühsonne den singenden Hochwald — seit jener Stunde, in der ich erkannte, wie nützlich und gut ich sein kann, erstand in mir etwas, von dem ich nie geglaubt hätte, daß es hier erstünde — ein Heimatgefühl!

Nun merkte ich, daß ich hier Wurzel faßte. Seit jener Stunde wich das Gefühl der Vereinsamung wie ein grauer Schatten von mir.

Seit jener Stunde bin ich ein beſſerer Menſch geworden, bin reicher geworden — und größer!

An jenem Tage ging ich unter die Menſchen wie ein Herr!

Ja Sie mögen ein bequemeres Leben haben als ich, — meine Damen — ich beneide Sie nicht! Sie mögen ein angenehmeres Leben haben, mehr Glanz und Pracht und Schimmer um ſich als ich, Sie mögen ſorgloſer den Tag erwarten, — ich beneide Sie nicht —!

Seit ich weiß, daß ich nützlich ſein kann und gut.

Und nun aber, Sie müſſen mir behilflich ſein! Jawohl Sie müſſen!"

„Steh auf," wandte ſich die Hilfslehrerin an den Knaben, „und ſage den Damen Deinen Namen!"

Der Knabe ſtand auf, unter dem geſenkten Kopfe blitzten die Augen vor, eine ſchwache Röte ſammelte ſich auf ſeinen Wangen: „Ich heiße Emil Sagerer." Seine Stimme klang hell und angenehm.

„In fünfviertel Jahren will ich den Emil Sagerer" — fuhr Gertrud fort — „nach Landshut bringen an die Realſchule. Ich will ihm ſelbſt die Koſttage erbetteln. Und Sie — meine Lieben — müſſen mir dabei behilflich ſein. Wollen Sie?"

„Wir wollen —!" ſagte Hedwig German, im Tone, als wenn ſie eine Litanei nachbetete — und die anderen ſtimmten ihr bei.

„Ich will ihm Monatgelder erbitten und Sie müſſen mir dabei behilflich ſein! Wollen Sie?"

„Wir wollen —!"

„Ich will für jetzt ſchon den Verſuch machen, ihm anſtändige Kleidung zu erbetteln — und Sie ſollen mir dabei behilflich ſein! Wollen Sie?"

„Wir wollen —!"

„Gut!" — ſagte Hedwig German — trat vor den Hirtenbuben Emil Sagerer — verneigte ſich und ſprach:

„Emil Sagerer! — Du Zierde der Walddorfer Jugend!

Du Vollblut-Roſe in dieſem Dorfgarten!

Du Hoffnung Deiner Lehrerin!

Du Troſt in ihren Nöten!
Du Zuverſicht ihrer Tage!
Du Ausbund aller Männlichkeit!

Angenehm und lieblich klingen zwar der ſchönen Worte kunſtvoll geperlte Reihe — aber ſelig allein macht des Mammons untrüglicher Glanz. Hier haſt Du eine Mark. Und was wirſt Du damit anfangen?"

Der Knabe Emil Sagerer ſchwieg einige Augenblicke; dann ſagte er leiſe und ſcheu: „Die Mutter will die ſchwarze Kitz-Geiß verkaufen. Sie iſt mir die liebſte. Vielleicht —" und er legte einen Finger auf das Markſtück — „vielleicht wird die Kitz-Geiß nun nicht verkauft."

„Brav! Emil Sagerer!
Du biſt ja der Abglanz Deiner Lehrerin!
Und die ſchwarze Kitz-Geiß wird nicht verkauft."

„Hier!" Jedes der übrigen Stadtfräulein beſchenkte ihn noch. —

„In acht Tagen wird ein Kiſtchen mit Kleidern an Deine Lehrerin kommen. Dann ſollſt Du ſelbſt erproben, worauf man in der Schulbank beſſer ſitzt — auf einem Sammthöschen oder auf Zwilchflecken! Und grüße mir die ſchwarze Kitz-Geiß —!" ſagte Hedwig German.

Da ſchmunzelte der Tugendſchüler Emil Sagerer.

Er atmete einmal tief auf, als ſollte ihn das Gefühl der Freude größer machen — und ſchwieg.

Die ſchwarze Kitz-Geiß war gerettet.

* * *

Schneeheller Tag! Wie früh ſchon kommt die Nacht geflogen!

Der Schlitten glitt lautlos durch den tiefen Schnee von Walddorf auf die Hauptſtraße.

Nur die helltönenden Glöckchen am Pferdegeſchirr warfen einen ſchwachen Klangwirrwarr in die ſtarre Winterruhe. — Und wohllautender flogen von roten Mädchenlippen Wort und Lachen. — Gertrud Baumgarten begleitete die Stadtfräulein eine Strecke im Schlitten.

Lange, noch lange sah man seitlich der blauen Schlittenwand ein weißes Tüchlein flattern.

Hedwig German winkte nach Gertrud zurück.

Gertrud hatte eine Freundin gewonnen.

Als sie dann die tiefbeschneite Landstraße einsam zurückstapfte gegen Walddorf, überdachte sie das Ereignis des Tages nochmals in jeder Einzelheit — von dem Augenblicke an, als die Türe ihres Schulzimmers aufgerissen wurde und die drei Fräulein eintraten.

Wie war ihr das Blut jäh aus dem Gesichte gewichen!

Wie war sie verlegen gewesen!

Wie kleinlaut war sie dagestanden — als so mit einemmale Glanz und Pracht, Schein und Schimmer vor sie hintraten — vor sie im Arbeitskleide.

Wie kleinlaut und mägdisch fühlte sie sich, wie schoß ihr die Scham siedheiß durch die Wangen — als sie vor lorgnettebewaffneten, genußverwöhnten Augen ihre schwere, heilige Arbeit in ihrer ganzen Härte und Mühseligkeit bloß gelegt sah. Als sie in den mit offener Neugierde gaffenden Augen der Stadtfräulein Enttäuschung, Geringschätzung las, und die Verächtlichkeit aufblitzen sah, die auf dem kurzen Wege vom Gehirn durch die Augen zum Munde sich in Großmut verwandelte — und mit gesellschaftlicher Gewandtheit und von Scheinheiligkeit triefend, lächelnd die Worte sprach:

„Wie reizend!"

Wie ein Peitschenhieb waren ihr diese Worte an die Ohren geklungen. — — — — —

Aber das weckte die Kraft in ihr!

Die Magd wurde zur Herrin!

Wie freute sie es nun, daß es ihr gelungen war, einen Sieg über die Macht des Scheines erkämpft zu haben.

Gertrud lächelte.

Das Dorf stand geduckt im Schnee vor ihr.

Eine Rabenschar flog dem nachtschwarzen Walde zu.

Wie leiser Ruderschlag verklang ihr Flug.

Als sie in ihr Zimmer trat, flackerte das Feuer im Ofen.

Ein feiner Duft erfüllte das ganze Zimmer.

Die Stadtfräulein!

Sie lächelte.

Da bemerkte sie im nächtlichen Dämmer am Fensterſims einen Zettel.

Es standen in hastiger Bleischrift die Worte darauf:

„Ich habe Sie heute lieb gewonnen.

Sie sind mir mehr als Schwester und Bruder.

Wer so edel sein kann wie Sie — ist stark.

Und ich fühle mich oft so schwach — so unglücklich!

Ich weiß nun, an wen ich mich in meinen trüben Stunden wenden darf; — ich weiß nun, wem ich das sagen darf, was ich sonst keiner Menschenseele anvertrauen möchte.

Ich möchte von nun an „Du“ zu Ihnen sagen.

Habe ich ein Recht darauf?

Hedwig German.

Das Rodeln.

An einem schulfreien Nachmittag kam die Frau des Lehrers zu Gertrud ins Zimmer und sagte: „Heute ist Rodeltag. Kommen Sie mit!

Eben haben wir vom Forsthause Sonneneck die Nachricht bekommen, daß die Rodelbahn in trefflichem Zustande sei. —

Es wird eine ganze Gesellschaft zusammenkommen! Wir marschieren mittags 1 Uhr von hier ab. In einer kleinen Stunde sind wir am Sonneneck. Und dann wird gerodelt — bis spät in die Nacht! Es wird mondhell heute!

Haben Sie schon einmal gerodelt?"

„Nein!"

„Um so größer wird Ihr Vergnügen sein!

Aber kurzen Rock, feste Schuhe — — und überhaupt praktisch —! Sie wissen schon, was ich damit meine."

Das war ein wunderbarer Wintertag!

Man sah, wie sich die Sonne heraufschob zwischen schwarzen Tannenstämmen — eine blutrote, glanzlose Scheibe — als sähe man in die Öffnung eines riesigen Hochofens.

Und endlos blau des Himmels Wölbung!

Mittags ein Uhr!

So lau war es, daß man kaum den Hauch von den Lippen nebeln sah.

Der Wärmestrom der Mittagssonne umflutete wohltuend die Wanderer.

„Nun freut es mich, daß Sie der Besuch der Stadtfräulein nicht vergrämt hat. — Ihre Vorgängerin hat ja auch des öftern Besuche von der Stadt erhalten. Aber jedes-

mal ging sie hernach zwei Tage lang mit verweinten Augen umher, gesenkten Hauptes, träumend, das verlorene Glück in weiter, weiter Ferne schauend —" sagte die Frau des Lehrers zu Gertrud.

„Schwächlinge" — warf der Lehrer ein — „die sich nur stark fühlen, wo die Kraft anderer sie umsteht."

Nun erzählte Gertrud von dem Geständnis Hedwig Germans.

„Nun also! Das war ein ehrliches Geständnis! Diese tägliche Jagd nach dem Manne — mit Kränzchen und Tänzchen, dieses ständige sich zur Schau geben und sich anpreisen, dieses unausgesetzte Dienen und sich unterordnen unter den Willen eines andern — es muß auf die Dauer nicht nur ekelerregend und öde werden, nervös machen und übermüden, sondern es muß auch den dienernden Menschen ganz verblöden — und vor seinem eigenen Auge entwerten — und was ist man dann noch? Schale! Der Inhalt fehlt — und der kostspieligste Wertbesitz ist doch die Selbstachtung! Diese Fräulein Hedwig German scheint sehr vernünftig zu sein!"

Ach laden Sie sie einmal ein, auf einige Tage zu uns zu kommen. — Dann soll sie sehen, welchen gesunden, kraftspendenden Vergnügen wir huldigen. —

Ha, Sie werden ja heute sehen!"

„Und die Liebe —" sagte die Frau des Lehrers in übermütigem Tone nach einer Pause „die Liebe wird deshalb beileibe nicht in den Winkel gestellt!"

„Gewiß nicht!" wandte der Lehrer ein; sie wird immer die schönste der göttlichen Mächte bleiben, der wir untertan sein wollen und müssen; aber nicht als schleichender, berechnender Schwächling — nein! Den heißen Leib kraftgeschwellt, Sturmröte auf den Wangen und das Auge voll Leuchten, so soll sich das Geständnis auf gesundrote Lippen schwingen. —" „Und ich weiß jemand — —" die Frau des Lehrers neigte sich nahe an Gertruds kleines Ohr — „ich weiß jemand, der sich sehr für Sie interessiert."

Wie Morgenröte, die über die erwachende Heide stürmt, so schoß das Blut in Wellen über Gertruds Antlitz. —

„Für mich?" frug Gertrud überrascht. —

„Ja!“

„Sie Neugierige —! — Nun aber will ich Ihnen den Rodelschlitten abnehmen — Sie haben ihn bereits mehr als die Hälfte des Weges gezogen.

Kein Weigern!

Bergab, bergan —

Geht jedem dran!

Das ist Sportsregel — nicht wahr Mann? —“

„Sehen Sie dort auf halber Höhe aus der kahlen, grauen Eichenpflanzung den Rauch aufwirbeln?

Das ist Sonneneck.

Im Sommer liegt dieses Forsthaus zwischen rauschendem Eichengrün und raunendem Tannendunkel, wie eine Perle in der Muschel.“

Die drei gingen einige Augenblicke wortlos durch den sonnenhellen Wintertag. Man hörte nur das leise, singende Knarren des Schnees unter den Tritten — und das Schleifen der nachgezogenen Schlitten.

Der Wind streifte das gelbe Haar an Gertruds kleinem, roten Ohr zurück — und sang hinein —: „Ich weiß jemand, der sich für Dich interessiert —!“

Der Schnee spiegelte sich im Glanze ihrer Augen — und sah tief innen Wetterleuchten: „ich weiß jemand, der sich für Dich interessiert! —“ Eine Schar winziger Blaumeisen huschte stoßweise, kaum in Haushöhe, dem Eichenwalde zu, wie das wipfte und piepste und zierlich klang: „ich weiß jemand, der sich für Dich interessiert! —

Sollte die Frau des Lehrers in Gertruds Abwesenheit einmal das Oberfach ihres Schrankes durchnascht haben —?

Im Oberfache des Schrankes lag unter Taschentüchern und Sonstigem sorglos versteckt ihr Tagebuch —.

Gertruds Tagebuch: Ihre heimlich glimmende Liebe zu Fridolin Ambach.

Das Geheimnis ihrer Geheimnisse. —

Sollte die Frau des Lehrers in ihrer Abwesenheit einmal —?

Dumm!

Das ist dumm, so etwas zu denken!

Das sind ja starke, ehrliche Menschen; solche Menschen erschleichen nichts. —

Ich weiß jemand, der sich sehr für Dich interessiert —" unaufhörlich strömte wellenreich und leis die Sonne — unaufhörlich durchlispelte es sie — — und da kam sie angalloppiert — holpernd — aus alten Winkeln: Die Eitelkeit, Mädcheneitelkeit, die dem Mann gefallen will — und sie tastete mit unruhigen Blicken ihre Kleidung ab — prüfend; — da erinnerte sich Gertrud des Zusammentreffens mit dem Forstamtsassistenten Reiner.

„Ich weiß, wen Sie meinen —" sagte sie zur Frau des Lehrers.

„Und?"

„Reiner!"

„Ja. — Mein Mann hat ihn inzwischen einigemale getroffen und auch ich sprach ihn ein paar mal. Jedesmal erkundigte er sich mit lebhaftem Interesse nach Ihnen und trug uns herzliche Grüße auf.

Sie brauchen nicht zu erröten, nein!

Wenn ich Sie nicht schon lieb hätte, würde ich Sie jetzt lieb gewonnen haben.

Er ist ein junger Mann von Wert . . .

Aber nun hurtig weiter!"

Gertrud fühlte wie die Blicke dieser Frau in ihr Inneres sahen.

„Hören Sie die Jodler — —?" sagte der Lehrer und unterbrach damit das leise Zwiegespräch der Beiden.

Da wird ja schon gerodelt!

So jodelt nur einer — Forstamtsassistent Reiner —."

„Wir wollen nicht die letzten am Start sein."

Es war eine bunte Gesellschaft vor dem Forsthause „Sonneneck" versammelte — Herren und Damen. — Eine übermütige Schar.

Allen saß die Lust leuchtend im Auge.

Gertrud wurde Verschiedenen vorgestellt.

Man entledigte ſich der wärmeren Überkleider. Dann ging es die Rodelbahn entlang, die durch hochſtämmigen Nadelwald führte.

Oben auf der Höhe ſtellte man ſich an.

Es war eine lange Reihe — meiſtens Paare — der Herr vorne, die Dame am Rückſitz.

Auch manche Einſiedler —, ſolche, die in der Führung des Schlittens ſich üben, oder ſolche, die ungeteilten Genuß haben wollten.

In Pauſen von einer halben Minute wurde abgefahren.

Gertrud und Reiner kannten ſich bereits, da ſie auf den Jagdgängen des Lehrers wiederholt zuſammengetroffen waren.

* * *

Nun ſaß Gertrud hinter Reiner auf dem Rodelſchlitten.

Ihr Schlitten war der neunte zum Abfahren.

„Sitzen Sie feſt?“ fragte er.

„Ja!“

„Die Füße kräftig auf die Kurven! Die Arme um meine Bruſt! So! Aber feſter! Nicht ſo zaghaft! Sie zerdrücken mich nicht! Es kommen einige Talungen in der Bahn. Wenn der Schlitten darüber wegſauſt, wirft es uns ziemlich hoch. Wenn Sie ſich nicht feſt an mich klammern, könnte es Sie rückwärts abſchleudern!

Sie fahren zum erſten Mal?“

„Zum erſten Mal in meinem Leben.“

„So!

Fertig?“

„Ja!“

„Die Reihe iſt an uns!

Los!

Ahoi!“ — — —

Das hallte durch den Hochwald und klang im Echo mehrmals wieder!

Wie das hinab glitt — lautlos — raſch! — raſcher! und ſchoß — die enge, ſchwarze Baumgaſſe hinabſchoß! —

Die Kraft geſpannt auf einen Punkt, ſo ſaßen ſie beide!

Das Wasser spritzte aus den scharf auslugenden Augen!

Hopp!

Der Schlitten flog über einen Graben in einem Bogen von einem halben Meter Höhe durch die Luft — und mit hartem Stoß in die Bahn zurück — weiterrasend! — — —

„Festhalten!

Es kommt noch ein paarmal so!

Hopp!

Brav!

Das ist wacker!

Sie sitzen fest!

Ha, nun kommt das Ende .... und die fast rechtwinklige Kurve!

Sehen Sie den Viererschlitten vor uns? Zwei Herren und zwei Damen! Das Gewicht ist zu schwer! Der Führer zu schwach!

Und eine Strecke Glatteis!

Das auch noch!"

Die Funken spritzen von den bremsenden Stiefelabsätzen des Leiters!

Zu spät!

Er hat die Kurve zu weit genommen!

Und so im vollem Schuß!

Ah!

Sie merken es?

Der Schlitten schwankt!

Wie sich das Hintere immer krampfhafter an das Vordere klammert!

Eine lückenlose Reihe!

Wie aneinander gemauert!"

Ein Schrei wie aus einem Guß! Ah!

Im schneeüberdeckten Graben zappelt ein bunter Knäuel, von Armen und Beinen, von Röcken und Hosen.

Einen Augenblick Totenstille. —

Dann schallt Männerlachen — und Gelächter flattert von Mädchenlippen. —

Sie liegen an- und aufeinandergeschichtet — der obere drückt den unteren nieder beim Aufstehen.

Wie das krabbelt. —

Der Schlitten steht steif zur Seite. —

„Ha! Schauen Sie den kleinen, dicken Bräuer!

Der kollert den Abhang hinab — wie ein gerollter Igel! Er greift in der Angst nach der Schlittenleine! Dieser fährt ihm nach — wie ein bockiger Gaul. Jetzt über ihn hinweg!

Großartig! — — —

Ahoi!

Im Fluge vorbei!

So! Langsam verlaufen lassen. — — —

Sehen Sie die Rehe — wie sie auf der Hügelhöhe sich schwarz in den gelben Horizont zeichnen?

Sechs!

Ein hübsches Bild!

Nun absatteln!

So! Nun haben wir zur Abfahrt etwas über zwei Minuten gebraucht." —

Sie standen beide auf und traten vom Schlitten ab.

„War das nicht herrlich?

Ein prächtiges Vergnügen!

Und gesund!

Sie werden sehen, wie heute abend der Fraß schmeckt.

Nun hat uns bergab der Wind ausgekühlt. Bergauf wollen wir uns wieder warm gehen. Es behagt Ihnen also das Rodeln?" frug Reiner.

„Ausgezeichnet!"

„Brav!

Dann müssen Sie es lernen!"

„Allein?"

„Natürlich allein; die Frau des Lehrers rodelt vorzüglich.

Und dann ist es eine kleine Kraft- und Willensprobe: für die kurze Abfahrt ist jeder Sinn auf einen Punkt gebannt. —

Das ist eine Schulung — so etwas scheuert den Menschen und schadet nie — Euch Weibern erst recht nicht!

Wo man Euch Feigheit und Schwächegefühle förmlich anerzieht!

Habe ich nicht Recht?"

„Es ist schon etwas Wahres daran!" — —

„Obacht! . . . .

Wie das vorbeisaust, daß der Schnee aufspritzt!"

Dann schritten die beiden fast eine halbe Minute nebeneinander schweigend bergan.

Jedes in sich gekehrt.

Jedes fühlte, woran das andere dachte.

„Ich habe Sie für heute bestimmt erwartet —" brach Reiner das Schweigen.

„Ja?"

„Bestimmt!" —

„Und ich kam sehr gerne —: Das schöne Wetter! — und die Frau Lehrer hatte meine Neugierde, das Rodeln kennen zu lernen — auf den Siedepunkt getrieben!"

„So, na das ist brav von ihr, so Wort zu halten!"

„Wort zu halten?"

„Es war abgekartet zwischen mir und der Frau Lehrer, daß Sie heute hierher kommen."

„Abgekartet . . . . ?"

Gertrud mußte herzlich lachen!

„Ah — nun begreife ich! —"

„Was?"

„Die Worte der Frau Lehrer!" —

„Hat sie ausgeplaudert?"

Gertrud schwieg.

Auf ihren Wangen glühte ein köstliches Rot.

Machte es das Berganſteigen?

„Sie schweigen — also sie hat ausgeplaudert?" sagte Reiner.

„Gut! Dann plaudere ich gleich weiter: Ja, ich habe Interesse für Sie Fräulein Gertrud!"

Es flog ein helles Leuchten blitzartig durch ihre großen, blauen Augen.

Er sah es und sah die liebliche Röte auf den runden Mädchenwangen.

Das berührte ihn Zutrauen erweckend, wie eine weiche, liebe Hand. —

Er fuhr fort: „Meinem Grundsatze treu, vom Herzen weg zu sprechen — sage ich ungeniert was ich denke: Ich habe oft und gerne an Sie gedacht.

Von jenen Augenblicken an, in denen ich Sie zum erstenmale sah und beobachtete.

Erinnern Sie sich noch .... es war bei dem Birkicht, das wie eine helle Gasse in den Schwarzwald gesprengt ist?

Ich suchte das Stoppelfeld eines Kohl-Ackers ab nach Hühnern.

Meine Vorstehhündin hatte eben eine stattliche Kette gestellt .... ich pürschte an — das Gewehr schußbereit, sichtete die Hühner, riß den Zwilling hoch .... Da tönte ein gellendes Gelächter aus dem Birkicht zu mir herüber. — Die Kette flog kreischend auf — mein Schuß knatterte nach — daneben! — Himmelherrgottsakrament! —

Da traten Sie beide aus dem Birkicht auf mich zu: Die Frau Lehrer stellte mich Ihnen vor und sagte: diese, diese ist es, sie hat am lautesten gelacht! ....

Sie gaben mir die Hand und sagten: können Sie diesen Bubenstreich verzeihen?

Ich sah Sie an — dachte mir: kein schlechter Tausch: Hühner, gegen Edelwild ....

Seit jener Stunde, jawohl, ich will es sagen wie es in mir lebt — seit jener Stunde — trippelt etwas neben mir mit kleinen, leichten Füßen — zupft mich bald hier — rupft mich bald dort — „Können Sie diesen Bubenstreich verzeihen .....?"

Er schwieg.

Seine Augen tasteten in glühender Sehnsucht über ihre schöne Gestalt.

Sie fühlte es.

Da hob sie den Kopf — und sah ihn an — und sah die Schönheit und Kraft des Mannes.

Da war es ihr als schlängen sich Arme um sie — in jubelnder Lust; — das Blut schoß in ihr auf in lodernden Garben. —

Aber da neigte sich ein Schatten über sie und sagt ernst und eiskalt:

Fridolin Ambach.

„Ja," flüsterte sie ganz leise in sich hinein zu dem Schatten . . . . .

Dann wandte sie sich zu Reiner und sprach freudig:

„Auch ich habe des öfteren und gerne an Sie gedacht."

Dieser freundliche, ruhige Ton ließ die brennenden Gefühle in ihm erstarren.

Er hatte erwartet, daß sein Bekenntnis gleichlodernde Erwiderung finden werde — ein gleiches Geständnis.

Das aber war nicht der Ton der Leidenschaft, der aufschießt wie eine Flammengarbe in fauchenden Winden. —

Er fühlte sich verletzt. —

Sie merkte es.

Es tat ihr wehe.

So gingen sie eine Strecke wortlos nebeneinander.

„Herr Reiner . . . ." unterbrach Gertrud das Schweigen. — Er aber ahnte in ihrem gedrückten Sprechen sofort die kommende Entschuldigung und sagte: „Ach, Sie wollen sich entschuldigen . . . "

„Ich möchte Ihnen nur sagen — — "

„Ich verstehe . . . . !"

„Erlauben Sie mir, daß ich mich waidgerecht ausdrücke: Da liegt eben ein anderer im Gehege!"

Sie erblaßte . . als sie ihn so in ihre Seele schauen sah. — Sie wollte ihn nicht weiterschauen lassen und wehrte ihn ab, indem sie sagte: „Nein!"

Nun war sie unaufrichtig geworden.

Das ärgerte sie.

Das wäre Feigheit . . . diesem Manne gegenüber . . .

Sie verbesserte sich:

„Ich bin an niemanden gebunden!" —

Eine kleine Pause entstand.

„Ich habe noch nie in meinem Leben . . . . "

Da sah sie auf und erblickte Reiners Augen auf sich ruhen .... lichtweit und mit klarer Helle ... als sähen sie jeden Nerv in ihr .....

Er gab ihr die Hand. —

Sie legte die ihre fest hinein — kaum einige Herzschläge lang.

Das war ein Bund.

„Man beobachtet uns ... "

Sie ließen die Hände wieder frei.

„Gut!" sagte Reiner. „Aber ich hatte vorher recht, wenn ich sagte: es liegt schon ein anderer im Gehege."

Als er Gertruds Unruhe merkte, fuhr er fort ....

„Doch ich will kein Geständnis erzwingen; ich lasse mich aber auch nicht so leicht abschrecken.

Man muß die Dinge nehmen wie sie sind.

Das heißt in diesem Falle: der Andere — und ich. —

Nun kommt es nur darauf an, wer hat mehr Recht von uns beiden? — Der Augenblick hat das Vorrecht — und der Stärkere hat das meiste. — Ja, sehen Sie mich nur an!

So bin ich!

Lachen Sie nur! — Jawohl lächeln Sie nur!

Ich nehme den Kampf mit diesem Andern auf!

Sind Sie jetzt erschrocken?

Das dürfen Sie nicht!

Warum nehmen Sie mir immer so rasch Ihre Augen! Ich möchte länger hineinsehen!

Und dann —"

„Dann?"

„Der Stärkere hat das Recht!

Jawohl!

Das klingt brutal! — — klingt roh — für den Schwachen — für den Schwächling!

Aber es ist ein Gesetz — ein unwandelbares Gesetz — die Jahrtausende predigen es und bezeugen es — und heiligen es .... das Gesetz der Kraft ....

Denn Gott selbst ist die Kraft ....

Nun lachen Sie wieder .... lachen mich aus!"

„Weil ich überrascht bin," sagte Gertrud — „daß sich in Ihnen plötzlich ein so fanatisches Predigertalent enthüllt .... es steht das so im Gegensatz zu meiner bisherigen Vorstellung von Ihnen .... daß —"

„Daß es komisch wirkt ...." ergänzte er spöttelnd ..

„Nein, das will ich nicht sagen ... ; aber so schroffe Gegensätze so blitzschnell nebeneinander gestellt, entlocken ein freudiges Ah! —"

„Sophistin!"

„Aber ich will Ihnen das," fuhr Reiner fort — „mit naheliegenderen Beispielen beweisen — klipp und klar. Ich kenne das von der Jagd her. — Ich will sehen, wie Sie die ungeschminkte Wahrheit aufnehmen und ob Sie sie vertragen können:

Solange ich im Berchtesgadener Lande stationiert war — sah ich es oft, wenn der Zwölfender die Steilhänge des Hochwaldes herab rollend und keuchend in des Nachbars Gebiet eindrang ...; die rauchenden Nüstern hochgestreckt, trat er aus nachtdunklem Forste auf den gerölligen, morgengrauen Kahlhieb, das zackige Geweih auf den haarstruppigen Rücken zurückgepreßt, dem lechzenden Maule entgellte ein Schrei — ein Schrei — nur die höchste Leidenschaft vermag so die ganze Kraft in einen Laut zusammenzudrängen! — Das rollte von Gewände zu Gewände .... wie Orgelton durch die Hochhallen eines Domes .....

Unruhig äugend, mit vorgestreckten Lauschern standen die Schmaltiere im kochenden Goldnebel .. Und dann ein zweiter Schrei — der Herr des Gebietes trat dem Rivalen gegenüber— auf den Kampfplatz; — wieder gab das Echo den Schrei zwölffach von den Felswänden zurück ... einige dumpfe Sprünge, daß der Boden hallte — und krachend schlugen die Geweihe in einander — — der Schweiß tropfte ab vom geblähten Halse — in schweren, purpurroten Tropfen — und rann im Tau über Edelweiß und Alpenrosen ... ich lauschte und äugte hinter den Kieferlatschen — als wäre Hochgottesdienst .. und dann ... ich sah es, das Recht des Stärkeren ... ich sah es. — — —

Ich sah es, wenn ich im ersten Frührotschein anschlich durch das Birkicht. — Noch hing das blasse, bläuliche Licht des hochstehenden Mondes an den silberweißen Stämmen und an den langen, schwanken Äststrähnen baumelten neben den ersten spitzen Blättchen die Blütenkätzchen wie im Traume. Die Heide stand weit offen und reifweiß; in der Ferne sah man Nebelschiffe träge über den Moorboden schleifen — von den Höhen zu den Schluchten wogte leiser Singsangwirbel der Vögel durch den wechselnden Dämmer . . .

Da — alles überhallend ein klangvoller Werberuf . . . und in rascher Folge aufeinander . . . von morgenrotumrieselten Höhen, aus nachtdunklen Schluchten — klingt der gleiche Ruf zurück . . . .

Die Genossen . . . .

Ein Rauschen über mir wie abstürzende Quellwasser — ein Birkhahn stiebt ein . . . . pfeifend und quiekend . . . . ein Riese seiner Art . . . . .

Die prächtige Schwanzlyra mit den schneeweißen Unterfedern — senkrecht gestellt, weit gefächert. Die Flügel mit den hellen Binden seitlich zu Boden gesenkt — wie jubelnde Arme unaufhörlich auf- und abschlagend, den stahlblauen Kopf mit den roten Fleischwulsten um die schwarzen Augen — hochgestreckt — beginnt er den Tanz — den Liebestanz . .

Und wieder rauscht es durch die nachtdüstere Luft hernieder. —

Ein zweiter Hahn stiebt ein. Der erste tanzt in tollen Sprüngen im Kreise . . . . kollert — pfaucht — schleift — gurgelt leidenschaftlich und immer leidenschaftlicher.

Ah!

Da springt der Gegner hart an seine Front . . . . . Jede Feder an dem geduckten Kopfe sträubt sich . . . über die perlschwarzen Augen deckt die Leidenschaft ein trübes Licht . . . . .

Dann — wie einen Ball schleudern sie den Körper gegen einander . . . . mit den Schnäbeln sich zerhackend . . . . mit den Krallen sich zerkratzend — wieder ablassend . . . .

Wohl ein dutzendmal hat sich das wiederholt . . . .

Da läßt der Gegner ab — und rennt in eiliger Flucht dem Birkicht zu . . . . .

Hochaufgerichtet steht der Sieger . . . . .

Der Himmel ist ein purpurnes Flammen — sein Wiederschein überrieselt die rostbraune Heide . . . . . und die Birkhennen, die zwischen dürrem Heidegras und Ginstergestrüpp andächtig den Kampf beäugt — folgen nun dem zärlichen Lockrufe des Siegers: — back — gack jjack — back — —! schnalzend singt es!

Er kommt . . . . . der Sieger.

Die Birke sagt zur Zirbelkiefer leis: Der Liebe Lohn.

Und so habe ich es noch dutzendmale und dutzendmale beobachtet — im Hochgebirge und hier im Hügellande — — und sah überall nur das Eine — das Recht der Kraft!"

Auf Gertruds Antlitz lagen Staunen und Abscheu wie Licht und Schatten neben einander.

Reiner bemerkte es.

„Dieser Vergleich hat Sie doch nicht beleidigt?" frug er lächelnd.

„Beleidigt? — Nein! aber ich finde ihn zu weit getrieben!"

„Aha! — Und ich finde ihn ganz zutreffend!

Warum wollen wir Menschen uns immer von dem wegschrauben, was doch auch unter den gleichen Gesetzen lebt und liebt — wie wir!

Oder ist es anders?

Für mich ist das etwas Selbstverständliches! Wer klar in die Natur hat schauen gelernt, sieht überall Verwandtschaft mit sich und seinem Wesen — ein erhebendes Gefühl!

Aber die meisten Menschen sehen das nicht, wissen nicht, sich diese Freundschaft und Kameradschaft zu erwerben; und weil ihnen die Anschauung fehlt, können sie das auch nicht begreifen! — Sie finden roh — was göttlich ist!

Sie verstehen die gewaltigen Mächte in und um sich nicht!

Aber nun wollen wir wieder eine Fahrt wagen! Die Bahn ist frei!

Hoffentlich habe ich nicht Ihr Vertrauen verscherzt."

„Nein," erwiderte Gertrud — „gewiß nicht! — Jedes soll ehrlich sprechen, was es denkt; das wird uns besser machen."

„Bravo! . . . Dann hat uns das näher gebracht —? Sie sind ein prächtiges Mädel —!" sagte Reiner und suchte ihre Augen.

Gertrud aber bot sie ihm nicht.

Sie setzte sich auf den Hinterteil des Rodelschlittens und sagte mit zutraulicher Stimme — ein leises Lächeln verflatterte darinnen . . . . : „Es war mir eben, als sähe ich schwachen, gelblichen Schein Ihr Haupt umleuchten: Glorienschein!"

„Wollen Sie mich verspotten?"

„Nein!"

„Ich verlange einen sofortigen, untrüglichen Beweis Ihres Vertrauens!"

„Gut!"

Er setzte sich auf den Vorderteil des Schlittens.

„Nun ganz nahe an mich!" sagte er leise.

Gertrud setzte sich näher an ihn.

„So!"

„Noch fester!"

„Noch fester?"

„Bravo!"

Er wandte das Haupt zurück . . .

Und diesmal entzog sie ihm die Augen nicht . . .

Er sah tief, tief hinein — wie auf den Grund eines klaren Sees der flammende Morgenhimmel glühend liegt, so sah er tief in ihnen züngelnde Brandröte . . . .

Von ihren roten, geschwellten Lippen stiebte die Wärme und langte kosend ihm an Stirn und Wange und Lippen —.

„Weib" . . . flüsterte er ihr zu, wie das ferne Tosen eines Sturzbaches tobte die Luft in diesem Worte.

Sie aber hatte mit einem Fuße den Schlitten vorwärts gedrückt . . . und schon glitt er abwärts. . . . .

„Sie Teufelsmädel . . . !“

Ein Griff, ein Ruck . . . und Leine und Lenkung waren in Reiners Händen.

Ein gellendes Lachen sprang von Mädchenlippen an seine Ohren. —

Dasselbe gellende Lachen, das ihm damals am Rande des Birkichts . . . den Schuß fehl gehen ließ. . . .

„Ahoi! . . .“

Die ganze Kraft auf einen Punkt gespannt!

* *

*

Der Vollmond stand hoch über dem nachtschwarzen Hochwalde und beleuchtete den Gangsteig gegen Walddorf.

Vorne ging der Lehrer und seine Frau, ihre Schlitten heimwärts ziehend. Hinter ihnen in einiger Entfernung — Gertrud und Reiner.

Und der Mond schmunzelte mit dem breiten Backengesichte, als er hörte, wie Reiner zu Gertrud sagte:

„Nun sind wir Kameraden geworden.“

„Ja!“

„Und wollen es bleiben!“

„Und wollen es bleiben . . .“ sagte Gertrud nach, als wäre ihre Stimme ein Echo.

„Sie werden an mich denken!“ — Reiner fühlte den Duft ihres warmen Körpers, so nahe hatte er sich beim Sprechen an sie geneigt. . . . .

„Gerne!“

„Sie müssen an mich denken —!“

„Müssen?“

„Müssen! — Mann und Weib, die sich in ihrem Wesen so nahe und so vertraut berührt haben, wie wir uns beide heute gegeben haben — müssen aneinander denken. —

Der Mann an das Weib — das Weib an den Mann . . . das ist auch eines jener heiligen Gesetze. . . . .

Ich will ein andächtiger Beter sein — — — und . . . . Du . . . ?“ sagte er — und die wogende Aufregung dämpfte

dieſes Wort . . . und er taſtete ihren Arm entlang nach ihrer Hand. . . . .

Wie Sonne die aufbrechende Roſe, ſo wonnig durchrieſelte ſie dieſes Wörtleins Klang. . . .

Und als wollte ſie ihm entfliehen, machte ſie einige Schritte raſcher vorwärts.

„Hat ſie es nicht gehört?“ dachte Reiner.

Ihre liebliche Stimme zitterte als ſie ſagte: „So ſternenreich habe ich noch nie die Nacht geſehen! — ſo reich an Sternen!“

Sie ſchritt feſt aus.

Er mußte ſich beeilen, um gleichen Schritt zu halten.

„Wenn Sie einmal ganz allein auf Ihrem Zimmer ſind — einſam Fräulein Gertrud — und es kommt über Sie wie das Rauſchen des Hochwaldes, das in Sonnenglanz und blauen Tag verrinnt“ . . . er neigte ſich ganz nahe an ihr kleines, gerötetes Mädchenohr. . . . .

„Reiner . . .“ werden Sie dann ſagen — ganz leiſe für ſich — und nur die brennenden Lippen hören es . . . und die ſtrömende Luft in ihnen . . . „Reiner! . . . Um was ich Sie bitte: — in einem ſolchen Augenblicke, ſchreiben Sie dann einmal an mich — aber nicht konventionell . . . auf das nächſtbeſte Blatt Papier — mit Bleiſtift — raſch — daß noch die Wärme des Herzens an den Worten und Strichen pocht — ohne jede Überlegung — ohne jedes Auswählen — ohne jede Ziererei! Nicht denken: Darf ich denn als Weib ſo ſprechen einem Manne gegenüber . . . .? Was wird er von mir denken . . .? und wie alle dieſe Vertuſchung und Schönmalerei der ſchulgemäßen Wohlerzogenheit lauten — nein! — nein! — ausſtrömen laſſen — ungehindert ausſtrömen laſſen — niederküſſen —! Eine Urkunde . . . die Urkunde des Weibes! Das . . . wollen Sie mir das verſprechen?“ unterbach er ſich ſelbſt. —

„Und Sie?“ ſagte Gertrud.

„Ich verſpreche es nicht, — aber ich tue es!“

„Ich werde es tun —“ antwortete Gertrud leiſe.

„Ihre Hand darauf!“

Reiners Weg führte nun seitlich ab.

Er verabschiedete sich vom Lehrer und seiner Frau.

Bevor ihm die Hügelwelle den Rückblick nahm. rief er noch zurück: „Ahoi."

Aber die Schneefelder dämpften den Schall.

Im Dorfe schlugen die Hunde an.

Als die Drei die Dorfstraße zum Schulhause einbogen, sagte die Frau des Lehrers: „Nun Fräulein Gertrud, hat Sie der heutige Nachmittag gereut?"

„Nein, er wird mir unvergeßlich sein!

Solcher Sport, wie das Rodeln — soll — wo es nur einigermaßen sich ermöglichen läßt — Allgemeingut werden."

„Das sind die Jungbrunnen, aus denen wir schöpfen sollen; die Kraft steht in mir — tannenmächtig steht sie in mir," sagte der Lehrer.

„Und dann muß man hin und wieder unter die Menschen kommen —" fügte Gertrud bei! — Ich habe das noch nie so gefühlt wie heute —."

„Das ist ein tüchtiges Wort," erwiderte der Lehrer, man muß hin und wieder unter die Menschen kommen! Es wäre eine Sünde, sich einsiedlerisch abzuschließen! Nur der Sucher wird finden! Da ergeht es einem, wie einem Goldgräber — monatelange Mühe — monatelange Enttäuschung — dann stößt er unverhofft einmal auf eine reiche Goldader. . . . . .

Und es gibt Prachtexemplare von Menschen —."

„Reiner ist ein prächtiger Mensch!—" sagte Gertrud mit offenherziger Begeisterung.

„Sagen wir, der Prächtigste! . . ." ein klein bischen Spott lag in den Worten der Frau des Lehrers.

Als Gertrud in ihr nachtdunkles Zimmer getreten, riß sie die Fenster auf . . . da . . .

Es war ihr als hätte sie deutlich noch einmal aus weiter Ferne den Ruf „Ahoi" — vernommen. —

War es Täuschung?

Manchmal klingen die Gedanken in uns.

Noch in später Nachtstunde schrieb Gertrud an Antonie:

„Mein Liebchen! Ich muß Dir etwas gestehen!

Noch funkelt es in zahllosen Lichtern in mir — wie hoch, hoch in reiner Ferne die Sternennacht, die ich soeben durchschritten — heimwärts — mit ihm.

Die Gedanken umstehen mich wie Hochwaldtannen — und jedwede nimmt seine Gestalt an, diese stämmige Gestalt, die so beweglich ist und so voll Kraft . . . und ihre Rede: —

Das ist seine Sprache — genau sein Ton, dieser warme, leidenschaftliche Ton, der dich berührt, als legte sich eine Manneshand kosend auf die nackte, keusche Brust — und ihre Augen — das sind seine Augen; — so saß das Licht lodernd in den Augen des Blau-Falken, den wir vor 14 Tagen im Erlgestrüpp fingen — das schaut in dich hinein — schaut hinein! — Ich habe noch nie so gefühlt, so wonnig gefühlt, daß ich ein Weib bin — und sein mag, als es mich diese Augenblicke fühlen machten! . . . .

Und der Druck seiner Hand — diese Kraft! —

Gesunde Kraft hat etwas Erhabenes — dieser Mann! . . . es klingt in mir — es singt in mir! . . . es durchrinnt mich, es durchrauscht mich — es durchströmt mich — mit tausend schmeichelnden Armen schlingt es sich um mich — dieser Mann! — — —

Nun sage mir — Mädel — . . .

Du — Du Mädel sag es mir —: Ist das Liebe?

Meine Lippen sind brennend heiß.

Ich küsse Dich —!"

* * *

Die Nacht ist ohne Grenzen und leidenschaftlich: eine Träumerin.

Der Tag ist klar, nüchtern und kritisch — praktisch: ein Rechner.

Wie gut ist es da, eine Pflicht zu haben! Die schreitet über Träumereien, zweifelnde Haarspaltereien und Sehn-

süchteleien hinweg mit Riesenfüßen wie Gulliver über das Staatsheer im Lande der Zwerge. — — —

Gertrud stand in der Schule.

Es lag ein froher Ernst auf ihrem Antlitze.

Die Arbeit freute sie.

„Arbeit, mein Besitz!“ sagte sie wiederholt ermunternd vor sich hin — „mein bester Besitz!“

Noch nie in den Monaten ihres Wirkens in Walddorf war der Gedanke so hell und groß vor sie hingetreten wie in diesem Augenblicke:

„Liebe — und Arbeit!“

Großgefühle stehen immer verwandtschaftlich zu einander.

Hedwig Germans Brief.

Die Post hatte heute morgen ein Packet aus der Stadt gebracht.

Zu oberst lag ein Brief.

Hedwig German, Gretchen Mai und Olga von Thüngen waren unterschrieben.

„Bravo! Das heißt man Wort halten, Mädels —“ sagte Gertrud für sich — als sie die riesige Schachtel auspackte.

Alles schön in Packetchen geordnet und mit Aufschrift versehen — und ein Inventarverzeichnis — das war Hedwig Germans Einfall und ihre Handschrift.

1. Zwei schon etwas abgetragene Anzüge für den Tugendschüler Emil Sagerer.

   Zur sicheren Rettung der schwarzen Kitz-Geiß — zwei Mark. — Jede von uns hat ein Schärflein in den Opferstock getan.
2. Sieben Paare noch brauchbare Schuhe.
3. Diverse Röcke, Hosen, Wollen-Unterkleider, Strümpfe und sonstiges nützliches Zubehör.

Wir sind die halbe Stadt betteln gegangen — und die Ernte war gut.

„Da Du uns geschrieben hast, daß Du in Deiner Schule eine kleine Christbaumfeier veranstalten willst, so habe ich von den für uns überflüssigen alten Sachen, die seit Jahren unbenützt in den Kisten liegen, ein erkleckig Teil beigepackt, Glas- und Zuckersachen, Flittergold und Sterne u. s. w. Die Süßigkeiten sind frisch vom Ofen und Eigenfabrikat. Auch einige Aepfel liegen bei.

Die Augen schauen doppelfreudig in den Glanz, wo der zufriedene Magen sie unterstützt.

Das ist selbstgekelterte Weisheit. —

Wie gerne wäre ich in jener Stunde bei Dir. Ich möchte die leuchtenden Augen der Kinder ſehen!

Aber es iſt mir unmöglich abzukommen — auch nur eine Stunde, geſchweige denn einen ganzen Tag. Du wirſt lachen, wenn Du das lieſt — und wirſt Dir denken: Gott im Himmel, was hat denn das Mädel zu tun? was hat die zu denken und zu ſorgen? Ein Mädchen ohne Beruf.

Kommt der Tag, gibt der Tag —; genieße den Tag! Das Geld, das Vermögen der Eltern, iſt die Maſchine, die alles treibt, der nimmermüde Arbeiter! So denkſt Du Dir! — ja — ja —! Habe ich Deine Gedanken nicht erraten?

Ich kenne Dich ja zu genau!

Aber wohlehrwürdige Fräulein Lehrerin — fehlgeſchoſſen — ganz neben die Scheibe getroffen —! Jawohl, ganz fehl! — Ich ſtecke nämlich in einem Wirrwarr von Arbeiten!

Heiliger Kaniſius — oder wie ſonſt der heilige Nothelfer heißen mag, den man in ſolchen Fällen anruft — ſtehe mir bei, daß ich noch heil und geſund aus dieſem Labyrinth von Gedanken und Plänen herauskomme.

Manchmal geht es in meinem armen Köpfchen zu wie in einem Waſſerwirbel — das dreht ſich und dreht ſich und windet ſich und windet ſich — und was noch einen Augenblick vorher geruhig und mit zufriedenem Glanze zu oberſt ſchwamm, meinen vollen Beifall und mein Entzücken gefunden hat, dreht ſich einen Moment ſpäter im Wirbel hinab — und verſchwindet im Dunkel der Tiefe —. Es war nicht neu genug, zu wenig originell und zu wenig packend — nicht glänzend, nicht farbenprächtig genug!

Du mußt nämlich wiſſen: Der Faſching ſteckt bereits ſeine ſcheckigen Arme herüber in dieſe Tage!

Und nun will ich Dich für allemal von Deiner Illuſion befreien, als hätten wir Mädchen der „ſogenannten beſſeren Geſellſchaft“ — die Gänſefüßchen wären nicht nötig geweſen, meine Liebe — ich hätte den Puff auch ſo gemerkt — als hätten wir rein gar nichts zu tun und zu denken und zu ſorgen —!

In Deinem letzten Brief lächelt unter jeder Zeile der Spott hervor . . . als wären wir nichts weiter als noble Tagdiebinnen. — Du verstehst das so artig und anmutig zu sagen, — daß man Dir nicht bös sein kann. —

Aber: Wohlerwürden Fräulein Lehrerin, gestatten Sie untertänigst, ehrerbietigst, daß ich eine andere Meinung in Ihr gelehrtes Haupt pflanze.

Ich will Dir gar nichts sagen, liebe Gertrud, als das, was ich die vergangene Woche durchlebt habe, das will ich Dir erzählen; dann wirst Du nicht mehr sagen können —: Tagdiebinnen — dann wirst Du nicht mehr meinen, wir verschlafen, verträumen und versehnsüchteln unser Leben auf Rechnung der Eltern —! Ach, dann wirst Du uns eher bemitleiden — uns arme, vielgequälte Mädchen —!

Fast kämen mir nun die Tränen in die Augen — wenn mir nicht das Lachen schon sprungbereit auf den Lippen säße! Du Edle, Du Reine, Du Große, Du Ernste, höre und staune — und verzeihe mir — Du Immergütige — verzeihe mir ganz und gar die unabsehbare Perlenreihe meiner niedlichen Sünden —!

Das als Bedingung —; denn sonst könnte ich ja die kommenden neuen nicht mit gleicher Liebe und Sorgfalt in die Welt setzen, — die neuen Sündchen.

Also: der Montag!

Der kostet mich einen langen, wonnigen Seufzer.

Das war ein grandioser Tag!

Wie oft habe ich inzwischen jede Minute jener Stunden nochmals durchdacht, durchträumt, durchgenossen — an mein geistiges Näschen gehalten und mich an seiner Rosenfarbenpracht und seinem Nelkenduft berauscht.

Der Montag!

Von drei Uhr nachmittags ab war in der „Harmonie" Lance-Probe.

Zum erstenmale mit Kostüm.

Am 9. Januar ist ja der Ball der „Harmonie" angesetzt. Es soll dabei in acht Carrés die Lance aufgeführt werden. Hier etwas ganz Neues.

Am Vormittag noch ging es in unserer Familie zu, wie in einem Bienenstock, wenn ein Schwarm zum Ausflug sich rüstet. Das war ein Gerenn und ein Gelauf um Spitzchen und Häkchen und Bändchen — ein Probieren und ein Studieren, ein Ach und O!

Irmingard und ich —also zwei Kostüme — und jede will das ihre am schönsten und am genauesten sitzen haben. — Das war ein Gezwitscher und ein Gesumse und Gesurre —! Ein Fragen und ein Klagen. Das war ein Lärm an diesem Vormittag! Das reinste Tollhaus!

Nur Mama war ruhig — wie ein Oberfeldherr, der die Stürmenden überblickt, gab die Befehle und Anordnungen — und so klappte dann alles. Nun haben wir zum Glück eine ausgezeichnete Damenschneiderin — die Lina Beeg kennst Du ja! — Seit vier Wochen arbeitet sie nur mehr für uns.

Die Nachfrage nach ihr ist so stark, daß man sie nicht mehr aus dem Hause lassen kann, sonst schwätzen sie einem die andern weg. Mama hat es deshalb so gemacht — und das ist doch ganz klug: Fräulein Lina mußte sich kontraktlich verpflichten, auch noch den ganzen Monat Januar nur für uns zu arbeiten. Nur so sind wir sicher, daß wir unsere Toiletten für die Bälle und sonstigen Faschingsunterhaltungen sicher und gutsitzend bekommen, da wir sie ja unzähligemale probieren können. —

Du erinnerst Dich vielleicht noch vom Vorjahre her des Februar-Abends? — Du hattest Betty eine Nachhilfestunde im Französischen gegeben — da war für den betreffenden Abend Ball im Klub. Mama ließ uns die hübschen Seidenkleider — weiß und blau getupft — machen —; die Näherin hatte bestimmtest versprochen, die Kleider allerlängstens morgens abzuliefern — und nun kam der Morgen — die Kleider kamen nicht —! Wir stürmten zur Näherin —; es kam der Mittag; die Kleider kamen nicht —! Wir schickten Post um Post — und warteten in fieberhafter Aufregung; — es kam der Abend —; da kamen die beiden Kleider —: Das für Irmingard war zur Not fertig, bei dem meinen

aber fehlten noch eine Reihe Haften —, der Gürtel war vergessen, kurz — ich mußte zu Hause bleiben!

Wenn ich hundert Jahre alt werde, vergesse ich das nicht!

Entsetzlich!

Was ich an diesem Abend und die halbe Nacht geweint habe — geschimpft — — —! Rasend hätte ich werden können —! Ich hatte nämlich mit meinem Muckl — Du weißt ja — Leutnant Muckl — schon die Touren vereinbart. —

Und die Schadenfreude der Freudinnen! —

Dieses Mitleidsgrinsen am andern Tag! —

Nein, wirklich entsetzlich!

Wie ganz anders ist es heuer, da wir die Näherin selbst im Hause haben!

Und die Lina ist so genau, — peinlich genau! — und wirklich unermüdlich —! Die letzten zwei Tage arbeitete sie von 8 Uhr morgens bis 10 Uhr, halb 11 Uhr nachts unausgesetzt, — kaum, daß sie sich zum Mittagessen eine Viertelstunde Zeit nahm —; unzählige Male haben wir die reizenden Kostüme probiert. —

Es saß alles tadellos — tadellos sage ich Dir! — wie angegossen — nein — nein! — das ist nicht richtig — wie angehaucht —! großartig!

Ich habe die Fräulein Lina abgebusselt! —

Nur Irmingard — der Eiszapfen — blieb kühl.

„Ist ganz gut!" — das war alles, was sie sprach, als sie ihr Kostüm zum erstenmale ganz anprobiert hatte.

Du mußt nämlich wissen, es sind Empire-Kostüme; das meine in blaßblau Seide und dunkelblauem Ausputz —; reizend — sage ich Dir — wirklich reizend! — einfach gottvoll! Ich bin selbst ganz verliebt darein!

Dieses Miederchen . . .!

Denke Dir, tief ausgeschnittenes Hemd . . . die Schultern bloß bis zur Achsel hinunter — so daß ein Teil des Oberarmes noch nackt bleibt . . . und die Büste ganz frei . . . wie bei den Hofballkostümen; nur ein dunkelblaues Seidenspitzchen nickt den Rand entlang . . . mit jedem Atemzuge.

Von da ab fällt Leibchen und Rock wie in einem Guſſe in hundert langgeſtreckten Falten nach unten.

Als ich mich zum erſtenmale im Spiegel beſah, ſagte ich — nein — nein! ſo gehe ich nicht!

Aber da ſollſt Du die Mama gehört haben! Du dummes Kind! rief ſie, das iſt ja ein hiſtoriſches Koſtüm! — Sei froh, daß Du eine ſo ſchöne, volle Büſte haſt! Du kannſt dich ſehen laſſen! . . .

Und der Rock in weiten, weichen Falten — wie ſich das anſchmiegt, jeder Bewegung anſchmiegt! — Die ſeidenen Unterröcke — wie das kniſtert — und rauſchelt —! Das ganze iſt eigentlich genau wie ein modernes Reformkoſtüm — weit ausgeſchnitten; der Capothut . . . du kennſt doch dieſe reizenden Hüte aus der Empire-Zeit? — ganz von blauer Seidengaze, wölbt ſich in einem Halbbogen über dem Zopfneſte — und wird mit Bänden unter dem Halſe feſtgebunden.

Wir ließen ſie uns in corpore von einer Berliner Firma ſchicken.

Der ganze Spaß kommt für jede von uns ſo im Durchſchnitt auf zirka 100—120 Mark.

Der Papa wenn das wüßte! . . .

Aber von all dem ſieht und hört er nichts . . . und hat ſich noch nie darum gekümmert! —

Nun aber zur Hauptſache. . . .

Als wir zwölf Damen der Lance im Damenzimmer der „Harmonie" verſammelt waren — wollte keine ſo tief dekolletiert zu den im Saale ſchon ungeduldig harrenden Herren hinaustreten.

Das war ein Gekicher!

Da ſagte die hagere Wurmſer Marie zu mir und Gretchen Mai: „Ihr Protzinnen! — Der mühelos erworbene Reichtum iſt immer protzig! — Wenn ich im Vollbeſitze ſolcher wuchtigen Büſte wäre wie Ihr, dann würde ich mich nicht

lange zieren —! Ich aber — schaut mich an — mich armen Kerl! — — —"

Unter ihrem langgestreckten Halse trat das Schlüsselbein in starkem Bogen hervor — und dann ging es talwärts —, kaum, daß die Senkung noch einmal den schüchternen Versuch einer Hügelbildung machte —!

Da mußten wir alle herzlich lachen —!

Erna Karger, die Siebengescheite, aber sagte mit der Stimmengewalt eines Parteiführers: „Meine Damen! Was wir heute den Herren gestatten, ist viel.

Es entwertet uns, wenn wir es entwerten.

Es hebt uns, wenn wir es mit gemessenem Anstand und mit ernster Würde geben. Zeigen wir, daß wir keine Backfische mehr sind — sondern Weiber!"

Da rief Gretchen Mai: „Das hat Dir Deine Mama gut eingeprägt."

Ein schallendes Gelächter folgte.

Nun los!

Man schob mich und Gretchen Mai voran.

Die Türe ging auf . . . .

Wir sahen die 12 Herren in einer Stirnreihe vor uns stehen. Zwölf langgedehnte begeisterte „Ah" flogen uns entgegen. Ich merkte noch, wie Mukls Blicke wie heiße Sonne auf mir ruhten . . . .

Dann schlug ich die Augen nieder. . . . .

Wir hatten zwei Stunden Lance geprobt.

Nun klappte alles vortrefflich.

Da bereiteten uns die Herren eine Ueberraschung.

Man geleitete uns ins Herrenzimmer. Dort wurden wir mit Champagner bewirtet. Wie das perlte und schäumte und zischte und sich glühend durch die Adern küßte!

Bald war ein toller Uebermut im Schwunge.

Es war sechs Uhr Abens.

Leutnant Mukl und ich waren die letzten in der Garderobe. Er brachte mir den Abendmantel. Dann blieb er plötzlich stehen. . . . . .

Ich sah ihn an.

In seinen Augen brannte roter Feuerschein wie in den Augen einer Katze. —

„Sagen Sie mir nur," — sagte er mit gedämpfter Stimme, — „sagen Sie es mir nur, daß ich ein Tepp bin!

Sage es mir!"

Dieser schleichende, bebende Ton seiner Stimme erschreckte mich.

Mit einem Ruck warf er den Abendmantel weit von sich über einen Tisch —; ein zweiter Griff und das Gas war abgedreht! —

Ich wollte fort .... ein Schauer stieß mich mit hundert Fäusten gegen die Türe .....!

Aber ich hatte kaum den Gedanken gefaßt — — —, da fühlte ich, wie seine Arme sich um mich banden, wie Eisenbänder .... und seine Lippen küßten mich wie rasend ..

* * *

Als ich nachhause kam, erwartete mich Mama schon auf der Treppe.

Meine Harrfrisur war zerzaust.

Das Kleid verdrückt.

Mama schimpfte furchtbar.

„Ich verbiete Dir ein für allemal," sagte sie, „daß Du Dich mit diesem uniformierten Mädchenjäger weiter einläßt!

Du dummes Ding!

Dieser Leutnant hat im Offizierskasino eine Wette eingegangen, daß er jedes Mädchen der Stadt zum Kusse bekommt und sich willig zu machen weiß!

Habe ich es Dir nicht schon gesagt?

In der ganzen Stadt spricht man davon!

Was er Dir vorschwätzt und vorschwört, hat er Dutzend andern vorgeschwätzt und geschworen. Euch küßt er!

An Euch will er sich satt lieben!

An Euch will er seine Pferdesinne kühlen!

Und eine mit einem Geldsäckel heiratet er einmal — — und wenn sie einäugig ist — — und langgestreckt und häßlich wie eine Giraffe .....

Siehst Du!
Und das weiß man in der ganzen Stadt!
Und Ihr — — Ihr dummen, blinden Dinger! —
Die Lance im Harmonieballe kannst Du noch tanzen mit ihm!
Von da ab — ist er Dir fremd!
Hörst Du?!
Von da ab ist er Dir fremd!"

* * *

„Merkst Du etwas, liebe Gertrud?
Das ist das Echo der Freundinnen!
Der Neid hat eine gellende Stimme!
Aber sie lügen! Sie lügen!
So ist er nicht! Ich kenne ihn — jawohl — ich kenne ihn besser! . . . .
Alles erdichtet!
Man muß einmal Wange an Wange in sich hinein lauschen — dann hört man in schöner Stunde die Brunnen in sich aufbrechen — und der Klang täuscht nicht — dieser Klang ist echt!
Ich weiß es!
Nächtens lag ich im Bette — —: ich sah eine Wiese . . Maßliebchen standen mit ihren weißen Blättersternen Kopf an Kopf . . . . wer zählte sie? . . . .
Da schoß ein Stachelstamm unter ihnen durch und hoch. Eine weiße Rose schob sich aus seinem obersten Zweige . . . und blättert auf. In diesem Augenblicke sank flatternd aus dem Blau des Sommertages flammengelb ein Schmetterling schwingenweit auf sie.
Die weißen Blättersterne der Maßliebchen winkten und winkten: Hier! Hier!
Er aber —
Weiße Rose — und gelber Schmetterling!

Aber du kannst schweigen!
Ja?

Das war der Montag.

* * *

Dienstag war der jour fix bei uns. Er trifft uns die Reihe um alle acht Tage. Irmingards und meine und jetzt auch noch Bettys Freundinnen kommen von nachmittags 2 Uhr ab zum Tee.

Da gibt es immer schon den ganzen Vormittag zu rennen. Wir sind zwar erst gegen 10 Uhr aufgestanden, da es auch trübes Wetter war — aber dann hatte es Eile. Zum Konditor — und in die Südfrüchtenhandlung. Mama will immer, daß man etwas Appartes bietet: diesmal Citronen-Schaum-Krapfen und Lübecker-Windwaffeln und diverse Kuchen.

Bietet man nicht etwas Seltenes und die Berge voll, dann wird man ausgerichtet.

Ach, du glaubst nicht, wie falsch die Leute sind — wenn man sie auch Freundinnen nennt.

Ich sehe es von Tag zu Tag mehr und mehr.

Klavierspielen, Singen und das neue Damenspiel: Erika — dann war es sechs Uhr abends geworden. Ach, das ständige Geschwätz und Gelächter und Gekicher und Gerede — ich war ganz dumm!

Ich atme jedesmal auf, wenn die letzte Schnatterbas zur Türe draußen ist.

Oder ist das nervös?

Mit noch nicht ganz 19 Jahren schon nervös?

Das wäre ja entsetzlich!

Mit 24 ist man es ja ohnehin sicher. —

Abends Stadttheater.

Wir sind abonniert! — Man will es doch nicht zurücklassen.

Am Mittwoch haben wir Malschule, Irmingard und ich; es sind mit uns im Ganzen neun Damen — Aquarell! —

Donnerstag iſt Beſuchstag für mich. Na, bis ich den ganzen Roſenkranz der Freundinnen abbete und abratſche, wird es manchmal nach 6 Uhr abends, wenn ich auch ſchon um halb 11 Uhr beginne und — eine Stunde Mittagpauſe abgerechnet — in Allegro-Tempo Nummer für Nummer nehme.

Gretchen Mai iſt mir noch die Liebſte.

Sie hat auch ſo eine heimliche Liebe.

Das kittet uns zuſammen!

Der „Ihre" iſt ein Czeche — aus Prag. — Forſtkandidat d. h. er gehört zum farbentragenden Verein „Hercynia" der hieſigen Forſthochſchule. Ein feiner Menſch.

Er geht nur mit Lackſtiefeln aus . . . und ſchneeweißen Gamaſchen. — Sonntags Cylinder und weiße Glacé.

Ein kohlſchwarzes Cotelettbärtchen klebt links und rechts an ſeinen blaſſen Wangen. Ein Brillantring am kleinen Finger . . . .

Wie das ſtrahlenblitzt . . . .

Seine großen, ſchwarzen Augen — — —!
Der Augen ſchwarz Gefunkel —
Sind wie die Wege Gottes dunkel. —
Der Augen Bläue —
Bedeutet Treue!

Und Gretchen Mai hat doch wunderbar blaue Augen!

Das ſind Liederrefrains, welche Gretchen Mai des Tages dutzendemale ſummt und ſingt — und lacht und träumt.

Svatopluk Czech iſt ſein Name! — Svatopluk —! . . .

Reizend, nicht?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann kam der Samstag.

Auf dieſen traf die Kneipe. Wir Damen des Tanzkränzchens „Hercynia" — es ſind unſer 36 — haben nämlich mit den Hercynianern einen gemeinſamen Kneip-Abend verabredet — und jeden zweiten Samstag im Monat hiezu beſtimmt.

Am 17. Februar iſt der Hercynianen-Ball. Er ſoll das Großartigſte werden, was hier ſeit vielen Jahren an Bällen geboten wurde.

„Ein Gartenfest in Versailles unter Ludwig XIV."

Die Dekoration allein kostet den Hercynianern 600 Mk.

Mama versprach mir, daß wir seidene Ballkleider bekommen.

Ich wähle hell-grün.

Du mußt unbedingt kommen.

Zum Hercynianern-Ball mußt Du unbedingt kommen!

Die Polonaise und den ersten Walzer tanze ich mit Muckl!

Heute in vierzehn Tagen ist eine Schlittenpartie mit den Hercynianern geplant nach Schönbrunn. Die Damen sollen alle in Tegernseer-Dirndltracht kommen, die Herren als Oberländerburschen.

Ein reizender Gedanke, nicht?

Natürlich wird getanzt!

Im Wirtshaus zum Talgrund ist im I. Stock ein ganz hübscher Tanzsaal vorhanden.

Musik nehmen wir von hier mit. — — — — — —

Nun habe ich Dir meinem Versprechen gemäß aufrichtig mein ganzes Tun und Treiben geschrieben.

Ich hoffe, daß Du mich mit gleicher Offenheit belohnst. Ich möchte so gern in Deine Seele sehen — so ganz — weißt Du, ganz — nicht nur die gestrenge Lehrerin! —

Hat denn Dich die Liebe noch gar nicht gequält? — Ich möchte das so gerne von Dir hören!

Hast Du mir gar nichts zu gestehen?

Du weißt, wie sehr ich an dir hänge.

Oder bin nur ich ein so unglückliches Geschöpf?

— — — — — — — — — — — — — —

Leutnant Muckl hat seit vier Tagen keine Fensterpromenade mehr gemacht —!

*

Manchmal habe ich entsetzliche Tage — Tage — Stunden! — ach! —

Heute ist wieder so ein Aschermittwoch für mich —! Gut! daß ich den Brief an Dich schon fertig geschrieben hatte. —

Ach, ich könnte aufschreien vor Wut, wenn ich mich so ganz in meiner Hilflosigkeit überschaue. — Was bin ich denn?! — ein Spielball dieser „Liebe" — ein Spielball in den Händen eines launischen Kindes — der Liebe!

Dann kommt der Wunsch in mich gerannt, ich möchte etwas haben, besitzen, das mich von dieser Knechtung frei macht — etwas möchte ich mein eigen nennen, das ich dieser Liebe entgegenhalten kann — entgegenhalten und sagen: Siehst Du, ich bin nicht mehr deine Magd, wenn ich sie nicht sein will — jedwede Stunde steht ein anderer Dienst mir offen — ich bin nicht mehr dein Höriger — so sagt man doch —? ich bin nicht mehr dein Leibeigener — du Liebe. —

Du Tyrannin —!

Ich bin frei — frei bin ich —! und diene nur, wem ich dienen mag! —

Das möchte ich sagen können.

So etwas möchte ich besitzen!

Und Du besitzest es doch! Du hast einen Beruf! Dann denke ich an Dich und sehe Dich vor mir, wie eine riesige Gestalt. — — — —

Und dann kommt es über mich — eiskalt — glatt — naß — geringelt und geschlichen und gezüngelt — wie eine Natter — kommt der Trübsinn zu mir — und ich sehe mich so klein, so wertlos — so lächerlich! — Ja! — Wie das weh tut, wenn man sich verächtlich findet. Dann ist Ebbe in mir! — vollständige Ebbe — leer — öde —nichts! — —

Manchmal — so eine Stunde kommt es über mich. —

Aber dann —! Ach Du weißt ja, was für ein übermütiges, leichtes, flatterhaftes Ding ich nun einmal bin — ein Schmetterling —! Sonne brauche ich — Sommersonne — und wiesenweit einen Blumenwald —.

Warum soll man das Leben so ernst nehmen —? Eben sehe ich Gretchen Mai über die Straße kommen. — Wie ihr die Röcke fliegen — und das offene Haar strähnenweit im Winde —! Vollwind in den Segeln!

So stürmisch geht nur die Liebe!

Nun tritt sie in mein Zimmer.

Ja!

Ich habe einen guten Spürsinnn! —

Sie legt ihr Album vor mich auf den Schreibtisch —.

„Eben habe ich es zugeschickt bekommen" — sagte sie. „Diese Seite — schaue!

Das hat er mir ins Album geschrieben — herrlich!

Swatopluk Czech!"

Während ich lese, beguckt Gretchen meinen Brief —.

Die letzte Seite . . . .

Sie summt die Wort windleise vor sich hin — heute singt sie alles — alles wird ihr zu Sang und Klang.

„Manchmal habe ich entsetzliche Tage . . . .

Ach ich könnte aufschreien vor Wut . . ."

Diese Stelle meines Briefes hat sie eben gelesen.

Dann lachte sie hell auf, daß das Zimmer hallt. —

„Sünderin — hast Du wieder Märtyrersehnsucht geheuchelt!" rufte sie mir zu!

Sie nimmt mir den Brief hinweg—.

„Darf ich hinzuschreiben? Folgende Worte mit Bleistift sind von mir —:

„Grämen heißt sündigen!

Die Gott wohlgefälligste Tugend ist die Lust.

Das ist aus meinem Kopfe. Wie es hinein kam, weiß ich nicht.

Gretchen Mai."

P. S. Eben haben Gretchen Mai und ich einen Plan ausgeheckt —. Wir wollen ein ganzes Jahr lang jede Woche einmal zur Mutter Gottes vom heiligen Blut — Du kennst doch die Kapelle am Nordhange des Hofberges? — wallfahren — und jedesmal einen Rosenkranz beten. —

Tante Louise — Gretchens Tante kennst Du ja auch, die heimlich zu Gretchen hält, hat ihr nämlich vor kurzem erzählt — sie hätte sich ihren Mann selig auf die gleiche Weise erbetet — trotz des Widerwillens ihrer Eltern, und dann hätte sie eine so glückliche Ehe gelebt —!

Lachst Du über unsere Frömmigkeit? —

Nein! es ist unser heiliger Ernst.

Hedwig."

Weihnachten.

Drei Tage darauf feierte Gertrud Baumgarten mit ihren Schulkindern Weihnachten.

Reiner hatte ihr eine Nordmanns-Tanne geschickt von entzückender Regelmäßigkeit — jeder Astquirl ein straff gespannter Astschirm.

Sie hatte den Baum schon einen Tag auf ihrem Zimmer stehen. Der kräftige Duft neckte ihr jeden Augenblick eine liebe Erinnerung ab —:

Reiner!

Manchmal kam es ihr vor, als wenn jeder straff gestreckte Ast nach ihr langen wollte, um sie berühren zu können.

Sie streichelte die Aestlein.

Was eine liebe Hand berührte, ist geweiht.

Und Reiner hatte doch geschrieben:

„Ich habe den Baum selbst ausgesucht. Ich habe ihn eigenhändig abgesägt. Ich habe ihn bis an die Walddorfer Markung getragen. Ich habe den Rauch aus Euerer Kultur-Fabrik aufsteigen sehen und rief mit der begeisterten Stimme eines Wallfahrers von der Höhe in das Tal meiner Seligkeit hinab: Ahoi —!

Doppelt gaben die Schneehügel das Echo zurück.

Doppelt — und jedesmal glaubte ich Ihre Stimme zu hören — Ihre Stimme, Madonna mia!

Stellen Sie die Nordmannstanne in Ihr Schlafzimmer. Ich weiß, sie wird sich nächtens über Sie neigen — ich weiß es!"

Diese Worte hatte Reiner auf einen Zettel stenographiert und ihn um den Stamm des Baumes gebunden.

* * *

Nach der Christbaumfeier hatte Gertrud Baumgarten die Kinder entlassen.

Eine Stunde früher Freizeit war auch noch ein Geschenk.

Dann machte sie einen Spaziergang.

Da kam sie an einen Pflanzgarten.

Es standen in einer Abteilung 6—7jährige Nordmannstannen, genau von der Größe des Christbaums. Der Stumpf eines frisch abgeschnittenen Bäumchens fiel ihr auf.

Reiners Tat.

Dieser Zufall freute sie.

Doch hatte sie Angst, Reiner zu begegnen.

Ihre Stimmung war zu freudig und zu froh.

In solchen Augenblicken ist der Wille schwach.

Sie kehrte um und ging nach Walddorf zurück.

Im Dämmerschein des Abends schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Die Zufriedenheit ist kein Märchen; sie ist auch kein sicherer Besitz, den man ausschlachten kann — wie Geld und Grund — und übererben kann an andere zu müheloſem Genuß.

Sie will ertaglöhnert sein!
Jeden Tag neu errungen!
Und wie erwirbt man sie?
Ich weiß es." — — — —

Ein Lächeln übersonnte das schöne Mädchen-Antlitz.

Gegen Mitte Januar kam von Reiner die Nachricht, daß er zu einer mehrmonatlichen, militärischen Übung einberufen sei.

„Nun können Sie ungeniert den Wald durchflattern
Das Revier ist geierfrei — bis ich wiederkomme!"

Das war Reiners Abschiedsgruß.

Reiner.

Die Tage vergehen, die Tage verwehen,
Wie die Wellen im drängenden Strome gehen.

* *
*

Auf ihren einsamen Spaziergängen — meistens von der Vorstehhündin Freya begleitet, konnte Gertrud mit Eintritt des Frühlings zum erstenmale das Erwachen der Natur beobachten.

So in seiner Allmacht hatte sie das noch nie gesehen — den Einzug des jungen Lebens.

Wenn sie auf der Höhe über Walddorf am Eingange zu den Domhallen des Hochwaldes stand und hinaus sah in das Land — weit hinaus, und die Südwinde daherstürmen sah — ein uferloses Meer von Duft und Wärme, das sie gischend umbrandete und in weiten Flugwellen den Hochwald durchbrauste, daß er aufstand, der alte Träumer und aus grüner Märchennacht seine Riesenstämme reckte und streckte — wie ein Schlaftrunkener und ächzend vor Wonne höher in die Lichtfülle hob — und von den Wolkenbergen das Sonnenlicht strömte in weiten, schimmernden Bächen in die dampfenden Täler. . . .

Da hörte und fühlte Gertrud das Aufatmen der Natur: Dörnröschens Erwachen —.

* *
*

Sie sah die ersten Stare kommen.

Ein rauchtrübes, schwankendes Fleckchen am hellen Himmel, das näher und näher schoß und über den Dörfern zerflatterte und kreischend und lärmend niedersank auf Garten und Haus und den Kobel bestürmte, die Heimstätte des Vorsommerglücks. . . .

Aus hängendem Wolkendunst hörte sie den rieselnden Lerchenjubel — endlos — nimmermüdend — ein immerwährendes, leises Jauchzen, als wäre der Schall in Luft und Dunst hängen geblieben! —

Die Schwalbe kam, die Schwalbe kam — und über dem Fenster, wo der wilde Wein sich rankt, war dann das Nest gebaut.

Kaum, daß der junge Tag den Himmel rötete, drang schon der Schwalben Plauderton ins Zimmer klein an Gertruds Bett.

Weibchen putzte sich die Flügel,
Männchen sprach im lieben Ton—:
Weibchen, kommt der Sommer schon —?
Steh'n in Blumen Tal und Hügel —
Ruft der Kuckuck schon vom Walde —
Balde —!
Und er drückte seinen Flügel
An der ihren schwarzen Glanz. —

Zwitschernd schossen sie vom Neste dann in das Blau des Tages — über Dorf und Ackerbraun; — junge Saat und die Erle überm Bach hörten ihrer Worte Lust. —

* * *

Eines Tages — es war zu Anfang Juni — trat ein Schulmädchen vor Unterrichtsbeginn zaghaft zu Gertrud an den Katheder.

„Was willst Du?"

Das Kind hielt die Schiefertafel hin.

„Und?"

„Hier steht es", sagte die Kleine leise und scheu.

„Was?"

„Sie sollen es lesen."

Gertrud nahm die Schiefertafel und erkannte sofort an den mit Griffel stenographierten Worten Reiners Hand.

„Für die Ueberbringerin dieser Zeilen erbitte ich inanbetracht ihres Samariterdienstes Amnestie für alle Vergehen im laufenden Jahre.

Und für mich —?

Nichts wäre dümmer, als so etwas aufschreiben zu wollen.

Ich bin wieder im Revier!

Seien Sie auf der Hut!"

— — — — — — — — — — — — — —

Da mußte sie lachen.

Dann aber erschrak sie — in etwas erschrak sie!

Als sie nach der Schule die Fenster öffnete, stand der Obstgarten weit in Blüten und die Nachmittagssonne durchleuchtete ihn.

Sie lehnte sich ans Fenster und sah mit den Augen der Freude lange — lange — in das hauchleise Weben und Streben. —

Wundersame Pracht!

Zeit der Blüte!

Zeit der Blume!

Zeit der Liebe!

Werbezeit! — — —

Sie dachte an Reiner!

Von diesem Augenblicke an wich der Gedanke nicht mehr von ihr —; sie fühlte überall seine Gegenwart — er ging mit ihr auf allen Wegen. —

* *
*

Sonntag Nachmittag vor Pfingsten.

Es war ein sommerheißer Tag — und so voll Drängen und Leben und Jubel und Lust — und Wonne und Sonne! — Und sie wollte sich wieder einmal satt sehen an all der

Herrlichkeit, am Blumengewimmel der Wiesen, am Bachgerieſel und Bronnenlärm, am Hochwaldrauſchen und Vogelſang — an weißer Wölkchen Flug. —

So ging ſie genießend — Luſt und Wonne ſchlürfend, — ſchauend, dem grünen Schatten des Hochwaldes zu.

Die Vorſtehhündin Freya umſprang ſie.

Eine Birke ſtand mitten im Blumengewoge der Bergwieſe, — weiß und ſchlank; ihre Aſtſträhnen hingen lang herab, ein duftiges, ſchwankendes Schattendach.

Die Birke klein, die Birke weiß
Stand einſt vor Vaters Haus.
Jetzt flattern ihre Zweige
Weit in den Wind hinaus!

Sie gedachte der Heimat und des Vaterhauſes.

Und dieſer Gedanke zog ſie zutraulich in den Schatten der Birke.

Sie ſetzte ſich, nahm den Hut ab — und lehnte ſich an der Birke Stamm.

Freya lag mit geſtreckten Pfoten im hohen Graſe, die Naſe vorgeſtreckt und ſchloß die Augen vor der Sonne.

Gertrud ſah durch die ſchwankenden Aſtlücken — über Dorf und Hügel in die endloſe Bläue.

Wie die Birke duftete!

Weich und lau umſank ſie der Schatten wie ein Traum.

Aus den faſt ährenhohen, immerwellenden Kornfeldern lockte die Wachtel.

Unaufhörlich!

Von den tiefliegenden, bachdurchrieſelten Talwieſen klang der helle, langgezogene, wirbelnde Ruf der Kibitze an ihr Ohr — — — koſend — — ſchmeichelnd. — —

Werbezeit!
Zeit der Blüte!
Zeit der Blumen!
Zeit der Liebe!
Werbezeit!
Hohe Zeit!
Hochzeit! —

Da überkam sie eine wonnige Sehnsucht . . . . !
Sie schloß die Augen mehr und mehr . . .

Noch fühlte sie des blauen Tages Schimmer — noch hörte sie das leise lockende Sagen der Liebe um sich . . .

Dann sah sie mehr und mehr in sich . . . und sah wie es aufstürmte in ihr mit windweiten, sonnenhellen Flügeln — — und wie es in ihr stand — hochwaldmächtig —:

„Mann und Weib," sagte sie träumend vor sich hin — „Mann und Weib!"

Zwei Begriffe — der Inhalt der ganzen Schöpfungsweisheit . . . .

Jedweder Klang um mich verrät sie mir . . . Es mag vieles in uns wohnen — doch keine Kraft die heiliger wäre als die Liebe! —

Liebe!

Eine wilde Sehnsucht überkam sie, — so mit ungestümer Kraft wie noch nie — —

„Reiner," sagte sie hörbar — und das Wort tropfte wie Purpurperlen über ihre heißen Lippen — „Reiner.

Wenn er jetzt käme!" —

Ein Schauer durchrieselte sie. —

Sie hielt die roten, geschwellten Mädchenlippen an den Duft, an Wind und Laute. —

„Du Mann!" — —

Wenn er jetzt käme? —

Ich wäre willenlos — — die Sinne brennen mir — helllichterloh . . . .

Wonnebrand! —

Ein Meer von Willen durchrauscht mich — Ich wäre willenlos! —

Wenn er jetzt käme — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Weib in mir möchte ich Dir geben." — —

Die Vorstehhündin Freya hob aus rotem Heidekraut den Kopf — und windete. — — —

Ihr Auge hörte . . . .

Ihre Gestalt straffte sich . . .

Da wollte sie aufspringen. —

In diesem Augenblick schoß ein gelber Hühnerhund — klatschend durch das Wiesengras auf sie zu. —

„Treff."

„Das ist Reiners Treff! —"

Gertrud wollte nach ihrem Sommerhut langen und aufspringen, — der Schrecken lähmte ihr die Glieder. — —

Da trat Reiner in den Schatten der Birke. —

„Sie?" seine grauen Augen funkelten ihr entgegen.

Gertrud vermochte keinen Laut über die blassen Lippen zu drängen. Sie sah nach ihm — starr — wie nach einem Gespenst. —

„Sie hier?"

„Allein?"

„Allein."

„Und ich Dummkopf," sagte er mit lachender Stimme, — „ich Dummkopf wollte eben vorüber gehen —; ich stand am Waldessaum — Distrikt IVe — sie wissen ja den Pfahl — und sah nach Walddorf hinunter. —

Treff ward mir unruhig, — er schnupperte und schnupperte, drehte sich im Kreise — schoß eine Strecke nach allen Richtungen und dann mit einem Ruck schnurstracks zur Birke abwärts. — —

„Was hat denn der Kerl Absonderliches in die Nase bekommen —" dachte ich mir — „er ist sonst kein nervöser Bursche. — Ich folgte leisen Trittes. —

Da . . . . .

Sehen Sie, so unvollkommen sind unsere Sinne. Ohne Treff — ohne den Hund — wäre ich natürlich ahnungslos an dem Glücke vorübergegangen. —

Wie oft mag es uns Menschenkindern im Leben so ergehen! Wir wandeln am Glück vorbei, ohne es zu ahnen.

Schwachsinnige —!

An dem Glücke. —"

Diese drei Worte sagte er nochmals leise und innig. — Seine Augen sahen nach ihr. — — —

„Geier!“ dachte ſich Gertrud.

Reiners offener, ungenierter Ton hatte auch ihr wieder mehr Ruhe zurückgegeben. —

Sie wollte aufſpringen. —

Er aber gab ihr die Hand hin — und hielt Gertrud nieder. —

„Darf ich mich zu Ihnen ſetzen?“

„Nein!“ ſagte ſie erregt . —

„Gut, dann ſetze ich mich.“ — —

Sie wollte fliehen. —

„Wenn man uns ſo ſähe! —“ Ihre Stimme bebte. —

„Pah!“

„Gott!“

„Niemand ſieht uns!“

„Wenn man uns beobachtete —!“ wiederholte ſie nochmals mit aufgeregter Stimme.

„Leutefurcht!“ ſagte Reiner mit leiſem Spotte.

„Angſt vor Menſchen! — Armer Leute Angſt! Ich aber fürchte mich nur vor einem — vor mir ſelbſt! — Sonſt vor niemanden! Auf dieſen Beſitz bin ich ſtolz — und ich habe in Ihnen immer auch eine ſolche Herrennatur, — einen ſolchen Vollmenſchen gewittert — — und ich habe in dieſen Dingen ſonſt keine ſchlechte Witterung.“ —

„Sie mögen ja recht haben,“ — erwiderte Gertrud — und ſtreichelte Treff, der ſeinen Kopf auf ihren Schoß gelegt hatte . . . . „aber das iſt ſo eine Weisheit zwiſchen vier Augen — und für d e n Menſchen vielleicht eine Wertmünze, der ſich niemandens Diener fühlt —; ich aber, in meiner Stellung! — wie eine unabſehbare, chineſiſche Mauer umſtehen mich Paragraphen mit Ziffern, Abſätzen und Buchſtaben gedruckt und geſchrieben — altererbte, neue und neueſte — und ſagen mir, befehlen mir; ſo haſt du zu denken, ſo zu fühlen — und ſo zu handeln! —“

„Und —“ fuhr ſie fort . . . .Der Geſetzeswächter ſind zahlloſe . . . . ich bin nicht willens an mir ein Exempel ſtatuieren zu laſſen; wüßte ich doch im vorherein: ich habe den Schaden — und eben ſo ſicher den Hohn der anderen

dazu. Auch Sie — jawohl auch Sie — und wollten Sie mit all ihrer Ohnefurcht und ihrem ganzen Machtbesitz gegen diese altgeheiligte, von Jahrhunderten erbaute Zwingburg anstürmen —, auch Sie glichen hier nur der Mücke, die gegen einen Quaderbau anstürmt. —"

Ein feines Lächeln wölbte ihre Mädchenwangen — „Und man könnte nicht einmal sagen, die Mücke zerschellte'" — schloß sie. „Es war ja zu nichtig!"

Einige Augenblicke fühlte sie noch seine Blicke nach ihr leuchten. —

Dann tönte ein verhaltenes Gelächter in ihre heißen, kleinen Ohren. —

„Sie Missionsprediger!"

Die Mücke! Hm! Eine Mücke — das bin ich — das haben Sie mir deutlich gesagt. Das ist ein trefflicher Vergleich.

Das haben Sie großartig gemacht!

Sie Cherubim!

Aber bekehrt haben Sie mich nicht!

Es steht nach wie vor die Ansicht in mir fest und hoch wie ein Maibaum.

Ein kleinbißchen leiden Sie an Leutefurcht. Und dieser Drache wäre schon lange verhungert, wenn sich nicht immer Gutmütige und Demütige fänden, welche ihm opferten . . .

Aber! Wenn dem nun einmal so wäre — gestatten Sie mir die herzliche Frage . . .: Empfinden Sie vielleicht auch vor mir etwas Furcht?"

Gertrud sah einen Augenblick auf . . . und wieder strahlten seine Augen in die ihren — ein unheimlicher Glanz!

„Ja," sagte sie leise aber bestimmt.

Rosenröte leuchtete auf ihrem schönen Antlitz.

Er sah es.

Diese Schönheit berauschte ihn.

Es entstand eine Pause.

Von dem sonnenbeschienenen, in flachen Wellen sich schaukelnden Kornfelde klang der Wachtelruf an beider Ohr

... lockend! Von den Talwiesen das wiegende Pfeifen der Kibitze vom Wind halb verweht ... wie ein leiser, ferner Liederton. — —

Das langte durch der Birke grünen, lispelnden Schatten herein an der beiden Menschenkinder lauschende Sinne — mit weißen Armen langte es herein! —

Werbezeit!

„Sie haben vorhin geträumt," sagte Reiner und seine Stimme klang lockend — wie der Ruf der Wachtel.

„Ja," antwortete Gertrud.

„Von wem?"

Sie schwieg.

„Nun weiß ich es!"

Ich ging heute den ganzen Tag umher ... rastlos — ruhelos .... ziellos .... planlos .... es trieb mich etwas — es schob mich vor sich her.

Zeit des Safttriebes.

Das gewaltige Aufringen des Lebens. —

Ich kenne ja den Wonnewirbel, der im Hochwalddunkel aufschreit vor Lust .... und den hellen Blütenwald durchjubelt ....

Ich kenne das ja ... wie viele Jahre schon!

Das ist so die Zeit, die jeden eingeschichten Menschen einen unzweideutigen Rippenstoß gibt, der besagt:

Schau dich an!

Und du siehst einen Hohn auf die Natur! —

Ich dachte an Sie!" — fuhr Reiner nach einer kleinen Pause fort.

Ich nahm mir vor, direkt zu Ihnen zu gehen! —

Ich konnte dieses Drängen in mir nicht länger mehr ertragen — ich wollte es nicht ertragen! —

Dann verlachte ich mich — Schwächling spöttelte ich — Sehnsuchtsfalter — vielleicht ist sie, zu deren Anbetung du geflattert kommst, schon längst wieder in den seligen Gefilden ihrer ersten Liebe gelandet .....

Und du alter Esel wallfahrtest zu einer Kapelle ohne Madonna. —

Ich wollte einen Fuchsbau aufsuchen — ich fand ihn nicht — ich war blind! —

Ich ging und ging, um das Drängen in mir niederzugehen —, und dann stand ich mit einemmale an der Walddorfer Gemeindemarkung und sah hinab in das Tal der Seligkeiten — und wäre — wie es ja den Gefühlsduselern und Traummenschen meistens ergeht — wäre — am Ziel vorübergesteuert, wenn nicht meines Treffs Nase — — — nun das wissen wir. — —

Nun bin ich da. —

Wir haben ein Recht aufeinander — wollen Sie das bestreiten?"

„Nein!" — huschte es wie Sonne von ihren Lippen.

Er nahm Gertruds Hand von ihrem Schoße — und zog sie an sich.

Sie ließ es geschehen — dann sah sie auf und für einen Augenblick blitzte Auge in Auge. — Mannes-Aug in Weibes-Auge. —

Ein diamantenes Leuchten. —

Er schlang den Arm um sie. —

Wie ein Purpur-Röslein starrte ihm ihrer kleinen Lippen hochgewelltes Paar entgegen. — — —

Und sie küßten sich — oftmals . . . und in stürmender Leidenschaft. . . . .

* * *

Sang der Sommerwind im Birkengrün.
Sang die alte Weise!

* * *

Die Erde trank der Sonne Gold.
Der Tag war blaß.

Da drängte Gertrud den Ungestümen zurück — sprang jäh auf, setzte den weiten Sommerhut ins verwirrte Haar — nahm den Schirm und bevor sie aus der Birke Schattendach trat, sagte sie leise zurück:

„Sie bleiben — bis ich längst zuhause!

Wie lieb klang ihre Stimme!

„Ich trinke noch den Duft von Dir, der an den Blumen haftet" — rief er ihr nach.

Sie ging auf Umwegen ins Dorf zurück. — — — —

Dann riß sie die Fenster ihres Zimmers auf.

Es war so eng — so eng war es um sie! —

Schon stand die Nacht im blütenhellen Garten.

Da litt sie es nicht länger im kleinen Raum.

Sie trat im Nachtkleide hinaus und lauschte den Atemzügen der Natur.

Leben!

Solche Wonne birgt das Leben? —

* * *

Im Sternenschimmer sagte die Schwarzfichte zur hellgestammten Birke: Frau Nachbarin, ich habs gesehen! Ein Menschenpärlein unterm Dach!

Und wißt Ihr, was Euch das bedeutet?

Ihr könnt noch hundert Jahre am Hügelhange stehen.

Und Leben ist Glück.

* * *

Einige Zeit darauf kam ein Brief von der dicken Antonie, die in dem 3 Stunden entfernten Kumreut als Hilfslehrerin angestellt war.

Ein einzigesmal hatten sich die beiden Studienfreundinnen seit der Seminar-Absolvia getroffen.

„Sünderin!

Geheimsünderin!

Du Schweigsame!" hieß es in dem Briefe.

Aber das Böse hat Siebenmeilenstiefel und jedes lieben Nachbars Mund ist ihm ein Telefon!

So weiß ich es!

Und weiß es alles bis ins Einzelnste!

Du hast es übers Herz gebracht, Deiner alten Freundin nicht offen und sofort die Beichte abzulegen?

Das ist ein schlimmes Zeichen!

Und nicht klug.

Im Glücke zählt ein Freund ins Vierfache!

Denn die meisten frißt der Neid!
Kennst Du diese Regel nicht?
Ich erteile Dir somit eine ernste Rüge, mit Eintrag in die Qualifikation!
Im Übrigen aber sage ich Dir — Du Götterkind — mit meiner neiddurchschlichenen Seele: Bravo Mädel! Bravissimo! So ist es recht!
Man sprich von Dir! So lieb ich mir die Art!
Die sogenannte gute und die sogenannte bessere Gesellschaft, soweit sie hierland in vereinzelten Exemplaren vertreten ist — ist in Aufregung!
Ein gutes Zeichen!
Es ist etwas Gutes geschehen!
Die von Gesetz und Verordnung und Bestimmungen und Paragraphen und Erläuterungen umhürdete Schafherde findet es unerhört, wenn es ein Lämmlein einmal wagt, ohne oberhirtliche Erlaubnis — über die Hürde zu springen, um in Freiheit zu grasen. —
Der stumpfsinnige Neid kündet plärrend das Verbrechen.
Aber darüber hinweg!
Fort!
Weiter!
Dein Schatz geht ja mit Dir!
Dein Schatz!
Du Glückliche!
Wie eine jauchzende Kinderschar durchrennt mich die Sehnsucht — das brennende Verlangen — mit meinem Kopf einmal durch die geheiligte Papierwand der fürstlichen und königlichen und kaiserlichen, bischöflichen und päpstlichen, juridischen und moralischen Vorschriften, irdischen und überirdischen Verordnungen, Bestimmungen und Gesetze — zu rennen. —
Freie Schau!
Was hast Du gesehen?
Sage es mir!
Deine Lippen sind heiß —!
Ich sehe Morgenrot auf Deinen Wangen!"

Ein Entschluß.

Wenn Gertrud dann so einsam im Zimmer saß und dachte und dachte und Pläne schmiedete für die Zukunft . . . wie oft warf dann der rasche Wind im Flug einen Laut ihr ins Zimmer . . . schwach — als käme er aus weiter Ferne und wie ein Kinderlachen froh —:

Reiner!

Dann sprang sie auf — und trat ans Fenster, neigte sich weit hinaus und sah des Sommers Heeresmacht in weiter Pracht hin durch die Lande gehen. —"

Und sie gedachte Reiners.

Wie sehnte sie sich nach ihm!

Nach seinen klugen Worten.

Sie sagte den Namen leis zum Winde — scherzend — kosend und in wehem Ernst. Und einmal — es war kurze Zeit — nachdem sie ihm geschrieben, die Sommernacht stand sternenreich und wie ein Traum durchzog sie noch des Tages Wärmestrom. —

Da hörte Gertrud vom Hochwalde her — ganz deutlich hörte sie's — dreimal — „Ahoi!" zu ihr herüberrufen.

Sie stand im Nachtgewand am offenen Fenster und dieser Laut sprang keck in sie — und weckte eine Flut von Wonne auf in ihr.

Wie gerne hätte sie in gellendem Laut durch Nacht und Träumen die Lust von sich geschrieen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann hörte sie nichts mehr von Reiner.

Der erste Grasschnitt kam.

Gertrud sah, wie unterm Sensenhieb des Jahres Blumenzier niedersank.

Solchen Reichtum, so ein Jauchzen in Farbe und Duft, so einen Jubel an Blüten und Kraft hat die Erde nur einmal im Jahre.

Nur einmal!

Nun sinkt sie!

Gertrud dachte an Reiner!

— — — — — — — — — — — — — — —

An den Sonnengeländen der Walddorfer Hügel stand das Getreide schnittreif in weiter Flucht — wellend — wallend — wogend — wie ein Goldstrom.

Zeit der Ernte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie dachte an Reiner.

* * *

Es war kurz vor Beginn der großen Ferien, da hatte die Frau des Lehrers einmal auf einem Spaziergang, als sie von Reiner sprachen, Gertrud gefragt:

„Und Reiner?"

Gertrud schwieg.

„Dann wissen Sie es noch nicht?"

„Was soll ich wissen?"

„Ich weiß Sie stark und klug genug, ich sage es Ihnen: Er opfert einer anderen."

„Einer andern?"

Das straffte Gertrud den schönen Leib, sie streckte sich — und was mit tausend Stimmen gellend in ihr aufsprang — der festen Lippen rotes Paar verwehrte strenge ihm den Weg; kaum daß ein flüchtiger Seufzer von all der Sturmflut, die ihr im Innern tobte, sich durch ihre strengen Lippen zwang. —

„Einer anderen?"

„Ja."

„Wer ist die andere?"

„Ein ganz junges Ding soll es sein, kaum dem Institut entflogen."

„Ihr Name?“

„Eine gewisse Eggental.“

„Eggental?“

„Können Sie sich an das Schloßgut Eggental erinnern — auf halbem Wege zwischen Kumreut und Landshut. Ich glaube, Sie sind mit Ihrer Freundin Antonie einmal daran vorbei gewandert.“

„Schloßgut Eggental? Ich erinnere mich,“ sagte Gertrud, „es liegt auf einer Anhöhe.“

„Richtig.“

„Eine Eggental kenne ich vom Institut her,“ meinte Gertrud. „Sie ist vielleicht um 2 Jahre älter als ich.“

„Die ist es dann nicht. Es soll die jüngste der drei Schwestern sein.“

Unter diesem Gespräch waren sie wieder zum Schulhause zurückgekehrt.

„Sie werden sich deshalb nicht hinuntergrämen,“ sagte die Frau des Lehrers, als sie durch die Schulhaustüre traten.

„Nein,“ erwiderte Gertrud — „obwohl Reiner ein seltener Mann ist. Ich habe eine hohe Achtung vor ihm.“

„Ja.“

„Aber kennen möchte ich sie doch, diese Eggental.“

„Die Sie verdrängte,“ sagte die Frau des Lehrers.

„Ich möchte sie kennen!“

„Was ich spreche, weiß ich nur vom Hörensagen,“ erwiderte die Frau des Lehrers. „Sie soll hübsch sein — wie schon gesagt; sehr jung — 17 Jahre — und die Eggental gelten als sehr vermöglich.“

„Hübsch — jung und vermöglich —!“ sprach Gertrud wie in Gedanken nach —; ein Lächeln belebte ihre Züge.

Sie dachte an Reiners Worte: Vom Recht des Stärkeren.

Hübsch — jung — und reich.

Und reich! Drei Dinge!

Das Recht der Stärkeren!“

* * *

Als sie in ihr Zimmer getreten und die Türe hinter ihr geschlossen war, erlosch das Lächeln auf Gertruds Zügen — wie schwacher Sonenschein in schwarzer Wolken Schatten.

Die Abendsonne lag weit im Zimmer.

Fast erschrak sie an der Fülle des Lichtes.

Sie setzte sich mit dem Sessel nahe ans Fenster und ließ den Strom des Lichtes über sich hinhauchen.

Wie wohl tat ihr jetzt die Sonne!

„Freundin Sonne," sagte sie — „Freundin —! wie lieb —! Du bist mir treu geblieben!"

Sie sah in sich — und sah winterkalten Schatten. —

So war der Gedanke in sie gesunken, der Gedanke: nun bist du wieder allein!

Allein!

* * *

Von Sonne umsungen überdachte Gertrud nochmals ihre Liebe zu Reiner.

Es ist etwas Wunderbares, welch grenzenlose Kraft hier das Gedächtnis zeigt —! Ist das im Einzelnen — im Winzigen nicht etwas Ähnliches, wie das Grenzenlose im Weltenall? Vom ersten Augenblicke ihres Begegnens mit Reiner — und jedes weitere Zusammentreffen — bis zu jenen Stunden unter dem Schattendach der lispelnden Birke, und jede — oft die winzigste Einzelheit davon — trat wieder mit vollem Leben in ihr Bewußtsein.

Sie sah die Augen dieses Mannes wieder — es brach ein Leuchten aus ihnen, das ihr oft den ganzen Leib durchsank, tastend, kosend und dann wieder scharf auslugend, wie die Augen eines Geiers, der nach Beute äugt.

Sie fühlte wieder den warmen, festen Druck seiner Hände, der ihr deutlicher sagte als jedes Wort zu sprechen vermag: „Ich möchte dich besitzen! Besitze mich —!"

So durchzog sie die Erinnerung mit flatternden Fahnen.

Die Liebe.

Die Liebe?

Die alten, vererbten, engen Schulbegriffe umstanden sie scheu, blinzelnd, mit Angstmiene — und mißtrauisch auf-

horchend, wie eine Kleinstadtgemeinde zu einem Prediger auflauscht, der ein neues Evangelium verkündet —.

Sie hatte Reiner geliebt —!

Es war die Sehnsucht des gesunden, in Frühlingskraft strotzenden Weibes nach dem Manne —.

Er hat das Weib in ihr geweckt.

„Er hat mich zum Weibe gemacht —" sagte sie mit kosendem Tone in die rötende Abendsonne.

Sie hatten sich beide eine Freude geschenkt, wie sie sich Menschenkinder nicht schöner geben können.

Eine Gabe — er wird sie nie vergessen! ich werde sie nie vergessen können!

Die Gunst des Augenblicks zu genießen — ist die Kunst des Lebens.

Nehmen — erfassen — genießen, ist das nicht ein Recht für den, der geben kann? Das Leben hat mir einen Begriff geschenkt, der leuchtend in mir stehen bleiben wird, bis das Auge mir bricht —: Reiner.

Ein Gewinn.

Und ein Verlust.

Das eine sah Gertrud klar: für ein Mädchen, dem nur — wie so vielen — die Sehnsucht nach dem Manne groß gezogen war, das nur in der Liebe des Mannes sich bewertet sieht, für so ein Mädchen mußte das ein vernichtender Schlag sein —: sich verlassen zu sehen. —

Es sang der Abendwind im Apfelbaum — es klang — wie — Reiner!

Aber so groß war die Öde nicht, die dieser Verlust in Gertrud gedrängt hatte, daß sie sich deshalb unglücklich fühlte — oder den Tod wünschte; so schwächlich dachte sie nicht.

Fühlte sie doch, wie sich in diesem Augenblicke zwei Hände auf ihre Schultern legten — fest und zutraulich: Du bist nicht allein —! Ich bin ja bei Dir!

Die Arbeit.

Die starke, kluge, treue Freundin!

So hatte sie ihre schützende, erhebende Kraft vielleicht noch nie gefühlt!

Da stand sie auf, neue Kraft durchwallte sie. Und je mehr ihr die Ruhe wiederkehrte und das klare Denken Stund um Stunde, Tag um Tag, desto mehr und mehr gelangte der Gedanke in ihr zur vollen Herrschaft: — Fort von hier! —

Es steht ein Grabkreuz mir auf diesem Gottesacker.
Und ich bin kein Wehmutskrämer.
Fort!
Ein neues Leben soll beginnen.

Und alle die Gedanken und Pläne, die sie vor Wochen mit hellem Jauchzen durchzogen, — als sie im Landshuter Stadttheater die Magda in Sudermanns „Heimat" geschaut hatte, alle diese Gedanken standen wieder wie mit einem Schlage vor ihrem Sinnen.

Sie sah die große Künstlerin wieder vor sich, die nach einem gewaltigen Lebenskampfe — wieder in ihre Heimat und ihrer Kindheit Kreis getreten war. Ein Berg in Ebene gewöhntes Land!

Mit leuchtenden Augen war damals Gertrud unverwandt der großen Künstlerin gefolgt.

Diese prächtige Leidenschaft — sprudelnde Kindesliebe — der große Haß gegen den feigen Verführer — der Spott der Gesellschaftsmajestät gegenüber. —

Und über allem schwebend wie ein Adler — ihr Können, ihre eroberte Kraft — die Kunst! War sie noch auf die kleinliche, ekelnde, nach Großmut stinkende Gnade ihres feigen Verführers angewiesen —?

Sie warf sie ihm in Fetzen zerrissen vor die Füße!

„Ja, Sie meinen wohl — ich bin noch wie andere Mädchen — deren Schlußandacht doch darin besteht, daß sie gewallfahrtet kommen — zum Götzenbilde Mann —! seufzend — flehend — betend —: hilf mir! nimm mich —! daß ich auch etwas bin —! aber — Schatz —! du Herr der Großmut — ich bin anders geartet!

Not, Elend, Arbeit, Erfolg und Erfolge haben mich geändert und höher gehoben!

Wie klein bist du!

Wie niedrig geraten, verkümmert und erstarrt deine Sitte!

Du stehst in meinem Schatten —!

Ich sehe Dich kaum —!

Kleinling —!

Wie groß läßt Du „Mein Eigen" mich schauen! —

Weißt Du, Du Tugendbold —, weißt Du —, wenn ich einen Mann mir nehme, dessen Haupt steht in gleicher Höhe mit dem meinen—! und Kraft gegen Kraft — nicht Schwäche gegen Schwäche —!

Gebildeter Spießer in Amt und Würde und Ehren, Rang, Titel und Gehalt umkleidet — ich will großmütig gegen Dich sein!

Ich schenke Dir mein Mitleid!

Ich brauche Dich nicht —; für mich bist Du nicht mehr der Erlöser Mann — ich habe mich selbst erlöst —!

Ich bin, wozu ich mich machte. . . . ."

Er duckte sich davon! — — —

•

Ha — das war ein ganzer Mensch —!

Diese Magda war ein ganzer Mensch!

Ein Vollmensch —!

„Und sie ist deines Geschlechtes —" sagte Gertrud jubelnd in sich hinein —.

Und wer hat dieser Magda die Größe gegeben —?

Die Fremde — der Kampf mit dem Leben! —

„Auch ich!" Das war der Gedanke, den Gertrud damals heimtrug in das stille Walddorf, der zu ihr sprach, wenn sie auf ihrem einsamen Dienstzimmer saß und durch das weitgeöffnete Fenster hinaussah in den Apfelgarten, der schwer in Früchten hing — und die schnittreifen, schimmernden Getreideäcker überschaute, die im hauchlosen Winde und in Hochsommersonne — wie erstarrte Ströme Goldes standen — das fruchtende Leben —!

Das war der Gedanke, der zu ihr sprach — mit der Stimme einer Freundin —!

Und dieser Gedanke stand wieder wach in ihr und flüsterte unaufhörlich in sie hinein: Fort von hier!

Hinaus in die weite Welt!

Ich will das kleine Leid mir niederzwingen, das mich umgarnen und meine Kraft trinken will.

Ich will mich höher heben — hoch hinaus — — und — größer wiederkehren.

Der Wille zur Tat stand mächtig in ihr — unabänderlich.

Nun durchsuchte sie jeden Tag den Annoncenteil der Zeitung nach einem Angebot: Gesucht wird eine Gouvernante — oder Erzieherin — oder Lehrerin.

Das bildete nun für jeden Abend eine ihrer Beschäftigungen.

Mit hastenden Augen suchte sie. Welches Land wird es sein? Welche Stadt? Ein Lottospiel.

Da kam eines Nachmittags Antonie angeradelt, stellte das Rad in den Schulhausgang, riß die Türe zu Gertruds Wohnzimmer weit auf — und noch schweißdunstend von der raschen Fahrt, stürzte sie sich an der Freundin Hals.

„Gott seis gorgelt und gesungen, daß ich Dich noch ganz sehe. Ich glaubte schon, Dich nur noch in Stücken wiederzufinden — zerschossen — oder zerschmettert — oder von Wut und Ärger in lauter Papierschnitzel zerrissen.

Allen Heiligen und Seraphinen seis gedankt! Nun aber laß Dich ansehen —!

Sie legte ihre Hände um Gertruds Hüften und stellte sie vor sich hin.

„Laß Dich ansehen — Du Enttronte!

Verlassene!

Du Tempel ohne Götzen!

Heilige Ruine!

Laß Dich beäugen —!"

Und dann kam es hervorgeschossen wie ein Gießbach zur Zeit der Schneeschmelze talwärts jagt:

„Ich hätte Dir schon lange geschrieben; aber ich wollte ganz sicher sein. Nun bin ich es. Gestern war Reiners Verlobung mit Adolfine Eggental.

Man schickte mir eine Karte. Ich habe sie sofort zerrissen in den Ofen gesteckt.

Neulich kam er — Reiner — mir in die Quere. Ich warf ihm schon aus der Ferne einen Blick zu — Blicke! — —

Er ahnte die Gefahr und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Ich hätte es ihm auch nicht geraten, unter meine Krallen zu kommen; ich hätte ihn abgerupft, wie noch nie ein Hahn von einer Henne zerzaust worden wäre. —

Und so ein junges Ding ist diese Adolfine Eggental! So ein blutjunges Ding! — Wir stehen doch auch noch in der Jugend — aber die — 2 Monate fehlen ihr noch zum 17. Jahr —; man möchte meinen, sie sei noch nicht ganz flügge. —

Sie soll aber närrisch mit ihm tun — sie hängt sich an seinen Hals und er muß sie so herumtragen — und den ganzen Tag geht sie mit gespitztem Mäulchen umher — sie busselt sich noch tot! — So erzählte mir ihre Freundin.

Backfischbrunst.

Das kennen wir ja aus der Naturgeschichte. — Die ersten Anfälle von Liebeskoller sind rauschartig.

Und er erntet diesen Goldregen von Wollust mit Ruhe und Umsicht eines erfahrenen Landmannes ein! —

Du lächelst zu all dem.
Mir bleibt der Verstand stehn!
Du kannst lächeln?"

„Weil ich das bereits überwunden habe, Schatz," — sagte Gertrud.

„Überwunden?"

„Im Wesentlichen wußte ich ja schon alles durch die Frau meines Lehrers — und habe mich bereits abgefunden damit.

Die Rechnung ist abgeschlossen. Und trotz alledem: — „Es war schön!"

Gertrud legte beide Hände an Antoniens Wangen, neigte sich zu ihr und sagte nochmals und leise: „Es war schön! —

Ich werde es nie vergessen!"

In Gertruds Augen lag ein feuchter Glanz.

Nun das Neue!

Ich gehe von hier.

Ich nehme zwei Jahre Urlaub. —

Ich bewerbe mich um die Stelle einer Erzieherin im Auslande.

Ich denke an die Schweiz, an Italien —; am liebsten wäre mir Frankreich — Paris. Ich möchte etwas Neues kennen lernen — etwas ganz Neues!

Ich möchte die menschliche Gesellschaft in ihren Höhepunkten kennen lernen; — weißt Du die menschliche Gesellschaft — nicht den Menschen! — Jene Höhen, welche die Kultur aufgetürmt hat, möchte ich ersteigen, um von ihnen aus mich in der Welt des Glanzes müde zu schauen. — Die Welt menschlichen Prunkes möchte ich durchwandern. —

Ich möchte mit Menschenkindern zusammenleben, jenen Menschenkindern, denen der Tag tausende von Bedürfnissen gibt, weil ihnen die Sehnsucht und Gier nach abertausenden anerzogen wurde. —

Die Welt jagenden Genusses möchte ich durchgenießen! —

Und was mich am meisten reizt: — Die Weiber möchte ich kennen lernen — die Weiber! —

Weißt Du — Antonie — die Weiber, die den Mut haben, Göttinnen zu spielen, Göttinnen der Gesellschaft. — Hinter denen die Herrn der Schöpfung nachkriechen, wie Stahlspähne hinter einen Magneten.

Diese Weiber möchte ich kennen lernen!

Was gibt ihnen die Kraft?

Worin besteht ihre Macht?

Was ist ihr Besitz?

Sind sie wirklich die Riesinnen wie sie uns Mädchen aus kleiner Stadt und engen Verhältnissen, in Arbeit erzogen zur Arbeit bestimmt — vom Tagesdienst durchmüdet — wie sie uns erscheinen möchten?

In diesen Schimmer möchte ich meine Arme stoßen — eindringen in diese Welt — und ihren Pulsschlag an meinen schlagen fühlen! —

Mit meinen Augen möchte ich sie trinken und ihre Lustlaute in meine Ohren wallen hören! — Durch ihre Wonnen möchte ich mich tasten — und wenn ich mir dann sagen kann:

Das ist der bessere Mensch, der veredeltere Mensch — hier sind die Ideale lebend und handelnd — die Ideale, die du suchst! —

Gertrud Baumgarten! —

Dann — meine liebe, dicke Antonie — dann werde ich mich in Demut neigen — und anbetend sagen: ich diene Euch!"

„Bravo!" rief Antonie und klatschte lärmend in die Hände und strampelte mit den Füßen. „Zierde eines künftigen, mischgeschlechtlichen Parlaments, Bravo!

„Und dann," setzte Antonie spöttelnd hinzu — und klappte in Demut die Augendeckel nieder — „und dann wirst Du vielleicht nocheinmal zu uns kommen, um uns arme Erdenwürmer wieder in unseren Niederungen dahinkriechen zu sehen!"

— — — — — — — — — — — — — —

Da schloß Gertrud die dicke Freundin in die Arme und preßte sie so an sich, daß Antonie aufschrie — und sagte: „Willst Du mich fühlen lassen, wie Reiner Dich umschlungen hielt?"

„Bah!" sagte Gertrud und ließ sie.

„Siehst Du, Dicke, — so mächtig steht die Kraft in mir!"

Als die Beiden auseinander gingen, stand Gertrud noch lange auf der Hügelwelle und sah der Freundin nach — bis in des Waldes schwarzem Schatten die lichte Gestalt erlosch. Wie ist es lieb, eines Menschen Treue sein zu nennen!

* * *

Der Herbst lag im Tale der Goldach — der bunte Herbst. Vor Gertruds Fenster hing der wilde Wein purpurrot. Überm Dorf hoch im Sonnenglaste schoß schon die schwarze Schwalbe plaudernd mit im Sammelzuge.

In Bälde südwärts.

Die Entscheidung war gefallen.

Seit gestern lag der abgeschlossene Kontrakt in Gertruds Händen: Sie hatte sich auf zwei Jahre verpflichtet, den Unterricht und die Erziehung zweier Kinder einer vornehmen Pariser Familie zu übernehmen.

Dieses Glück!

All ihr Suchen nach Annoncen hatte zu keinem Ziele geführt.

In den letzten Wochen der Herbstferien erteilte Gertrud in Landshut den beiden Töchterchen ihres Kreisschulreferenten Regierungsrat Müller Nachhilfestunden im Französischen und Englischen.

In der liebenswürdigen Familie des Regierungsrates Müller lernte sie eine Verwandte des Hauses kennen — eine vornehme, ältere Dame, welche als Vorsteherin eines Mädchenpensionats in London tätig war.

„Fräulein Baumgarten," sagte diese eines Tages zu ihr: „Sie gefallen mir; ich weiß um Ihre Pläne.

Ich will Ihnen gern behilflich sein.

Es wird zwar schwer fallen, etwas Gediegenes ausfindig zu machen.

Ich war über ein Dutzend Jahre in Paris in ähnlicher Stellung, die Sie suchen — und hatte während dieser Zeit reichlich Gelegenheit, das Elend kennen zu lernen, das manche von den vielen stellensuchenden, deutschen Lehrerinnen dort heimsucht.

Vielleicht gelingt es, der Empfehlung einer meiner Bekannten, Ihnen ein günstiges Plätzchen zu sichern.

Die Damen vornehmer Pariser Häuser engagieren fast nur auf persönliches Empfehlen hin.

Man ist sehr vorsichtig.

Sie haben allerdings noch das eine Gute im Besitze vor manch anderer, daß Sie auch eine gute Musikerin sind, Fräulein Baumgarten.

Das wird vielleicht dasjenige Moment sein, welches am ersten die Brücke zum Erfolg schlägt. Die Pariserinnen lieben Musik. •

Das liegt in der Sprache."

Und dann war es so überraschend schnell gekommen!

Der Zufall!

Wie vieles macht der Zufall im Leben eines Menschen!

Ein glücklicher Zufall war es, daß Gertrud die Londoner Institutsvorsteherin kennen lernte. Wie mütterlich nahm sich diese Dame ihrer an! Manche kostbare Erfahrung und manchen trefflichen Rat erhielt Gertrud von ihr geschenkt.

Und was konnte Gertrud an ihr alles ablesen: diese schlichte, klare, sichere, selbstbewußte, vornehme Art sich zu geben, die auch blieb, wenn Besuche kamen — Damen der haute volée der Kreishauptstadt — mit klingenden Titeln, in rauschender Seide, mit geschwätzigem Dünkel, steif, hochnasig. — — Die Londoner Institutsvorsteherin blieb — was sie war. —

Da gab es kein Zusammenknicken vor dem Glanze, kein ehrerbietiges Anbeten des Kastengeistes. —

Ein klares, freundliches Betrachten und Werten der andern. —

Wie oft bot sich Gertrud Gelegenheit, solches zu beobachten.

Und dann sah sie — wie die Londoner Institutsvorsteherin über die meisten dieser Weiber hinauswuchs — ins Große; das war Hoheit!

Das war ein Weib und ein ganzer Mensch!

Ein vollwertiger Mensch.

Das kann Dir nicht der mit dem Geldsäckel der Eltern erheiratete Titel und Rang in der menschlichen Gesellschaft geben — und nicht die pomphafte Toilette — das Seidenkleid mit Spitzenüberwurf — und der auf 50 Mark gewertete Straußenfedernhut. —

Diese Hoheit, diese Macht will errungen sein und eines nur läßt sie Dir gewinnen: — die Schule des weiten Lebens, das Ringen mit dem Tage, der Kampf mit dem Leben — und der Sieg. —

Kämpferin! —

Siegerin! —

„Auch ich," sagte Gertrud nach solchen Gedanken leise zu sich — „auch ich will es werden!"

Und noch einen Rat, sagte die Londoner Institutsvorsteherin, als sie von Gertrud Abschied nahm —: Fräulein Baumgarten, Sie kommen jetzt in eine Welt, in der das Äußere am Menschen eine Macht ist — eine der mächtigsten! Ich habe es erfahren.

Ich rate Ihnen deshalb, Ihrer Toilette besondere Sorgfalt zuzuwenden.

Ich habe meinen Schwager gebeten, Ihnen die Entschädigung für Ihre Stundenbemühungen etwas reichlicher zu bemessen. —

Ich kenne ja Ihre Verhältnisse!

Sie brauchen deshalb nicht zu erröten — junge Freundin.

Daß ich Ihre Verhältnisse kenne, war wohl mit ein Grund, der mich veranlaßte, Ihnen so rasch mein volles Interesse entgegen zu bringen.

Sie werden sich am 15. Oktober abends 6 Uhr in der Avenue dc Marigny einfinden. Der Portier wird Ihnen öffnen.

Er ist Franzose.

Großstadtkind.

Diener in einem glanzverwöhnten Hause. An Eleganz und Noblesse gewöhnt.

Der Grad Ihrer Toilette wird den Grad der Achtung bestimmen, den Ihnen die Domestiken des Hauses entgegenbringen.

Der Diener beugt sich willig dem Herrenmenschen. Sie verstehen mich!

Geben Sie Ihre Karte ab —: an Marquise de Noiselles.

Sie werden im Salon von Madame empfangen. Ihr hübsches Gesicht — junge Freundin — tut es auch hier nicht allein.

Es ist für Madame eine angenehme Beigabe — oder vielleicht sogar eine notwendige — eine vorausgesetzte.

Der Grad ihrer Toilette, mit der Sie zum erstenmale vor Madame treten, wird also auch hier im Wesentlichen den Grad des Vertrauens mitbestimmen, den man Ihnen entgegenbringen wird. Diese Weiber sind Spezialistinnen in der Toilette und haben geschärfte Sinne hiefür — das ist ja ihr Machtgebiet.

Also das schlichte Matrosenhütchen, das Sie hier tragen — außer Dienst setzen.

Sie werden sich einen toque kaufen. In blau oder rot oder gelb, je nach dem Costüm, zu dem er passen soll.

Auch dieses Waschstoffkleidchen — in dieser etwas schlaffen, hölzernen Form — ich sage es Ihnen ganz ehrlich, Fräulein Gertrud, paßt nicht —; es ist viel zu bescheiden.

Meine Schwester hat hier eine gute Näherin.

Hier haben Sie Journale.

Sehen Sie —, hier — oder hier — auch dieses Kleid — es kommt nicht zu teuer — und diese Façon. —

Es wird Ihnen vortrefflich stehen — und Sie werden die Erfahrung sich erwerben —: es ist eine altersonnene Weisheit, die in dem Sprichworte liegt: Kleider machen Leute! Mag der Weise darüber lächeln.

Mit Recht.

Die Gesellschaft aber erkennt darin einen Gesetzesparagraphen. —

Die haute volée ein Dogma.

Aber ich möchte dem ausdrücklich noch hinzusetzen —, die Kleidung ist der eine Teil; — der zweite und ebenso wesentliche Teil ist —: w i e man sie zu tragen weiß, wie sie an Ihnen lebendig wird, wie Sie Ihr Inneres und Äußeres zu einem Ganzen zu gestalten wissen — und um es bestimmter zu sagen: Seien Sie nicht zu demütig!

Die bescheidenen Verhältnisse, aus denen Sie jetzt heraustreten, bringen es wohl für jedes Mädchen mit, daß es sich vom dem Glanze und Prunk, der sie in den neuen Verhältnissen umgeben wird, einschüchtern läßt und sich unterwürfigst vor ihm neigt.

Aber das wäre ganz gefehlt.

Demut und Unterwürfigkeit imponiert dieſen Leuten nicht mehr.

Das iſt ja das tägliche Brot, das ihnen geopfert wird. — Daran ſind ſie gewöhnt; damit langweilt ſich Madame. Was Ihnen aber Achtung abzuringen weiß, iſt —: wenn Sie bei aller Höflichkeit einen ſelbſtändigen Menſchen neben ſich ſtehen ſehen — und fühlen — n e b e n ſich — nicht unter ſich! —

Die Diplomatie des Einzelnen. —

Das iſt Diplomatie — oder Geſellſchaftspſychologie. Mehr will ich nicht ſagen. — Wer ein Gebiet erforſchen will, ein ihm noch völlig unbekanntes Gebiet — kein Menſch vermag ihm in Vorhinein zu ſagen: an dieſem Punkte wirſt du dieſes Abenteuer, an jenem — jenes erleben — durchzukämpfen haben! — Der Augenblick und die Gelegenheit und die Kraft, ſie auszunützen — und zu ſiegen, — das iſt eben der Prüfſtein für die Tüchtigkeit des Einzelnen! —

Nun Gott befohlen, junge Freundin; es ſoll mich freuen, von Ihnen zu hören.“

Das Geständnis eines Freundes.

Die Regierungs-Entschließung war eingetroffen, welche Gertrud von ihrer Stelle enthob für die Dauer von 2 Jahren mit dem Rechte des Rücktrittes.

Nun war sie frei.

Es war der 1. Oktober.

Am 13. Oktober wollte sie von Landshut abfahren. Die Tage, welche inzwischen lagen, hatte sie noch reichlich Vorbereitungen zu treffen.

Vor allem wollte sie sich noch im Französischen üben und sich auch etwas über Paris orientieren. Ihre Habe hatte sie im Wesentlichen gepackt. Dann nahm sie Abschied von den Schulkindern. Die meisten hatten sie lieb gewonnen. Manche freuten sich schon auf die neue Lehrerin.

Kinder!

Rascher Sinn, der nach Neuem verlangt.

Am Abend veranstaltete der Lehrer eine kleine Abschiedsfeier. Pfarrer Bieger war hierzu eingeladen und erschienen.

Es wurde musiziert und geplaudert.

„Ja, ja," sagte Pfarrer Bieger — zu Gertrud gewandt, „Sie tun ganz recht, wenn Sie sich die Welt etwas anschauen.

Eigentlich ist es eine der ersten Pflichten eines gebildeten Menschen, sich — soweit es seine Verhältnisse ihm ermöglichen — Erdenland und Menschen anzuschauen. Eine der hehrsten Pflichten.

Ich habe als junger Cooperator und Benefiziat mit dem, was ich mir ersparte, viele und zum Teil weite Reisen gemacht.

Was habe ich Schönes gesehen, Herrliches geschaut in den Ländern Europas! Wie oft bin ich in den großen

Verkehrszentren an den Ufern der Menschenströme gesessen, die an mir vorbeiwogten mit lachendem Leben! —

Wie oft bin ich dürstend an diesen Ufern gesessen! —

Und dann? —

Dann gingen mir die Augen auf und ich sah, daß ich einsam war! —

Einsam! —

Gefesselt! —

Gesetze gibt es — Menschengesetze — welche ein Vergehen sind an der menschlichen Natur! Die Gesetze Gottes allein sind heilig; — und sein heiligstes Gesetz, sein Wesen — —

— — — — — — — — — — — — — —

Pfarrer Bieger sprach das Wort, das er noch sagen wollte, nicht mehr. Mit jäher Härte zwang er seine Gefühle nieder. Er nahm das Glas mit Rotweinpunsch gefüllt — und klirrte mit dem Rande flüchtig an die Gläser der anderen und sagte mit dem schmerzlichen Lächeln eines Menschen, der sich in schwerem Kampfe selbst bezwang —: Es lebe das Leben!

Ein leiser Vierklang verhallte in dem Wohnzimmer.

„Verzeihen Sie einem alternden Manne, wenn die Gefühle in ihm mächtiger wurden, als die Kraft der Pflicht," fuhr er nach einer kurzen Pause fort.

„Was ich Ihnen gesagt habe, habe ich noch zu keinem Menschen gesprochen.

Ich weiß, daß Sie es mir in Ehren halten.

Es gibt Stunden im Menschenleben, in denen man das, was man als sein liebstes Geheimnis umherträgt, was man schon hundert und hundertmal in Erinnerung durchdacht, auf einsamer Stube sich leise vorgeplaudert, durchsungen, durchdichtet, durchjubelt — durchtrauert hat — auch anderen anvertrauen möchte.

Sind es schwache Stunden? —

Ich weiß es nicht!

Aber das eine weiß ich, daß ich als Student der Oberklasse des bischöflichen Seminars ein Mädchen kennen lernte.

Es war im Heimatdorfe Erlstätt am Chiemsee.

Seit kurzer Zeit hatte sich dort ein Arzt ansässig gemacht.

Während der großen Ferien kam die Schwester der Frau des Arztes auf Besuch.

Ein junges Ding.

Ich war damals schon Musikus.

Am Dorfkirchenchor wurden wir uns vorgestellt.

Wir sangen miteinander das Benediktus-Duo. Sie den Sopran, ich den Tenor.

Ich habe oft und immer gerne gesungen — doch nie mit solcher Begeisterung wie damals —; ich habe mancher Menschenstimme gelauscht, doch nie durchklang mich eine so mit inniger Gewalt — wie jene!

Wir sangen und sangen und fühlten wie die gleiche Wonne die Hände zweier Menschenkinder grüßend ineinanderlegte.

Jenes „Benedictus, qui venit in nomine Domini" ward mit zur Offenbarung —.

Ein „Hosianna!"

Benedictus deus —!

Lobe Gott — seine Macht in mir —.

Nicht mehr mit den demütigen, wehmütigen Augen des Lateinschülers — ich sah mit den Augen des Sehers in ein herrliches Land —!

Ein Frühjahrssturm durchrauschte mich —!

Ich begleitete „Sie" nachhause.

Ich ward eingeladen.

Wir musizierten miteinander.

Drei Zöpfe — rötlich-gelb — in strotzender Fülle hingen ihr über den Nacken.

Eine Germanin!

Die Röte kauerte wie ein sprungbereites Lachen auf ihren Wangen.

Ihre Augen sprühten einen Lichtregen, wenn ich sie beim Singen am Klavier begleitete und unsere Blicke sich begegneten.

Ich war toll.

Nächtelang lag ich am Fenster und sah hinüber in das fliederumstandene Haus — und sah den jungen Tag, der ihr die Purpurröte in das kleine Zimmer warf.

Meine Mutter betete und jammerte und betete — um mich —!

Sie sah die Erfüllung ihres einzigen Wunsches — mich als Geistlichen zu sehen — in Frage gestellt.

Ich fügte mich — scheinbar.

Ein gutgezogener Junge.

Ich war das erste Jahr Alumnus.

Da kamen wieder die großen Ferien.

Wieder sahen wir uns.

Der schwarze Talar schreckte sie.

Dann konnte sie herzlich und gellend lachen.

War es Hohn?

Nein!

War es das Lachen des Siegers, da sie merkte, wie sehr ich in ihrem Bannkreise stand?

Der Brand flog auf in mir in hellen Garben.

Es war ein Julitag.

In einer Ackergasse, die direkt vom Hause des Doktors durch die hochwogenden Felder führte.

Der warme Schatten neigte sich flüsternd über uns — da umschlang ich sie und küßte sie!

Sie erschrak nicht.

Sie lehnte mir lachend im Arme.

„Warum ließest Du mich so lange warten?“ sagte sie.

„So lange?“

„Daß Du es weißt — heute hätte ich Dich geküßt — Junge —!

Ja — ich hätte Dich geküßt — — —!“

Mit einem Ruck warf sie ihre drei rotblonden, üppigen Zöpfe vom Nacken über die Brust — und wand sie mir lachend um den Hals — — —.

„So will ich Dich an mich ketten — Junge! — so! und wie heißt man das in eueren gelehrten, weltentsagenden Büchern —?“

„In Banden der Liebe — Germanin!“

* * *

Bald darauf verzog der Arzt vom Dorfe Erlstätt nach Nürnberg.

Ich sah „sie“ nicht mehr.

Als Benefiziat kam ich einmal auf einer Rheinreise nach Bad Ems ins Lahntal. Es war August — also Hochsaison. Die herrlichen Anlagen vor dem Kurhause waren von einer Unmasse Menschen durchwogt. Ich setzte mich auf eine schattige Bank in der Nähe des Kaiser Wilhelm-Denkmals und ließ den Menschenstrom an mir vorüberbranden.

Da erblickte ich auf einmal eine stattliche Dame.

Zwei Kinder gingen ihr zur Seite.

Das Mädchen — vielleicht im Alter von 9 Jahren — trug drei rotblonde — germanenrötliche Zöpfe in üppiger Fülle über den Nacken hängend.

Es griff mir bis ins Herz.

Da sah sie mich.

Ein herrliches Weib!

Einen Augenblick sah ihr funkelndes Grau-Auge nach mir. —

Dann schritt sie lächelnd auf mich zu —:

„Das ist ein überraschendes Wiedersehen!“

„Wie geht es Ihnen?“

„Wie geht es Ihnen?“ frug ich als Antwort.

„Ich bin glücklich!“ sagte sie leise und vertraulich — „Hier meine beiden Kinder!“

„Gebt die Hand!“

„Deine Mutter hat Dir diese drei herrlichen Zöpfe vererbt, liebe Kleine,“ sagte ich zu dem Mädchen.

Eine Röte huschte über das Antlitz der schönen Frau.

Ein Zugeständnis ihrer Seele? —“

* * *

Pfarrer Bieger schwieg.

Keines sprach ein Wort.

Jeder von den vier Menschen sah in diesen Augenblicken in sich und sah tief innen im Lande der Erinnerung einen Garten mit blütenweißen Bäumen hell in der Sonne stehen — die Jugendliebe.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber nun müssen Sie noch einige Schumannlieder singen," brach Pfarrer Bieger — zu Gertrud gewendet — das Schweigen. „Wir wollen den Vogel ausnützen, bevor er uns entwischt."

Der Pfarrer setzte sich ans Klavier.

Gertrud stellte sich hinter ihn.

Das Bekenntnis des Pfarrers hatte sie mächtig erregt. Hatte sie doch von der ersten Stunde an, in der sie den Pfarrer kennen lernte, Gefühle der Verehrung für diesen Mann in sich erstehen sehen.

Und die verschiedenen Male, in denen Gertrud im Verein mit dem Lehrer und Pfarrer das Jahr hindurch musiziert hatte, waren diese Gefühle für Pfarrer Bieger nur gewachsen.

Wer dir aber so seinen innersten Besitz zu eigen gibt, wie es eben Pfarrer Bieger getan hatte — der ist dein Freund. —

Dein Freund!

Daß Pfarrer Bieger sie trotz ihrer Jugend so hoch wertete — und sie mit zur Vertrauten machte — war für Gertrud wohl das zündendste Lob, das er ihr hatte spenden können — — und der beste Beweis, wie sehr sie sich die Achtung dieses Mannes erworben hatte.

Aus diesem Wonnegefühl heraus sang sie mit der Kraft inniger Freude und mit jauchzender Leidenschaft das Schumann-Rückertsche Lied:

Widmung.

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonne, o du mein Schmerz,

Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, — darein ich schwebe —
O du mein Grab — in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab. —

Du bist die Ruh — du bist der Frieden —
Du bist vom Himmel mir beschieden —.

— — — — — — — — — — — — — —

Gertrud merkte, mit welcher Innigkeit Pfarrer Bieger die schwierige, jagende Begleitung an jedes Sangeswort zu schmiegen wußte. —

Seele an Seele — wie Wange — an Wange —.

Es durchrieselte Gertrud ein wonniger Schauer.

Zuletzt sang sie noch des Pfarrers Lieblingslied. Sie hatte es schon des öftern gesungen.

„Flutenreicher Ebro."

Pfarrer Bieger leitete mit einem kurzen Präludium nach D-dur.

„Flutenreicher Ebro, blühendes Ufer,
All' ihr grünen Matten, Schatten des Waldes,
Fraget die Geliebte, die unter euch ruhet,
Ob in ihrem Glücke sie meiner gedenket! —

Und ihr tauigen Perlen, die ihr im Frührot,
Den grünenden Rasen bunt mit Farben schmückt;
Fraget die Geliebte, wenn sie Kühlung atmet,
Ob in ihrem Glücke sie meiner gedenket! —

Ihr laubigen Pappeln, schimmernde Pfade,
Wo leichten Fußes mein Mädchen wandelt;
Wenn sie euch begegnet, fragt sie, fragt sie,
Ob in ihrem Glücke sie meiner gedenket! —

Ihr schwärmenden Vögel, die den Sonnenaufgang
Singend ihr begrüßet mit Flötenstimmen,
Fraget die Geliebte, dieses Ufers Blume,

Ob in ihrem Glücke sie meiner gedenket. —
Ob in ihrem Glücke — ob sie meiner — meiner gedenket? —

Während Gertrud diese Schlußworte sang — langsamer, schwerer, wehmütiger werdend — kam ihr der Blick in den Spiegel — und sie sah Pfarrer Biegers von Seele durchleuchtetes Antlitz und sah — die Träne, die aus dem Auge über die faltige Wange stolperte und sich verbarg.

Als Gertrud eine Stunde später im Fremdenzimmer des Lehrers vor dem offenen Fenster stand und hinaussah in die dunkelblaue, sternenreiche Oktobernacht —, da sah sie durch die schlummerstille Dorfstraße die Gestalt des Pfarrers Bieger wandeln.

Einen Augenblick blieb er stehen und sah nach der unzähligen Sterne Geflimmer.

Dann hörte sie, wie er im Weiterschreiten ganz leise vor sich hinsummte:

„Ob in ihrem Glücke — ob sie meiner — meiner gedenket? —"

Oder klang die Erinnerung so laut in Gertruds Seele.

* * *

Am Morgen des nächsten Tages, 6 Uhr früh, hielt die gelbe Postkutsche vor dem Walddorfer Wirtshause.

Gertrud war eingestiegen.

Pfarrer Bieger, der Lehrer und seine Frau drückten ihr nochmals die Hand.

„Nun werden Sie uns bald vergessen haben im Strudel der Weltstadt Paris," sagte der Lehrer.

„Vergessen ist eine häßliche Schwäche im Menschen —" meinte Pfarrer Bieger.

Der Postillon bestieg den Kutschenbock und ergriff die Zügel.

„Auf Wiedersehen —!"

„Ob wir uns jemals wiederſehen?“ ſagte die Frau des Lehrers.

„Das ſteht in Gottes Hand!“ ergänzte Pfarrer Bieger.

Der Poſtillon hieb auf die Pferde ein — und fort gings hinaus auf die Hauptſtraße.

Gertrud ſtand am Wagenfenſter und winkte und winkte — und ſah wie die drei Menſchen, die ihr nachſahen — kleiner und kleiner wurden — drei liebe Menſchen!

Da merkte ſie erſt, wie ſtark ſie hier innerhalb des einen Jahres eingewurzelt war und wie es ihr Innerſtes berührte, als ſie fühlte, wie ſich die hundert und hunderten von Faſern löſten, mit denen ſie ſich hier feſtgeſaugt hatte.

Die eine Heimat gibt dir die Geburt; der Jugend Träume wölben den Tempel dir darüber. — Die andere Heimat ſchafft die Arbeit dir. Der Boden iſt geweihter Boden, der dein Ringen ſchaute und deines Werkes Nutzen ſah erſtehen.

Noch immer ſah Gertrud zurück — die Häuſer von Walddorf waren ſchon ihren Blicken entſchwunden —; nur der rote Turm ragte noch über die Hügelwelle; der rote Turm, deſſen Schatten morgens über das Schulhaus ſinkt, deſſen Schatten abends in Pfarrer Biegers Arbeitszimmer fällt. —

Da erſchrack ſie.

Auf der Höhe über dem Dorfe — nahe am Hochwalde ſtand im flammengelben Herbſtkleide, wie ein brennender Buſch — die Birke, und leuchtete und leuchtete nach ihr — ein Flammenzeichen.

Da ſprang es auf in ihr wie ein aufgeſcheuchtes Wild —! Und ſie dachte Reiners.

Der Poſtwagen rollte im raſchen Tempo weiter.

Der Birke helles Bild ſchwankte im Winde wie eine leicht geſchwungene Fackel — kleiner und kleiner werdend — dann nur noch ein glimmernder Funke.

Da neigte sich Gertrud aus dem Wagenfenster und schrie zurück: „Ahoi!“

Dann war es vorüber.

— — — — — — — — — — — — — —

Arm der Mensch, der ärmste wohl —, der keine Erinnerungen hat.

Ins herbstliche Goldbachtal winkten fern der Trausnitz Burgzinken schon herüber.

In der Fremde.

Aus Gertruds Tagebuch.

Paris.

Palais de Noiselles.

Eine völlig neue Welt ist um mich.

Ich habe viel erwartet — und meine Phantasie hat mir das bunteste Tingel-Tangel vorgegaukelt. Wie unbehilflich und unwahr und unnatürlich ist eine Phantasie, die nicht aus dem gesunden Quell der Sinne schöpft.

Nun steht die Wahrheit berggewaltig über den Gaukelbildern meiner Phantasie. Die Wahrheit, der Reichtum, die Prachtfülle des Hauses de Noiselles.

Noch umstehen mich die neuen Eindrücke wie bunt-schillernde Mauern, und nur hin und wieder gelingt es mir, über sie hinwegzuäugen — und ich sehe von den mit vergoldeten Kandelabern besetzten Marmortreppen, aus den von Krystallspiegeln durchblitzten Wandelgängen, in denen weiche, in bunten Farben des Orients gewebte Persianerteppiche die hastigen Tritte dämpfen, ich sehe aus dem Seiden-, Duft- und Farbenprunk der Boudoirs ich schaue durch die weiten Bogenfenster der Salons, an deren Wänden wertvolle Meistergemälde in prunkvollen Rahmen hängen, deren Räume und Ecken und Winkel und Decken von Kostbarkeiten aller Art besetzt sind — ich sehe aus diesen Tempelhallen des Mammons hinaus in das Leben — in die von buntem Menschengewoge überfluteten Champs Elysées, einen der vornehmsten Plätze von Paris.

Wenn nachts die kleinen, weißen Sterne blitzen, hoch über Dunst und Tosen der Riesenstadt:—Champs Elysées—: Gefilde der Seligen! wie sich diese Worte in mein Denken schmeicheln, wenn die Ruhe der Nacht auf dem weiten, herrlichen Platze lagert . . . der Wasserlärm herrlicher Bronnen das Träumen der Nacht durchsingt — die zahllosen Laternen durch das Dunkel flackern — wie Allerseelenlichter über Gräbern. — — —

Und wenn ich dann wieder an den Tag denke, wenn ein unabsehbarer Menschenstrom über die Stätte flutet — in Glanz und Pracht, in Hast und Leidenschaft — tändelt, flirtet, tänzelt, lächelt — keucht und ächzt, — mit Seidenknistern — in Glaskutschen mit Gummirädern — in klappernden Handwägelchen, mit zerrissenem Wams. —

Gefilde der Seligen — ein klingender Name — eine Ironie!

Das Palais de Noiselles steht durch langgestreckte, kunstvolle Eisengitter abgesperrt gegen die Champs Elysées.

Hinter dem Palais dehnt sich ein weiter Garten, in den die Platanenwipfel des Parc Monceau herübernicken.

Noch blühen die Rosen in allen Farben!

Wie das duftet im Sonnenlicht! —

Klematis überwuchert mit blauen Blütensternen die Balkone.

Eine Insel in dem Häusermeer der Riesenstadt — blumendurchduftet, baumüberschattet — die Springbrunnen stäuben über dunkelgrüne Rasen — aus schwankendem Schatten blinken marmorweiße Statuen nach dem Palais de Noiselles; — das ist nur dem erstklassigen Reichtum möglich!

*

* *

Madame là Marquise de Noiselles.

Ich sah sie seit Wochen nur ein parmal und flüchtig.

Einmal — als sie mich am Tage meines Eintrittes empfing.

Der Diener in Livree führte mich in einen Doppelsalon. —

Dann kam Madame angerauscht.

Seide.

Eine Dunstwolke umwogte sie.

Sie greift von dem vergoldeten Teller eines Nipptischchens einen Brief.

Während ich mich ihr vorstelle, liest sie —; eine freudige Erregung durchhellt ihr schönes, junges Antlitz — und noch während sie zu lesen scheint, flattert ein Schwarm von Worten an mein Ohr — in reinstem Französisch —; das klingt wie Musik.

Madame merkt meine Verlegenheit

Madame lächelt.

Madame ist großmütig.

Sie spricht deutsch — ein fließendes Deutsch.

„Fräulein haben mit den beiden Kindern deutsch zu sprechen."

Madame klingelt der Zofe.

Die Zofe ruft dem Kinderfräulein.

Das Kinderfräulein bringt die beiden Kleinen.

Ein Knabe — Maurice — 6 Jahre alt, ein Mädchen — Lisette im Alter von 5 Jahren. — Madame sieht mit scharfen, strengen Blicken nach der Toilette der Kleinen. —

Maurice: unter gelben Ringellocken lachen rote Wangen hervor — Matrosenanzug, gelbe Lackstiefeletten. — Lisette — eine braune Haarsträhne von blauer Schleife gehalten, fällt ihr quer über die Stirne nach dem Ohr — ein weißes Spitzenkleidchen — die neueste Mode für Pariser Kinder. —

Madame ist befriedigt.

Das Kinderfräulein atmet auf.

„Melden Sie Fräulein bei Comtesse Claire und Comtesse Sidonie . . . sagte Madame zu dem Diener, als sie mich verabschiedete.

„Das sind die Stieftöchter von Madame. Töchter aus der ersten Ehe des Marquis", sagte der Diener zu mir, als er

an meiner Miene die Frage ablas. „Fräulein werden Begleitdame sein müssen.“

* *
*

Comtesse Claire.

Ein entzückendes Boudoir.

Grüne Seidentapete.

In einem blauen, glatten Rahmen — Heinrich Heines Bildnis.

Auf den elfenbeinweißen Roccocomöbeln, auf Nippestischchen, Eck- und Wandschränkchen, Konsolen und Ständern farbenprächtige Kostbarkeiten in Figürchen, Bildern, Nippes in bunter Fülle, in anmutigen Gruppen verstreut.

Ich sehe in die Seele von Comtesse Claire .... ich sehe den ganzen geistigen Besitz dieses Mädchen der vornehmsten Geldwelt von Paris.

Da erscheint sie.

Comtesse Claire. —

Welch ein schönes Mädchen!

Sie spricht deutsch!

Wie lieb!

„Spielen Sie Schumann?“

Ich bejahe.

Auf einem schwarzen Flügel liegt Schumanns Träumerei aufgeschlagen.

Ich spiele sie vor.

Comtesse Claire lobt.

„Sie singen auch?“

„Ja.“

Sie legte einen Band mit Schubert-Mendelssohn Liedern auf.

„Bitte!“

Ich sang das Mendelssohn-Heine Lied:

Ich wollt', meine Lieb' ergösse
Sich all' in ein einzig Wort;
Das gäb' ich den luft'gen Winden,
Die trügen es lustig fort. — —

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das lieberfüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort. — —

Und hast du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird mein Bild dich verfolgen
Bis in den tiefsten Traum. — —

Ein augenblickliches Empfinden ließ die helle Begeisterung durch meine Stimme flammen.

„Ah!“ . . . . sagte Comtesse Claire.

Es war Überraschung, Anerkennung und Freude, die in diesem einem Tone ineinanderklangen.

Ihre großen braunen Augen sahen ernst und tief in die meinen.

Wollten sie in meine Seele schauen?

— — — — — — — — — — — — — —

Ich war nicht mehr einsam, in dem gewaltigen Tempel des Prunkes.

* *
*

Comtesse Sidonie.

Sie kam eben von einem Spazierritt im Bois zurück.

Die Reitpeitsche in der Hand — empfing sie mich.

Sie mochte neunzehn Jahre zählen — also zwei Jahre mehr als ihre Schwester Claire.

Ein stolzes, üppiges, verwöhntes Großstadtkind. Ihre Blicke maßen mich wie eine Ware. Sie nestelte an ihrer Toilette; — während sie mit mir sprach, beschaute sie sich im Spiegel. — sans gêne et façon —; es lohnte ihr nicht, sich meinethalben nur den geringsten Zwang aufzuerlegen.

Als ich „Madame“ erwähnte — blitzt es aus ihren Augen — eiskalt . . und gleitet wie ein Lichthuschen über die rosa gepuderte Wange — — und erstirbt — ein Zucken in den Mundwinkeln. —

War das Haß?
War es Verachtung?

— — — — — — — — — — — — — —

Ich ahne eine Geschichte!

— — — — — — — — — — — — — —

Comtesse Claire erzählte mir einmal davon in einer traulichen Stunde — von Papas zweiter Ehe.

Ich sah den Marquis nur einigemale flüchtig. Eine hagere, schmächtige Gestalt, gelbes, runzeliges Gesicht — die langen, blassen Hände zitterten etwas, wenn er den schwarzgefärbten Schnurrbart aufdrehte.

„Mama starb vor zehn Jahren.

Bald darauf lernte Papa bei einem Pferderennen in Marseille die millionenreiche Tochter des Notars und Weinbergbesitzers Bison von Orange kennen. Sie wurde Marquise de Noiselles.

Die bösen Zungen sagten: Graf Noiselles mußte seinem altersschwachen Adel neues Blut zuführen — das Geld.

„Ach, mein und Sidoniens Vermögen ist nicht so groß, als man wohl allgemein vermutet —" seufzte Comtesse Claire.

„Als „Madame" zwei Jahre in Paris war, überkam sie die Sehnsucht nach der Heimat und nach verlorenem Glück! — — —

In einsamen Stunden kam die Jugend zu ihr:

Sie sah die Heimat wieder im schönen Tale der Provence, die Vaterstadt Orange . . . turmbewehrt — mauerumschlungen — von den Rebenhängen des Mont Ventaux trug der Wind den Traubenduft durch die Straßen, durch die Gassen — an den Stadtplatz . . . . in das Haus der Laronge . . . . in die Gärten. —

Unter den fruchtbehangenen Orangenbäumen saß sie im tiefen, blumenreichen Grase — mit Frédéric Laronge — des Advokaten Sohn — und sang mit ihm die schönen Lieder der Provence. — — —

Mistrals Lieder. — — —

Knabenstimme, Mädchenstimme — und es klang wie eine Stimme — — bis dann eines Tages die Liebe zwischen beiden stand — ein Rosenbaum mit tausend Knospen — zwischen ihr und ihm. —

Frédéric!

Und sie hatte sich verkauft!

Ihren Schatz und ihre Liebe?

Nein! —

Nein! —

Vier Jahre nach ihrer Verheiratung hatte sich der junge Advokat Frédéric Laronge in Paris niedergelassen — von der Marquise de Noiselles reichen Mitteln unterstützt. . . . Er wurde Hausfreund! — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nun war sie auf der Höhe, Marquise de Noiselles. Die Spötterstimmen, die ihr so oft von Provinzmädchensinn in die Ohren zischelten — es hatte diese Tat sie totgedrückt.

Madame hatte eine Tat vollbracht.

Eine Tat!

Wievielen von diesen Menschen der „Scheinkultur", die ihre Salons durchlärmten, die Neuigkeiten des Tages mit Eifer und Geifer und Ernst und Würde besprachen, als hätten sie daran geschaffen, — in ihrem Fünf-Uhr-Tee, die gewesenen und kommenden Ereignisse in Sport und Kunst mit Sektiererfanatismus beplauderten — wie vielen von all diesen Menschen, war bisher eine Tat gelungen? —

Madame fühlte sich ordentlich gewachsen — hinausgewachsen über dieses Höhengestrüpp.

— — — — — — — — — — — — — —

Es warb der Neid ihr Dutzende von neuen Gästen.

* * *

Der Wellenhall eines fernen, wasserreichen Stromes — so klingt das Leben der großen Menschensiedlung in das Kinderboudoir.

Lisette und Maurice — meine beiden Zöglinge sitzen vor mir.

Die großen, klaren Kinderaugen beſchauen mich mit offenherziger Neugier.

Durch die ſonnigen Menſchenſeelchen — rein und tief wie Bergſeeaugen hat noch keine Leidenſchaft rauchdüſtere Schatten geſchleift.

Das ganze Geſichtchen hört, wenn ich ſpreche — langſam ſpreche, um mich ihnen verſtändlich zu machen; und wenn die Sprachenquelle in mir zu verſickern droht, dann ſtürzt es über die beiden blutroten Kindermündchen wie aufgeſcheuchte Schwärme ſonnentrunkener Schmetterlinge — und das wonnige Lachen der Seele klingt hinter den flatternden Worten „Mademoiſelle — ſo — ſo müſſen Sie ſagen!

Und wie heißt das in deutſcher Sprache?"

Ihre Händchen umklammerten meine Hände.

Noch wiſſen die beiden ja nichts von jener wüſten Eitelkeit, die ich an den um wenige Jahre älteren Kindern dieſer verwöhnten Menſchenklaſſe bereits beobachtet habe, jener wüſten Eitelkeit, die geringſchätzig und herriſch nach dem arbeitenden Menſchen blickt, als wäre er eine Ware, die man ſich erkaufen kann!

Ich bin ja den beiden Kindern in kurzer Zeit ſchon ſoviel geworden — alles: Lehrerin, Freundin, Spielgenoſſin — Mutter! — — — — — —

Und ihre Mutter?

Das Kinderfräulein kommt hereingeſtürmt:

„Madame will die Kinder ſehen!"

Wenige Augenblicke ſpäter ſteht Madame ſchon auf der Türſchwelle:

„Mes Mignons! — Meine Lieblinge! — Wie geht es Euch?

Und iſt das Fräulein lieb zu Euch?"

„O, ſie iſt lieb, Madame", ſagte dann Maurice.

Es lacht der Schalk in ſeiner hellen Knabenſtimme. „Du nennſt Madame — mich — Deine Mutter! Schlingel!"

Sie ſchlingt die Arme um Maurice und küßt ihn, daß die volle Kinderwange ſchwankt.

„Und ma petite Liſette?

Hat sie geweint?"

Sie wendet strengen Tones sich an mich.

„Ich habe den beiden Kindern soeben das Märchen von Hänsel und Gretel erzählt.

Und Lisette denkt so gut mit. Noch steht das Leuchten weit in ihren Augen."

„Eh bien!

Und ist es so, mein Liebling?"

Madame herzt dann Lisette, so wild und so mit Leidenschaft, daß Lisettes kleine Träumerseele fast erschrickt und ihre braune Lockenfülle wirr ihr liebes Antlitz dann umflattert, als hätt' ein Sturmwind drin sein Spiel getrieben. „Mes Mignons! Meine Lieblinge! — sagt dem Fräulein Eure Wünsche!

Sie werden dann erfüllt.

Fräulein, tun Sie den Kindern jeden Willen. Es soll kein Schatten in die Sonnenhelle einer Kinderseele sinken!"

Aber noch während sie spricht — Marquise de Noiselles — erschaut sie schon im hohen Spiegel von Krystall der eigenen Jugendschöne Gestalt — und prüft mit Kennerblick das Kleid, ob es den anmutigen Leib zu heben weiß.

Und während noch die Kosenamen von ihren Lippen wirbeln, denkt wohl ihr Herz und Geist schon längst an andere Dinge! — Marquise de Noiselles! — und lachend glitt sie fort.

Lachend!

Es knisterte des Seidenkleides Pracht bei jedem Schritte ihrer kleinen Füße — wie warmer Wind im herbstlich dürren Blatte. —

* * *

Monsieur Laronge!

Es sprang dies eine Wort vom roten Lippenpaar der Kammerzofe — und sprang — ein Kobold — durch das ganze Haus — Und Kammerdiener Perce zog dann die

Zofe Louiſe am Blouſenärmel .... und ſagte leis — und ſagte warm; „Mademoiselle Louiſe! Sie ſchönes Kind! —

Bald geht die Liebe wieder durch das Haus ....

Wie oft ſchon hat ihr goldner Flügel mich geſtreift — —

Und Sie? ....

Mademoiselle Louiſe?

Pſt! pſt! Er kommt!"

— — — — — — — — — — — — — —

Da trat Monsieur Laronge ins Veſtibule.

Seine Lackſtiefletten knarren fein und leis, wie er in raſchen Tritten die teppichbelegten Treppen emporeilt — zu Madames Boudoir.

Er dankt mit lachendem Geſichte jedwedem Gruße — der Hausfreund — und kneift der hübſchen Kammerzofe in die roten Wangen.

„Madame iſt gut gelaunt?" frägt er ſie vertraulich.

„In goldner Laune, Monsieur." —

„Belügſt Du mich?"

„Ich habe noch nie gelogen, ſo oft ich ſprach: Monsieur Laronge bringt Glück ins Haus Noiselles." — — — —

Und Mademoiſelle Louiſe, die Kammerzofe, machte einen Knicks — ſo von Anmut ſtrotzend, daß dem Kammerdiener Perce das Herz im Fibertempo zu pendeln beginnt.

— — — — — — — — — — — — — —

In Madames Boudoir lag weit des ſpäten Herbſtes helle Sonne, als ſie dem Hausfreund mit offenen Armen entgegeneilte — eine berauſchend ſchöne Sünde. —

Und Marquis de Noiselles — der Gatte? —

Seit vierzehn Tagen feſſeln ihn die Reize der Rennbahn in Auteuil.

Ein Pferdeliebhaber.

* * *

Was für eine Welt!

Ich habe in wenigen Wochen die Gipfel dieſer „Höhenkultur" erſchaut.

Welche Höhen!

Sandwehen, die der nächste Sturm wieder glätten kann, um sie nach Laune meilenweit davon wieder erstehen zu lassen! Der Sturm — das Glück — der Zufall, der Menschenkinder in einen Goldhaufen setzt, den andere lange, lange vor ihnen aus Menschenschweiß und Menschenblut und Menschenhirn unter dem Segen unzähliger Flüche, Louisdor für Louisdor zusammengemünzt haben. — —

Lange, lange Zeit vor ihnen!

Wer von diesen Menschen — Männlein und Weiblein, die jeden Tag das Geld vom Haufen weg mit vollen Händen hinauswerfen — wer von diesen denkt vielleicht auch nur einmal daran, daß es einmal anders war! — Daß es einmal anders werden könnte!

Aber der Tag ist zu kurz und die Nacht hat zu wenig Stunden, um für solche Gedanken Platz zu bieten. — —

Denn unaufhörlich geht die Jagd nach Genuß lärmend mit Prunk und Pracht durch diese Welt. —

Und der Hauptgedanke, der mit jedem neuen Tage aufs neue aufleuchtet in diesen Menschenseelen — heißt:

Wie amüsiere ich mich?

Le monde où l'on s'amuse. —

Die Welt des müheloſen Genusses! —

Le grand monde! Die große Welt, die Welt des reichen Geburtsadels und der Geldaristokratie. —

Der oberste Gott, dem hier alle in knechtischer Ergebenheit dienen — heißt Geld!

Genießen — wo du keine Mühe dafür gabst —; ernten — wo du nie ein Samenkorn gesät . . . . —

Das ist die Größe dieser Welt!

Alles auf Rechnung fremder Kraft!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Après nous le déluge!

Nach uns die Sündflut! Der Endgedanke.

* *
*

Und die Weiber?

Was ist das Mädchen, was ist das Weib in dieser Welt?

Der höchst bezahlte Luxusartikel der Männer. Kostspieliger Sport.

Oder?

Die Beigabe zu einem Vermögen, das der Mann braucht, um standesgemäß leben zu können, das heißt um in dem großen Götzendienste mitpriestern zu können.

„Und in diesem Götzenkultus spielt das Weib die erste Rolle.

Ohne Sorge für Magen und Hirn, der Sorge für ihre Kinder enthoben — man hält ja beste Erziehungskräfte. Und wenn die Kinder größer sind, steckt man sie in Institute — die Töchter ins Sacré-Soeur als Internistin — den Sohn als Vollpensionär in ein Collège. Ohne Sorge für Haus und Küche, ohne Sorge für Einnahmen und Ausgaben — gibt sich das Weib mit allen verfügbaren Kräften der Pflege der Außenkultur hin. — Schön will ich scheinen! — Die Sinne meiner Beobachter will ich umschmeicheln — mit Duft und Glanz und Farbe und Anmut reizen, betäuben! —

Lachen auf den Lippen, Lächeln in den Augen, auf den Wangen — aus jeder der unzähligen Falten des kostbaren Kleides muß die Lust züngeln! — Das ist die Aufgabe, die das Weib hier zu erfüllen hat.

Raffiniertester Liebeskult.

Wie kleide ich mich?

Wie errege ich die Aufmerksamkeit, das Gefallen, das Entzücken, die Leidenschaft der Männer? —

Das Leid, den Neid, den Ärger, die Wut der Freundinnen und Feindinnen?

Welche Mittel verhelfen mir zum Siege über beide?

Und diese eine Sorge beherrscht das Weib mit selbstherrlicher Macht — eine rücksichtslose Tyrannin.

Die Toilette ist hier für das Weib die einzige große Frage des Tages — das Sinnen mancher Nächte.

Kaum reicht der flüchtige Tag zum Wechsel der Morgen-, Mittag-, Nachmittags- und Abendtoilette. Und was im Toilettenzimmer von Demoiselles und Madame jedweden Tag vor sich geht — im Geheimen und unter den fachmännischen, virtuosenhaften Händen und Blicken der Zofe — der ganze Rosenkranz von Zermonien, bei denen die Göttin Eitelkeit und Sinnlichkeit Orgien feiert — vom Waschen mit duftendem Wasser, um den Schimmer und Reiz der Hautfarbe zu erhöhen .. der ganze Leib ist von Wohlgerüchen umzüngelt — vom Javol- oder Eau de Cologne-Bad der Haare und Aufbau derselben zu einem raffinierten Meisterwerk der Friseurkunst — von den Salben, Pomaden, Essenzen, Tinkturen, — von den Farbmitteln und Pudern —, um den Schwung der Augenbrauen zu erhöhen — und den Wangen einen Rosaschimmer aufzuhauchen — bis zur eingehenden, mit Sorgfalt und Ernst durchgeführten Hand-, Finger- und Nagelpflege.

Was so jedweden Tag im Toilettenzimmer sich ereignet, wäre wohl ein Schauspiel für sich — und bezeichnet einen Höhepunkt im geistigen Leben von Madame oder Demoiselle.

Erst jetzt — mit diesen Machtmitteln ausgerüstet — wagt es das Weib, sich der Öffentlichkeit preiszugeben, die Bühne zu betreten, um mitzuspielen an jener großen, gewaltigen Komödie des Glanzes, Prunkes und Scheines — zu der Hunderttausende und Millionen aus den Regionen der Arbeit emporgaffen, wie zu einer blendenden Fata Morgana —.

Wie wenige von ihnen ahnen wohl, daß in diesen Orgien von Genüssen der erhebende, erfreuende, lohnende Genuß ein seltenes Pflänzlein ist! —

Und hier kann das Weib — können diese Weiber ihre ganze Kraft entfalten — schauspielern —!

Die Hauptrollen liegen in den Händen der Weiber — und alle spielen in der großen Komödie ihre Rollen mit Eifer, viele mit Talent, manche mit blendendem Geschick — mit Genie!

* * *

Aus dem Jahresprogramm von Madame und Demoiselles.

Juni.

Die großen Rennen von Longchamps.

Madame und Demoiselles waren hier mit vollem Interesse beteiligt.

Ist doch Marquis de Noiselles selbst Rennstallbesitzer — wenn auch der Name seines Kompagnon — Monsieur Tarasse in diesem Falle den Namen de Noiselles tief in Schatten stellt.

Monsieur Tarasse ist mit seiner braunen Stute „Mare" Debutant um den Grand Prix — und Comtesse Sidoniens Verlobter. Kaum mittelgroß, wohlgerundet wie ein Weinfäßlein, die fleischigen Wangen schwanken beim Lachen — und er lacht bei jeder Kleinigkeit so herzlich, Monsieur Tarasse — auf seines Hauptes Gipfelhöhe spiegelt eine riesige Glatze.

Ein eisiger Schauder durchrieselt die schöne, stolze Comtesse Sidonie, so oft sie das alles sieht — aber sie wird ihn heiraten, muß ihn heiraten — denn sie braucht seine Millionen — um so leben zu können, wie ihr Genie an Eitelkeit es erfordert. —

Und sie wird ihn betrügen —!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dafür hat sie Muster genug vor sich und um sich!

Pah! —

Aber da Sidonie bei diesem Rennen zum erstenmale mit ihrem Verlobten offiziell erscheint, muß ihre Toilette ganz etwas außerordentliches bringen.

Das Neueste in Renntoiletten sind Kleider mit langen Schleppen, die man über den Rasen nachschleifen kann — weite wallende Schleier —.

Comtesse Sidonie stürmt seit Wochen jeden Tag den Salon ihres Schneiders .... „Etwas ganz Außerordentliches muß es werden, koste es, was es wolle!"

Juli—August.

Seebad Scheveningen, Trouville oder Ostende?

Die Vergnügungsjagd des Sommers hat Madames und Demoiselles Nerven etwas angegriffen. Der Hausarzt sagt: Ruhe, Seeluft, Meerbad!

Madame wird sich für Scheveningen entscheiden, es bietet die meisten und aparteſten Vergnügungen.

Nur eine Frage verdüstert noch den goldenen Himmel über Madame und Demoiselles: Das Badekostüm — es soll ein Meisterwerk an raffinierter Schlichtheit werden.

Es soll nichts gleiches finden in den Luxusbädern von tout le monde.

Wird dem Schneiderkünstler die Lösung dieses Problems gelingen?

* * *

September—Oktober.

Chateau Tourmille in der Provence an den Hängen des Ventoux. Die Saison der französischen Schlösser. Und hier beginnt nach dem ermüdenden Einerlei der Sommerfrische schon wieder zum Teil die Saison der großen Toilette — eine Vorschule für die bevorstehende Hochsaison der Toilette im Winter.

Vormittagskleider, die sowohl für Wagen-, Automobile- und Besuchszwecke dienen, wie einfach dekolletierte Toilette für die abendlichen Unterhaltungen bei den Schloßnachbarn.

Die berühmten Oktober-Rennen in Marseille.

Madame und Demoiselles haben soviel Pflichtbewußtsein hier die Hauptstadt würdig zu vertreten— in kostbarer Toilette.

* * *

November—Februar.

Die Haute-Saison der Toiletten:

Die Bälle . . . .

Theater.

Salon.

Tee.

Madame und Demoiſelles kommen nicht aus der Aufregung.

Zahllos ſind die Beſuche und langwierig die Beratungen im Salon des Schneiders.

Wie oft ſchon hat die Equipage von Madame oder Demoiſelles vor den großen Schaufenſtern der erſten Pariſer Juweliergeſchäfte in der Rue de la Paix gehalten? Was iſt die modernſte Faſſung koſtbarer Steine? Welche weiß den Stein zur vollen Geltung zu bringen?

Madame will auch hier etwas von jeder gewohnten Form Abweichendes.

Sie denkt an die Freundinnen und Konkurrentinnen — und an Monſieur Laronge.

Ein halbes Dutzend Louisdor mehr oder weniger — was liegt daran?

* * *

März—April.

Nizza.

Madame und Demoiſelles bewohnen hier keine eigene Villa. —

Die Saiſon iſt zu kurz.

Im Grand Hotel de Paris iſt ein internationales Gewimmel.

Sind die Rennen, der Blumenkorſo vorüber, überſiedelt man nach Monte Carlo.

Madame wohnt hier jedes Jahr allein im Grand Hotel Monaco.

Marquis de Noiſelles fährt von Rennen zu Rennen. —

Monſieur Maronge iſt Madames Schutz- und Schirmherr. Und Madame intereſſiert das Spiel im Caſino und die Toiletten der Damen.

* * *

Mai—Juni.

Paris.

Frühjahrstoilette.

Die neuen Hüte.
Die Rennen in Auteuil.

* * *

In zwei Jahren hatte Gertrud jene Welt kennen und überschauen gelernt, jene Welt, welche vielen von den Millionen und Hunderttausenden der Arbeitenden als die Höhepunkte der Kultur erscheinen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Arbeiten gilt in jenen Kreisen als entehrend, die Armut ist gleichbedeutend mit Schande.

Von dieser Gesellschaftsklasse hat die ringende Menschheit, das aufstrebende, sich aufringende Weib nichts zu erwarten. Diese Menschen, besonders auch die Weiber dieser Gesellschaftsklasse, sind nur Schmarotzer.

Sie können nur vertilgen, was ihre Vorfahren erarbeitet haben; sie sind nur Zehrer und Verzehrer.

Schmarotzer am gesunden Lebensstamme der Menschen — kein neuer, kraftbietender Wurzel- und Nährboden.

Das ist also nicht die Kultur, die dem ganzen Ringen des Menschengeschlechtes den edlen Wert gibt.

Das sind Auswüchse der Kultur.

Luxuskultur!

Das ist nicht die Kraft, die wirkend das Bessere schafft.

Das ist die faulende Schwäche.

Das ist eine Krankheit.

Und Gertrud suchte Gesundheit.

Was gab diesen Menschen ihren Wert?

Fremdes Gut.

Ererbter Besitz.

Ohne diese geliehene Kraft — was waren sie?

Diese Mädchen? Diese Weiber?

Steht da nicht jedes Dienstmädchen, das sich auf ehrliche Weise, mit seiner Hände Arbeit seinen Unterhalt erwirbt, höher — viel höher im sittlichen Werte?

Steht nicht jede Arbeiterin, welche Tag für Tag — den mühseligen Verdienst sich erringt, um ihre Kinder ernähren

zu können, und noch müde von der Arbeit abends beim kargen Schein eines Öllämpchens ihre Kinder unterweist, daß sie gut und brauchbar werden, steht nicht jede Taglöhnerin wie eine Riesin über diesen geputzten Zwergen und Sklavinnen lächerlicher, kostspieliger Neigungen und eitlen Flirtes?

Und das sind die großen Götzen! Das ist also jener lächerliche Kult, der seine Schatten wirft aus den Großstädten bis in die Straßen und Gäßchen der Provinzstadt und Provinzstädtchen — und Glauben findet. Nacheiferinnen, Anbeterinnen und Gläubige — und wie eine Seuche die Mädchenwelt befällt?

Das Leben ist ein großes Schauspiel: Lustspiel, Komödie und Tragödie in einem gewaltigen Dreiklang. Nur wenigen gelingt es hinter die Koulissen zu schauen.

Die meisten sind und bleiben Kinder als Zuschauer.

* *
*

Vor Ablauf der zwei Jahre, für die Gertrud an Paris gebunden war, hatte sie an die Regierung ihrer Heimat die Bitte um Gewährung eines weiteren Jahres Urlaub gestellt und diesen zugebilligt erhalten.

Gertrud wollte dieses dritte Jahr zum Besuche Englands benützen, um vor allem die in England so rasch aufgeblühten landwirtschaftlichen Schulen für Frauen kennen zu lernen.

Sie hatte bereits so mancherlei davon gehört und in der Presse viel davon gelesen. Ihre lebhafte Neugierde war erwacht. Erkannte sie doch sofort, daß hier die Frau sich ein Gebiet zu erobern begann, das dem Weibe die günstigsten Bedingungen zur Weiterentwicklung bot: eine Gesundheit und Kraft fördernde Arbeit, Besitzstand und sicher und gut nährende Lebensstellungen. —

Wie sehnte sie sich fort aus diesem Gaukelspiel des Luxus, aus den Vergnügungstempeln, aus diesen Züchtereien entnervenden Genusses — von diesem Puppen- und Kasperl-

theater der Grand-Welt — nach der großen, freien, erhabenen Natur, nach ringenden, schaffenden Menschen — nach Edelmenschen!

Wenn sie in den letzten Tagen ihres Pariser Aufenthaltes oft sich frug: was haben diese beiden Jahre deinem Leben gegeben? — so war die Antwort, die sich Gertrud geben konnte, eine zufriedenstellende.

Sie hatte viel gelernt.

Sie hatte eine für sie völlig neue Welt kennen, beurteilen und bewerten gelernt, jene Welt, von der sie vieles erhofft, an der sie wenig gefunden.

* * *

Wer an der Befreiung des Weibes mitarbeiten will, muß vor allem das kennen lernen, was dem Weibe im eigenen Lager soviel Hindernisse bereitet für seinen Fortschritt —; man muß die Welt des Scheines und Schimmers in ihrem innersten Wesen und in ihrer vollen Nichtigkeit kennen gelernt haben, man muß die Komödianten der Pracht, des Luxus hinter den Kouliſſen belauscht haben, man muß diese „Höhenkultur" — die für hunderttausende von Weibern immer noch das Ideal bildet — in ihrer ganzen Hohlheit kennen gelernt haben, um sie in ihrer vollen Lächerlichkeit, Unwürdigkeit und Wertlosigkeit, in ihrem ganzen quälenden, erlogenen Besitz bloßlegen zu können.

Kein Buch ersetzt dir die Schule des Lebens!

Und keine Worte werden so nützend von deinen Lippen gehen, wie die, die du mit Leib und Seele erlebt.

Die Schule des Lebens ist die wahre Hochschule. Die vornehmste.

Die lehrreichste.

Wer ihr Reifezeugnis erworben, kann Lehrerin sein für andere.

* * *

Wie gerne erinnerte sich Gertrud an die Stunden, in denen sie die Vorlesungen an der Sorbonne und an der Uni-

versität für einzelne Fächer — Experimentale Psychologie, Physiologie, Literatur, Naturwissenschaften — besuchte.

Welch angenehme Überraschung war ihr zuteil, als sie zum erstenmal erfuhr und sah, daß die französische Universität als alma mater Söhnen und Töchtern die gleiche Berechtigung bot! Sah, daß sich die Pariser Universität als internationale Bildungsanstalt nicht nur über nationale Unterschiede erhoben hatte, sondern auch die alte Chinesenmauer zwischen den Geschlechtern niedergerissen hatte, und seit dem Jahre 1868 beiden Geschlechtern die gleichen Rechte zubilligte, wo sie gleiche Kräfte bieten konnten.

[redacted]

Noch mehr aber wuchs Gertruds Staunen, als sie schon nach den ersten Monaten Kolleginnen kennen gelernt hatte, Lehrerinnen der öffentlichen Schulen und sonstige Beamtinnen, denen ihr Amt kein Hindernis war, zugleich Gattin und Mutter zu sein.

Hier war also das Weib frei und dem Manne gleichgestellt. —

Und dein Vaterland?

Wie oft schon hatte Gertrud an ihr Vaterland zurückgedacht.

Lerne in anderen schauen, dann siehst du mählich auch dein eigenes Selbst.

Der Umgang mit anderen verhilft dir zur Selbsterkenntnis.

Die Fremde zeigt dir dein Vaterland.

Nicht das Vaterland, das du aus Büchern kennen gelernt hast, das vor dir steht, wie ein Riesenmuseum von Fürstengeschlechtern, von Städten und Dörfern, von Flüssen und Bächen, von Bergen und Tälern, von Herrschertugenden, Heldentaten und Schlachtfeldern; von Bildungshäusern und Uniform durchblitzten Kasernen, von Dichter-, Gelehrten- und Künstlerdenkmälern — nach Stockwerken, Sälen, Abteilun-

gen, Gruppen, Serien, Nummern, Buchstaben — wohlgeordnet — und tot. — — — !

Nein!

Das Vaterland, das dir die Fremde zeigt, steht vor dir wie ein Mensch, der dir zum Freunde geworden —.

Und wie man diesen überschaut in seinem ganzen innersten Besitze, in seinen Vorzügen, seinem Edelbesitze, in seinen Schwächen — so sah Gertrud das Vaterland!

Sah seine Größe herüberragen in die Fremde — berggewaltig — und sah die Schwächen über seinen sonnenhellen, arbeitdurchlärmten Gauen — wie düstere Schatten lagern — und sah manchen altchinesischen Zopf in ihm wandeln — hochgehobenen Hauptes in Amt und Würde mit Mandarinenmacht, starr und stolz und blind — und sah die Riesenkraft eines ringenden Volkes wie einen Gulliver hoch über all dem Gewimmel steh'n.

Und dann liebte sie es!

Nicht mit jener Liebe, die man aus Büchern lernt, die examiniert und streng benotet wird, nicht mit jenem Hurrapatriotismus, der befohlen ist und nicht tiefer als zur Kehle klingt — nicht mit jener Ergebenheit, mit jenem Dienersinn, der aus einem reichlichen, sicheren Gehalte hervorzüngelt — oder mit einem klingenden Titel bezahlt ist — nicht mit Lakaienlust — nicht aus der Mode .... und mit der Eitelkeit eines nach Belohnung schielenden Festredners — sie liebte es — weil sie es hochragen sah, hoch — in den Ländern der Erdenmenschen.

„Wir stolz macht es mich, dir dienen zu dürfen! — wie reich, dir dienen zu können!

Wie ehrlich und ganz will ich deine Dienerin sein!

Vaterland!

Geliebtes Vaterland!"

Berg ob Landshut.

Ein Berater.

Wieder rauſchelten der Buche entlebte, kupferrote Blätter zu Boden. Wieder ein Jahresring mehr am Baume.

In deinem Leben!

Ach, daß es einmal ein Ende haben muß!

Spätſommertag .... auf Tal und Höhen — wieder wirſt du einſtens durch die Lande gehen — und mit deinen farbenblinkenden Bannern, mit deiner Früchte Duftreiz und leiſem Alleluja-Singen in jedem Hauch der goldenen Winde wehen — wieder einſt! —

Und ich? —

Ich werde in der Erde liegen, ein moderndes Häuflein.

Es war einmal.

Ein ſchauerliches Märchen.

* * *

Du Grüblerin!

Sünderin!

Wer wird ſo ſeine Seele mit einer Friedhofmauer umengen und mit Trauerweiden bepflanzen!

Mag der Tiefen Sinn erſchöpfen, wer da will — Philoſophenſport und Totengräberarbeit. — Ich aber liebe das Leben und freie Schau! — Taghell ſteht das Leben in endloſer Spätlenzes-Pracht in mir!

Die Blütenblätter verſtieben im lachenden Winde!

Sommerſonne!

Hörst du vom silberweißen Birkicht den Kampfschrei der Hähne? —

Ein goldener Bach schießt das Leben an dir vorbei!

Neige dich!

Schlürfe!

Trinke Lust und Kraft!

Streife dein Kleid von den Hüften! Über deines Leibes schwellende Weiße lasse der Wellen gurgelnden Singsang hinrieseln — Jugend! —

Ach wie ist es schön, noch jung zu sein!

Jugend!

Wie bin ich reich! —

Juchhei!

Juchhei! Es ist kein Psalm ersonnen worden, der eine göttlichere Einleitung hätte!

* * *

Gertrud Baumgarten saß am offenen Fenster ihres Dienstzimmers.

Sie sah mit träumenden Augen hinaus — sah das bunte Gewoge des Herbstes im Tal des raschen Achen und in der Ferne, tief ins Tal gerissen die Wasserstraße der Isar silbern in der Sonne aufblitzen. Das Dorfschulhaus Berg ob Landshut lag in freier Schau.

Seit vierzehn Tagen war sie als Hilfslehrerin hier oben wieder angestellt.

Diesen angenehmen Posten — nur durch den Hofgarten von der Stadt Landshut getrennt —, verdankte sie dem Wohlwollen des Kreisschulreferenten und Regierungsrates Müller.

Als sie sich nach ihrer Rückkehr aus England bei der Regierung vorstellte, mit der Bitte um Wiederverwendung im Volksschuldienste, da ward ihr bange, ob man sie nach dreijähriger Abwesenheit in Bälde wieder nehmen werde.

Da fand sie eine so gütige Aufnahme!

Für den ersten Augenblick hatte der Regierungsrat sie nicht wieder erkannt.

In seiner etwas barschen Art fragte er nach ihrem Begehren. —

Da erkannte er sie.

Er wischte sein rotes, in der Mitte gescheiteltes Haupthaar zurück, wie er es beim Sprechen gerne tat, klemmte den Zwicker neu auf die Nase und dann sah Gertrud seine Augen forschend auf sich ruhen.

„Sie haben sich verändert da draußen in der Welt; vortrefflich verändert. Nun wie ist es Ihnen denn ergangen?

Erzählen Sie mir!

Setzen Sie sich!

Was für Pläne haben Sie da draußen im Strome der Welt sich ausgehegt und fertiggezimmert für die Zukunft? Ich habe aus den Briefen, die Sie an meine Frau und meine beiden Töchter hin und wieder gelangen ließen, schon ersehen, daß sie mit Eifer an der Arbeit waren. Sie haben vier Semester das Collège de France in Literatur, Sprachen, Naturwissenschaften und Pädagogik besucht.

Man sieht und hört und lernt!

Die Mitteilungen meiner Schwägerin sind ein schönes Zeugnis, Fräulein Baumgarten — für den Eifer und für Ihre Rührigkeit, mit denen Sie sich Einblick und Verständnis und Urteil in die Zielbestrebungen der Frauenfrage zu verschaffen suchten!

Die werdende Frauenkultur ist jedenfalls eine der wichtigsten Aufgaben für unsere — und ein Brennpunkt für die kommende Zeit und Kulturarbeit!

Hier machte Regierungsrat Müller eine kleine Pause.

„Das Lächeln, das auf dem Antlitz selbst ernst zu nehmender Männer stets erschien, wenn man von Reform der Frauenkultur sprach — ist längst verschwunden und als Schwäche erkannt worden.

Ich interessiere mich ja seit längerer Zeit lebhaftest für diese Sache" — fuhr er fort.

„Habe ich doch selbst zwei Töchter.

Ich möchte keine Nieten großziehen.

Und als Referent der hiesigen Lehrerinnenbildungs-

anſtalt habe ich ſeit einer Reihe von Jahren Tatſächlichkeiten kennen gelernt — die mir — das ſage ich offen und ungeniert — die Augen geöffnet haben: Ich habe — wie wohl die meiſten Männer, denen nicht der Zufall oder ein beruflicher Imperativ zu einem anderen Urteil verholfen hat — ich habe — die geiſtige Bildungsfähigkeit des Weibes weit unterſchätzt! —

Eine jahrtauſend alte, geheiligte Tradition liegt wie eine Macht der Finſternis auf den Weibern. —

Hier Brandfackeln in dieſe Macht der Finſternis zu ſtoßen — hier dem Tag zu ſeinem Rechte zu verhelfen, iſt eine heilige Aufgabe!

Hier Mitkämpfer zu ſein — hier Mitkämpfer zu werden — iſt es nicht eine große, ideale Aufgabe?

Und Sie wollen eine Pionierin werden —!

Sie ſollen es werden!"

„Was ſo leuchtend aus den Augen bricht, das ſteht mit Vollmacht in der Seele!" ſagte der Regierungsrat und blickte Gertrud lächelnd an. „Ich habe in Ihre Seele geſehen. —"

„Gut!

Soweit es mir möglich iſt, will ich Ihnen gerne jede Unterſtützung angedeihen laſſen!

Sie haben drei Jahre da draußen viel gelernt.

In Fragen von ſo internationaler Bedeutung, in Menſchheitsfragen muß man eben über die Grenzpfähle ſchauen lernen — um klar zu ſehen —!

Es gilt den Befreiungskampf des Weibes aus den Haremstraditionen —; denn im Weſentlichen iſt die „obere" Million der Weiber noch ganz im Banne dieſer Tradition, wenn es auch nur — wenigſtens offiziell — der Einzelharem iſt. Dieſes Verſchachern ſchöner Mädchen an vermögliche Männer — iſt das im Weſentlichen etwas Beſſeres als Harem?

Habe ich nicht Recht?

Haben Ihnen Ihre dreijährigen Beobachtungen in Paris und London, in den Kreiſen „der oberſten Geſellſchafts-

schichten" — in denen Sie verkehren mußten, nicht auch diesen oder einen ähnlichen Gedanken aufgedrängt?

Und das Beispiel der oberen Hunderttausenden ist die Norm für die Millionen der mittleren Kreise.

Eine traurige Norm!

Frankreich hat hier allerdings die Mahnstimme eines Fenélon nicht ganz ungehört verhallen lassen:

„Nichts ist mehr vernachlässigt, als die Erziehung der Töchter — — — und doch ist es ausgemacht, daß eine schlechte Erziehung der Frauen viel mehr Unheil erzeugt, als die der Männer."

Es gingen zwar zwei Jahrhunderte über Frankreich hin, bis ein anderer, großer Geist die Mahnung des Erzbischofs von Cambray wieder aufgriff, ihre fundamentale Bedeutung beleuchtete: „Selbst in den besten Pensionaten erhalten die Mädchen nur eine oberflächliche, ungründliche Bildung. Und doch hat die Natur ihnen offenen Verstand, sicheren Takt, feines Gefühl gegeben. Weshalb erniedrigen nur wir sie zu geputzten Idolen?"

Diese herrlichen Worte Jules Simon sollen von jeder Kanzel, von jedem Lehrstuhl gepredigt werden. Und daß er seiner Einsicht die große, segensvolle Tat folgen ließ und die Mündigmachung der Weiber in seinem Lande anbahnte — hat ihn zum Wohltäter der Menschheit gemacht!"

* * *

Und England? — Der Besitz gewaltiger, feinliegender Kolonien — hat dort von vornherein nie die Spießbürgerlichkeit so zur Blüte gelangen lassen — wie bei uns. —

Wir Deutsche sind noch in vielen wesentlichen Punkten rückständig — wenn auch in letzter Zeit einiger Fortschritt bemerkbar wurde.

Vor allem muß mit allen Mitteln dagegen gearbeitet werden, daß man die Frauenbildung — wo man ihr da und dort nach jahrelangen, heftigen Kämpfen eine kleine Konzession bewilligt — in die humanistische Bildung zwängt — wie es private Anfänge bereits zeigen, das wäre ein völlig verkehrter Weg.

Caesar, Ovid, Virgil, Homer, Euripides, Sophokles — ja sind denn das die Endstationen der Menschheitskultur? Das waren geistige Höhepunkte eines Volkes — eines Volkes! — Waren einmal! Aber der Strom der Menschheitsgeschichte ist bei den Griechen und Römern nicht stehen geblieben!

Er rauschte weiter — durch die Jahrtausende und rauscht weiter in unabsehbarer Fülle und endloser Pracht, an keines Landes Grenze gebunden — und an keines Menschenhirns Weisheit — und je weiter er seine Fluten trägt, desto mehr und mehr erschließt sich uns immer wieder neu, schön, erhaben, nützend — sein Quellland und Rinnsal, seiner Mündung Ziel —: die Natur.

Was wir haben, stammt aus der Natur — ist nur ein Erkennen der Natur, ein Nützen ihrer Kräfte.

Was Kunst und Wissenschaft, was Forschung und Erfindung und Technik Veredelndes und Umwälzendes gebracht, ist nur der Fortschritt im Erfassen und Begreifen der Natur.

Je mehr wir sie verstehen lernen, desto höher heben wir uns. —

Je tiefer wir sie schauen lernen, desto reicher und besser werden wir Menschen.

Alles die Natur.

Die Natur ist alles.

Bildung kann im höchsten und edelsten Sinne nur heißen: Erkennen, Nützen und Genießen der Natur.

* * *

Regierungsrat Müller hatte sich warm gesprochen. Er wischte die rote Haarsträhne zurück, die ihm über die Stirne gesunken war.

In seinen Augen stand es wie unabsehbarer, hell lodernder Tag.

„Sie sehen, ich bin gerade kein Neuling mehr auf diesem Ackergrunde. Ich habe schätzbare Erfahrungen gemacht, habe manches gehört und viel gedacht."

Was ich noch sagen wollte:

„Meine Frau hat einen literarischen Verein ins Leben gerufen — jeden Samstag — nur für Frauen. Es sollen bei dieser Gelegenheit hauptsächlich moderne Frauenfragen besprochen werden.

Die Sache hat mehr Anklang gefunden, als ich glaubte.

Allerdings: wie viel Schein dabei ist und wieviele von den Damen nur aus Mode und Vereinsmeierei beigetreten sind — und wie lange manche Stand halten werden — weiß ich nicht.

Meine Töchter, von denen eine heuer das Examen für Volksschullehrerinnen bestanden hat, sind voll Eifer.

Sie Fräulein Baumgarten, könnten hier Wasser auf die Mühle bringen.

Soweit es mir möglich ist, will ich Sorge tragen, daß Sie an diesen Vereinigungen teilnehmen können.

Besuchen Sie meine Frau!

Meine Töchter erwarten Sie!"

* * *

Soviel Güte hatte Gertrud nicht erhofft.

Mit wehenden Kleidern stürmt sie heim — durch die Neustadt, zum Steinerbräu, den Hof zurück, die drei engen, finsteren Treppen hinauf in den dritten Stock des Rückgebäudes — zur Mutter. „Mutter, ich darf voraussichtlich in Deiner Nähe bleiben!"

Sonnenschein langte durch die weißen Fenstervorhänge in das kleine Zimmer der Mutter.

Sonnenschein in die Seele zweier Menschen.

Da erst sah Gertrud, wie alt die Mutter geworden war; wie das Schläfenhaar fast ganz ergraut war und wieviele Furchen die Tagessorge in die breite Stirne der Mutter gerissen hatte, um dort einzunisten.

Gottes Finger zeichnet scharf.

Hast du diese Kreuzwegstation noch nie geschaut in dem Antlitz Deiner Eltern? —

Noch nie?

Im Sturme sieht das Auge nur in sich.

Auf dem lieben Antlitz der Mutter sonnte ein Lächeln. Das Lächeln der Zufriedenheit über das selbsterworbene Glück ihres Kindes.

Gertrud sah es.

„Soviel Sorge — soviele Liebe! — Das ist heilig! Das sind die Heiligen unter uns!" so raunten die Gedanken durch Gertruds Seele.

„Mutter," sagte sie lieb und legte ihre Hand innig in der Mutter Hand — „wie freut mich mein Leben! — Nun glaube ich an mich!" —

Da war es ihr, als flösse aus der harten, zerschundenen Hand der Mutter ein warmer, lieber Schein in ihre weiche Mädchenhand —.

Heiligenschein.

Zum erstenmale in ihrem Leben verstand sie diese Symbolik.

Erinnerungen.

Im Studentenzimmer der Mutter war neuer Nachwuchs eingezogen.

Es war in den letzten Tagen des Auguſt. Noch war die Bildungstruppe nicht eingerückt.

Gertrud ſtand an dem offenen Fenſter ihres Zimmers, das ſie als Seminariſtin bewohnt hatte, — und gedachte vergangener Zeiten.

Vor dem Fenſter klein im Abendſonnenſchein der Apfelbaum — er ſang die alte Weiſe; gelbes Blatt brach ab — ein Spiel der Winde. Wie damals.

In der Ferne über der Stadt ſtand der Buchenwald — herbſtrötlich angehaucht — und hinter ihm der Tannen ſchwarzgrüne Pracht — wie damals —. Nur ſah ſie aus Gezweig und Laub und Stammesdüſter nimmermehr der Märchen Farben funkeln. —

Doch war es ihr, als hörte ſie aus weiter Ferne ganz leiſe und mit Klang — und ohne Unterlaß — als läge es im Zug der Winde — ganz leiſe ihren Namen raunen —:

„Gertrud!"

Da neigte ſie ſich weit zum Fenſter hinaus —.

Über die Dächerwellen glänzte ein Giebelfenſter, als wäre es zu Gold geworden.

Durchs Geäſte nackt und licht
Schau ich dann ihr Angeſicht —
Blinkt der Morgenſonnenſchein
In die blauen Augen ihr
Und ich nicke, nickt ſie mir —
Flüchtig — züchtig . . . . . .

Fridolins Tagebuch kam Gertrud in den Sinn — und jenes Gedicht.

Wie aus jung übergrünten, morgenstillen Ackerfurchen sich leise, leise wirbelnder Lerchenjubel hebt — hebt und lauter wird und lauter — und seliger, so stand die Erinnerung auf in Gertruds Seele.

Aber da trat sie mit raschem Tritte weg vom Fenster und vor die offene Türe zum Zimmer der Studenten.

Ihr Bruder Erwin hatte die vier Jahre als Mediziner hinter sich und stand nun vor der Approbationsprüfung. Die Nachrichten des Franziskaners waren spärlicher geworden, immer knapper und ernster — — — dann versicherten sie.

Er stand in Würzburg als Julianen-Alumnus im neunten Semester und im Jahre des Praktikums.

Der Waldler — wie wird er sich bei seinen einsamen Spaziergängen auf den quellumsungenen Höhen des Hirschensteins pläneschmiedend vorbereiten auf sein erstes Semester an der Universität München?

Die goldene Freiheit — die Großstadt!

Wie wird er sich mit ihnen abfinden?

Seine Mutter hatte gewollt, daß er Geistlicher würde.

Aber da sprach der Brunnerbauer —: „Vor zwanzig Jahren habe ich den Einödhof übernommen — mit achtundzwanzig Tagwerk Grund und mit zwei Kühen — jetzt sind es zweiundvierzig Tagwerk und es stehen sechs Kühe im Stalle — und vier Ochsen. Vier handfeste Ochsen!

Das war der Stern des Glückes, der überm Brunnerhof am Hirschenstein lachte.

Vier Ochsen!

Der stolzeste Gedanke, den der Brunnerbauer seit zwei Jahren umhertrug.

Zwanzig Jahre habe ich mich darum gerackert!

Da kam die Seuche von der böhmischen Grenze her und die ersten zwei Ochsen, die vor kurzem angekauft waren, lagen kraftlos und halb lahm im Stalle.

Man holte den Tierarzt von Bogen herein.

Acht Tage vergingen und die Peitsche des Brunner-Bauern knallte wieder in die Fichtenhänge — vierfaches Echo! — Die beiden Ochsen schleiften wieder Riesenblöcher zu Tal — als wären es Zündhölzer.

Das war die Tat des Tierarztes von Bogen!

„Der Bezirksamtman? Gut!“ sagte der Brunnerbauer für sich.

„Der Pfarrer? Gut!“

„Der Lehrer? Gut!“

Aber höher als diese drei stand in des Brunnerbauern Ansehen der Tierarzt von Bogen.

„Wer so was kann,

Ist auch ein Mann

Und mehr als mancher andere!

„Bub!“ — hatte der Brunnerbauer in einer solchen Stunde der Andacht zu seinem Sohne und Absolventen gesprochen: „Bub, rechne Dein Kapital zusammen!“ er zeigte nach des Waldlers sommersprossiger Stirne — und wenns reicht — gut reicht — dann mache es dem Viehdoktor von Bogen nach.“

„An die Ewigkeit kann man nebenbei immer noch genug denken —“ sagte der Brunnerbauer zur tiefbetrübten Bäuerin — „am leichtesten, wenns Vieh gesund im Stalle steht!“

Da ging die Bäuerin in die schöne Hinterstube, schob zwei halbpfündige, wachsene Öchslein und eine gewaltige Opferkerze aus echtem Bienenwachs tief in der Kommode Dunkel.

Sie hätte alles der wundertuenden, heiligen Jungfrau vom Bogenberg gespendet, wenn ihr Herzenswunsch in Erfüllung gegangen wäre.

Mit tränenerfülltem Auge sah sie durch das Guckfenster über des Hirschensteins Waldhänge in die goldene Donau-Ebene.

Der Pfarrer von Englmar hat recht: „Der Unglaube gleicht dem Unkraut-Samenkorn im Winde. Auch in unsere

ſtillen, glücklichen Waldtäler kommt er im Sturm ſchon geflogen — und findet Wurzelgrund und Nährboden."

Acht Tage lang ſprach ſie kein Wort mehr zum Brunnerbauern.

Die Mutterliebe ſah ſcheu nach ihrem Sohne.

So war der Waldler zum Tierarzt beſtimmt.

Und der Bräuer?

Auch er war jetzt am Ziele — an der großen Wanderſtraße zur ſicheren, wahlfreien Staatsſtellung angelangt.

Drei Jahre ſind vergangen.

Nun ſind dieſe beiden Jungen flügge.

Und du?

Die Pläne, die ſich Gertrud für ihre Zukunft geſtellt hatte, tauchten in ihrer Seele auf — in weiter Ferne — eine Fata Morgana! Werde ich ſie auch verwirklichen können! Sie ſah in ein Land ohne Wege!

Wie ſicher iſt der Lebensweg der männlichen Jugend gezeichnet; feſtgebahnte Wege!

Neigung und Talent und Berechnung geſellſchaftlicher Vorzüge können freie Wahl treffen für die Zukunft.

Wie anders bei dir!

Du mußt neue Wege finden. Kein Menſch weiſt ſie dir! Du mußt dir ſelbſt die Wege bahnen, willſt du vorwärts kommen!

Jenen ſind von altersher die Ziele geſteckt, — ſichere, geruhige, gut bezahlte, glänzende Ziele.

Sie brauchen nur Examen zu machen.

Sie brauchen nur Fähigkeiten zu entfalten.

Ich aber muß mir dieſe Ziele erſt ſelbſt ſtecken. Ich muß mit meiner Hände und Sinne Kraft mir Schritt für Schritt die Wege treten. Und wer verbürgt mir dann, daß ſelbſt ein jahrzehntelanges Ringen ein lohnendes Ziel mir bringt? —

Nur weil ich ein Mädchen bin!

Nun muß ich hinter dieſen Jungen zurückſtehen, obwohl ich ſie um Haupteslänge überrage!

Um Haupteslänge!

Nur weil diese Jungen Latein und etwas Griechisch gelernt haben, die allein seligmachende und nur dem männlichen Gehirn reservierte Schule durchgetrieben wurden! —

Und hinter diesen Lateinjungen soll ich zurückstehen, muß ich zurückstehen — fast rechtlos!

Ist das nicht eine schreiende Ungerechtigkeit? Habe ich mir nicht ganz andere Rechte erworben — als sie ein achtzehnjähriger oder neunzehnjähriger Junge aus grammatikalisch zerzausten römischen und griechischen Schriftstellern saugen kann?

Habe ich nicht auch eine Schule absolviert, welche für jeden Klarsehenden an allgemeinem Bildungswert ohne Zweifel höher steht als die Vorbildung dieser Jungen?

Ich habe Welt- und Menschenkunde getrieben, — drei Jahre lang! — Ich habe mir freien Blick erworben und weite Schau!

Ich habe lebende Sprachen in ihrem Volke studiert, ich habe der Erziehung Kunst gepflegt mit heißem Bemühen. —

Ich habe die Welt gesehen und über die schwarz-weißroten Grenzpfähle und über die blau-weiße Markung schauen gelernt und so stehe ich da — um Haupteslänge über Euch und Eueren Gesetzen und sage Euch: was wehrt Ihr meiner Kraft den Acker und das Pflugrecht?

Schmach Euch Wahrern einer versteinerten Bildung! Hohn Euerem Zopfe!

Was Ihr jedem achtzehn- oder neunzehnjährigen Lateinschüler gewähret, — weigert ihr mir: den Wettkampf auf Eueren Hochschulen?"

Aber ich will eine Pionierin sein mir und dem Rechte meiner Schwestern!

Ich werde erzwingen, was der Zopf uns noch verweigert!

Und zum Spotte sei es euch gebildeten Spießern gesagt: nicht nur erzwingen — ich will Euch neue und bessere Wege zeigen, gesündere Wege der Bildung und Gesittung!

Das sei die Rache!

Auf!

Die Beichte.

So saß Gertrud wieder eines Nachmittags nach Schulschluß plänеschmiedend auf ihrem Dienstzimmer im Dorfschulhause zu Berg ob Landshut.

Da klopfte es hastig, und schon im nächsten Augenblicke war die Türe aufgerissen und hereinstürmte Hedwig German.

„Gertrud!“

„Hedwig!“

„Du Ungetreue! — Jeden Tag hatte ich den Vorsatz, Dich aufzusuchen! Warum hältst Du dich so fern von uns? —

Aber ich weiß es ja; Du grollst! Seit Irmingard die Verlobte Fridolin Ambachs ist —.

Ach, ich weiß ja alles! . . . Ich weiß, daß Du und Fridolin Euch geliebt habt . . . Nachdem Du fort warst von hier — von Walddorf — erfuhr ich alles! . . . Alles!

Was erfährt man in so einer Stadt wie hier nicht . . .

Selbst die geheimsten Geheimnisse des lieben Nachbars, und wenn sie noch so versteckt in der tiefsten Seele sitzen . . .

Sie brauchen nur ein paarmal, einmal nur herauszuschauen, und schon hat sie des Nachbars Auge in christlicher Nächstenliebe erlauert . . und was das Auge weiß . . , beredt trägt es der Mund straßauf, straßab . . . die Gasse hin, die Gasse her — zu Basen und Gevattern und zu Vettersleut —, und was Du als heilige Flammen hast genährt — vor Dir und Deinem Gott allein im Tempel Dein — ist öffentliches Eigentum und Stadtklatsch nun geworden — — —!

Wer weiß das nicht?

Wer hat es an sich selber nicht erfahren? —

Doch alles war für Dich, Gertrud, für Dich war alles . . . und alle Stimmen gegen Irmingard, die hochnasig und kalt nur wenige Freunde zählt, — die sich den

Fridel nahm nur auf der Mutter Drängen hin — und in eisiger Berechnung, für den Fall der Not! . . .

Wenn nämlich alle Männer, von denen sie geträumt und träumte . . . im Ernstfalle sich von ihr zurückziehen würden, pah! — was lag daran! — — —

Sie war für alle Fälle dann gedeckt — sie hatte ihren Mann in petto!

Ja, ich sage Dir alles Gertrud . . ., damit Du siehst, es ist kein Falsch in mir!

So ließ sich Irmingard pouffieren und trieb es ärger nach wie vor . . . .

Du kennst den Oberleutnant von Chelpin? — ich weiß, wie oft sie ihm ein Stelldichein gegeben — im Herzogsgarten! —

Der kam fort.

Du kennst den jungen Oberarzt nicht, Baron von Mennighausen — vom Regiment der schweren Reiter — ich weiß, wie sie des öftern im Achental mit ihm zusammen war —! ich weiß es so gut . . . wie es die ganze Stadt bald wußte. —

Baron von Mennighausen ward versetzt.

Dann kam ein Major von Pflaum . . .! Das war der Höhepunkt!

Er sparte nicht die Blumenkörbe und die Bonbonières! Sein Galabild trug auf der Rückseite mit Riesenbuchstaben als Widmung nur das Wörtlein: „Dein". Ein alter Mädchenjäger sparet nicht den Lohn —!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß, wie Irmingard dann da und dort nachhause kam, das Haar verwirrt, das Kleid zerknittert und brennend rot die Leidenschaft auf ihren Wangen; sie sperrte sich dann stundenlang in ihr Zimmer ein.

Und Mama ist blind — will blind sein —!

Jetzt ist ihr Irmingard die Liebste — und im Gegensatz zu früher glaubt sie jetzt unwandelbar an die Größe ihrer Tochter.

Und wenn dann Fridel kam an Samstag Abenden von München! — Sie war an Zärtlichkeit wohl vorgeübt! Er

ahnte nicht, daß all die Küsse, die er gierig trank, in tiefster Seele einem Anderen galten — und daß der Arm, der ihn umschlang, nur deshalb sich so warm um ihn zu drängen wußte, weil im Gehirne Irmingards der Name eines Anderen auf- und abstolzierte. — — —

Wie oft hatte ich's im Sinn, besonders wenn Irmingard und ich uns zerschlagen hatten — Fridolin die ganze, nackte Wahrheit vorzutragen, — dieser Heuchlerin der Unschuld Larve vom Gesichte abzureißen — aber! — — — —

Ach, was red ich denn von andern immer — strotzt doch in meiner Seele selbst unkrautüppig mir das Leid! Ach Gertrud!

Zürn mir nicht! — M i r nicht! — magst Du den andern zürnen! — — —

Ich brauche Dich! Ich hab Dich nötig! —noch nie habe ich mich so nach Deinem klugen Worte gesehnt, wie heute.

Was ist der Rat der andern mir, der Trost der andern? Worte, die zwischen Zähnen und Lippen klingen! Tiefer nicht! denn weiter innen sitzet schon der Neid für fremdes Glück, die Schadenfreude für der Freundin Unglück!

Ach diese Freundinnen!

Diese Komödiantinnenherde!

Diese kleinliche, kleine, zappelige Welt des Scheins, des gegenseitigen sich Anlügens, diese Welt des Träumens und Sehnsüchtelns — der ganze Flirt, die endlose Hohlheit, wie ekelt sie mich an —!

Ach ich sehne mich nach einem Menschen, nach einem Weibe, das hinausragt über diese Herde, über diese Kinderei, über diesen Niederwuchs, wie eine Hochfichte über einen Zirbelkiefernhang —.

Hinausragt, hoch, mächtig, in eigener Kraft sich wiegt.

An das ich mich anranken kann — höher ranken! Ich will höher, ich will empor — aus dieser atembeklemmenden Atmosphäre — in reine, starke Luft —.

Gertrud!

An Deinen Busen laß mich lehnen —!

Laß Deine Seele nun in meine scheinen — in meiner dann ein endlos Leid beschauen! —

Mein Leid! — Die Liebe! —

Du kennst sie ja — und weißt den ganzen Werdegang! — Du weißt von Leutnant Muckl und von mir —! Dir hab ich alles ja von Anbeginn vertraut! —

Höre nun! — — —

Vor einigen Wochen war die Münchener Studenten-Verbindung „Bavaria" hier, um an der früheren Alma mater ihr fünfundachtzigstes Stiftungsfest zu feiern.

Drei Tage dauerten die Feste. Am zweiten Tag abends war großer Ball.

Fridolin . . . Zweit-Chargierter der Bayern . . . .

Mama zahlt alles, damit ihr Herzkind Irmingard mit dem Bräutigam Prunk machen kann —.

Alles, was an Mädchen in Landshuts Mauern flügge war — nur halbwegs flügge — war erschienen —, ein ungeheueres Jungfernaufgebot für kaum achtzig Studenten, von denen der größte Teil schon heimlich oder auch offiziell verlobt war, — denen es sich also nur um Flirt handelte.

Achtzehnjährige, siebzehn-, sechzehnjährige Mädchen kamen mit einem Pomp angerauscht, mit einer Kühnheit, mit einer Vordinglichkeit, mit einer Frechheit — und Aufdringlichkeit, daß jedes Mannesauge, das nur einigermaßen am Weibe zu lesen weiß, aus jedem Kleiderfältchen schreien hörte: Ich bin zu haben: Ich bin zu haben! Herr! — Ach nimm mich mit! — Wir alten, mit dreiundzwanzig und vierundzwanzig Jahren traten errötend in die zweite und dritte Reihe zurück.

Irmingard, als die Braut des Zweit-Chargierten war ausverkauft.

Betty . . . .

Du kannst Dich doch noch an meine kleine Schwester Betty erinnern; sie war damals vierzehn Jahr alt, als Du das Seminar absolviertest.

Seit vier Wochen ist sie siebzehn alt . . . .

Die kostbare, weiße Seidenrobe von blaßroten Windröschen durchrankt — und dekolletiert! — Sie ist ja für ihr Alter ein sehr entwickeltes Mädchen. —

Alles sah ihr nach! —

Das war eine glänzende Première!

Mama ſchwamm in Entzücken! —

Dekolletiert war alles, ſage ich Dir, Gertrud — dekolletiert — und wenn der Beſitz noch ſo klein war — aber dekolletiert war alles: unabſehbar Fleiſch, Jungfernfleiſch in allen Altersſtufen —.

Mannigfaltiger und reichhaltiger mag das ſelbſt beim Hofball in der Haupt- und Reſidenzſtadt eines Großſtaates nicht ſein! Und nun Betty, der Rohrſpatz, — der Fratz hatte nämlich ſchon tags vorher ihre Tanzkarte auf der Straße ausgeboten, und von ihren Begleitern faſt für alle Tänze ein Engagementverſprechen erbettelt; da ſie ſich zudem vor Beginn des Tanzes wie ein Wieſel und in auffälligſter Weiſe im Saale umhertrieb, ſo hatte ſie manche Tänze doppelt beſetzt — zum nicht geringen Ärger ihrer zahlreichen Freundinnen.

Und nun kommt der Gipfelpunkt der Frechheit; als das Küchlein merkte, daß meine Tanzkarte für einige Touren leer blieb, da hatte dieſer Rohrſpatz die Kühnheit, mich ſchirmend unter ſeine Fittiche nehmen zu wollen — ſie — die Siebzehnjährige, mich die Dreiundzwanzigjährige — indem ſie mich an ihre Tänzer verkuppeln wollte.

Ich wies das entrüſtet zurück.

Da ich nun gleich bei der zweiten Tour ſitzen blieb — packte mich die Wut — und ich tanzte überhaupt nicht mehr. Nun begann die Mama zu nörgeln: „Sitzen zu bleiben, das ſei die größte Schande für ein Mädchen. Ich ſei eben, wenn mich die Laune packe, ein hochnaſiges Ding.

Jeder Ball werde ihr durch mich verleidet.

Ich ſei die Urſache ihrer grauen Haare.

Und Dein Leutnant Muckl . . . hier ſind wir beobachtet . . . aber zuhauſe will ich Dir heute etwas ſagen . . . !"

Das war die Introduktion.

Zuhauſe angelangt — es war gegen vier Uhr morgens. Mama war vom Champagner, der gegen Schluß reichlich getrunken worden war — noch mehr aufgeregt als gewöhnlich.

Ich ging sofort auf mein Zimmer —. Mama aber folgte mir, — stieß die Zimmertüre hinter sich zu — und nun brach das Gewitter los.

„Ich will mit Dir abrechnen!" — begann Mama mit kreischender Stimme.

„Nun bist Du heute wieder sitzen geblieben. Die andern — selbst die jüngsten Mädchen — sind umschwärmt, verehrt — gesucht. Du aber, mit Deinem träumenden Ernst, der nun seit vier Jahren in Dich gefahren ist — wie eine Verwünschung, Du mit Deiner blinden Schwärmerei für Deinen Leutnant Muckl . . . Dich läßt man eben sitzen. Nun bist Du nahezu vierundzwanzig Jahre alt, aber immer noch zu kurzsichtig, um den Schluß daraus ziehen zu können. Diesen Schluß will ich Dir nun vorsagen: Du besuchst nun seit sieben Jahren die Bälle, der heurige Winter geht noch möglicherweise als achtes Jahr . . . . dann ist Schluß für Dich! Denn länger als acht Jahre besucht kein Mädchen besserer Gesellschaft die Bälle, das wäre gegen alle gute Sitte! Dann ist diese Versorgungsquelle für Dich versiegt! Dann bist Du in ein paar Jahren eine alte Jungfer — und bleibst sie Dein lebenlang.

Hätte ich geahnt, daß Du, die zu anfang die Lustigste von allen warst, der Treibauf in der Gesellschaft, die Umschwärmteste — hätte ich geahnt, daß Du in ein so melancholisches und fades Geschöpf umschlagen könntest, dann hätte ich Dich eben eine Lehrerin werden lassen. Sie hätten Dich auf ein Bauerndorf hinausgesteckt —; da könntest Du dann Deinen Stolz und Eigensinn, Deine Einbildung und Phantasterei vor den Bauernkindern spazieren tragen —, bis Du schön langsam versumpft wärest — eine Arbeiterin! —

Das hätte ich Dir antun sollen! so sehr ich es auch unnatürlich und roh finde, ein Mädchen der besseren Gesellschaft zu einem solchen Frondienste einzuspannen — unnatürlich — weil es Entartung ist, rohe Entartung! —

Erst neulich wurde im Damenkränzchen davon gesprochen —!

Ein Mädchen aus einer besseren Familie hat nur eine Bestimmung und kann nur eine haben: die Frau eines in standesgemäßer Stellung stehenden Mannes zu werden.

Das ist und war und wird seine einzige Bestimmung bleiben!

Ja, lächle nur — Du eingebildetes Ding —! Nichts beweist besser, wie dumm Du bist, wie kurzsichtig, daß Du zu diesen meinen Worten noch lächeln kannst —.

Aber ich will Dir die Augen öffnen; ich will Dich sehend machen!

Du meinst vielleicht, Du brauchtest weniger um die Gunst der Männer zu betteln, als andere Mädchen — weil der Geldsack hinter Dir steht —!

Und damit komme ich nochmals auf Deinen Leutnant Muckl zu sprechen—, von dem Du Dich zum Besten halten läßt, weil Du nun einmal vernarrt bist in ihn, weil Du nicht sehen willst — dem Du Deine Jugend opferst —!

Dieser Leutnant Muckl —!

Dieser Mädchenjäger!"

„Ich lasse meinen Geliebten nicht verleumden," schrie ich der Mama entgegen! —

„Dieser stadtbekannte Mädchenjäger —!" wiederholte sie, rot vor Zorn.

„Mama!"

„Was will er denn von Dir?"

„Er liebt mich!"

„Lieben —? pah, er tändelt mit Dir, wie mit einem Dutzend anderen?"

„Beweise!"

„Die liegen auf der Straße — aber Du bist eben blind!"

„Der Haß und der Neid meiner Freundinnen verdächtigen ihn! —"

„Glaubst Du denn das bischen Schönheit, das Du ihm bieten kannst — reizt ihn auf die Dauer? Solche Leute, wie Dein Leutnant Muckl, haben sich an diesen Dingen schon lange satt gegessen."

„Mama! —"

„Schrei mich doch nicht so an!"

„Aber ich habe doch auch ein Vermögen, mit dem er rechnen kann! —"

„Vermögen? —

Vermögen — das ist der Punkt, der Dich in seinen Augen wertet — einzig und allein wertet. — So ein Lebemann, wie Dein Leutnant Muckl — ist ja ohne Vermögen seiner Frau ein Fisch ohne Wasser —.

Mit Deinem Vermögen rechnet er, das ist wahr!

Aber eben so wahr ist es, daß Du eben fast kein Vermögen mehr besitzt!" —

„Mama! —"

„Ja, das wollte ich Dir sagen — und wenn es mir auch selbst das Herz zerreißt, ich muß es Dir sagen.

Wir stehen vor dem Ruin! — Noch weiß kein Mensch in der Stadt davon — kein Mensch ahnt es! — Wir gelten immer noch als wohlhabend — und man rechnet mit Euch immer noch als mit den Töchtern des wohlhabenden Großkaufmanns German.

Papas Geschäft hat seit Jahren Konkurrenz erhalten, die immer mehr und mehr anwächst — und uns fast erdrückt.

Die Hypotheken häufen sich —, in wenigen Jahren sind wir geschäftstot, wenn es Papa nicht gelingt, sich wieder durchzuhelfen!

Und wenn es ihm nicht gelingt? — Du kennst Papas Phlegma, seine Energielosigkeit und Mutlosigkeit. . . .

Dann —?

Ach wenn diese Stunde kommt! —

Ich könnte mir die Haare raufen! —

Dann —: wer von Euch bis dahin nicht unter der Haube ist, wird nicht mehr an den Mann kommen —! Dann sollst Du sehen, wie die Männer vor euch Mädchen ohne Geld fliehen — und Dein Leutnant Muckl am eiligsten!

Das bischen Vermögen, das uns und Euch bleibt, ist ein kaum nennenswertes!

So, nun weißt Du's — nun weißt Du alles!

Nun kannst Du weiter träumen — mit Deinem Leutnant — weiter träumen! —"

Wie aus einer Betäubung erwachte ich, als mir Mama das gesagt hatte.

„Mama!" schrie ich auf, warum sagst Du mir das erst jetzt?" —

„Weil es höchste Zeit ist!"
„Es ist ja zu spät!" weinte ich —.

„Es ist nicht zu spät, wenn Du die Zeit nützest, solange noch der Glaube besteht, daß Du die Tochter des wohlhabenden Großkaufmanns bist!

Du siehst also, wie notwendig Du es hast, Dich um die Gunst eines Mannes zu bewerben, der Dir eine sichere Existenz bieten kann!" —

So redest Du jetzt! — wie hast Du früher geredet? —" schrie ich.

Wie ganz anders hast Du früher gesprochen, Mama!

Wer hat uns für die Männer erzogen — und nur für die Männer? — Du Mama! — Wer hat uns Mädchen immer und überall vorgeschwärmt von den Männern mit der Uniform — als gäbe es für ein Mädchen nichts seligeres, als einmal an der Seite einer farbenschreienden Uniform durch die menschliche Gesellschaft zu wandeln? — Du Mama!

Hast Du uns nicht dutzendemale von Deinem Jugendgeliebten erzählt —, von Deinen Mannesidealen —, von Oberleutnant Freiherrn von Wölkerndorf und Bebern — und von jenem Major Putz, der sich so begeistert um Deine Hand beworben hat, den Du an Stelle Papas hättest heiraten können; aber der starre, spießbürgerliche Sinn Deiner Eltern habe Dir diese glänzende Existenz nicht gebilligt —, man hat Dich vielmehr gegen Deinen Willen in eine schlichte, bürgerliche Existenz gezwängt —, an den Mann verheiratet, der unser Papa ist. Hast Du uns das nicht dutzendemal erzählt? Hast Du nicht jedesmal mit Tränen und Wut in den Augen und unzähligen Seufzern gesagt, welche glänzende gesellschaftliche Stellung Du an der Seite jenes Major Putz — der es bis zum General gebracht hat — inne haben würdest — wie Du ganz anders daständest, tonangebend in der Gesellschaft — umnickt, umbückt, umschmeichelt? — Und jetzt mußt Du als Frau eines schlichten Bürgers das jüngste Beamtenweiblein zuerst grüßen — Geschäftsrücksichten?

Hast Du uns das nicht gesagt, Mama? — Mußte da nicht die Begeisterung für den Schein und der Glaube an den Schein in uns groß und mächtig werden? —

Wer war seliger als Du, Mama — als es mir gleich in den ersten Wochen, als wir vom Institut in Genf zurückgekehrt und in die hiesige „Harmonie" eingetreten waren, gelang ‚den Liebling, den „Star" der hiesigen Mädchenwelt: den Leutnant Muckl auf meine Seite zu ziehen — für mich zu gewinnen! — Wer hat mich darob gehätschelt und getätschelt —? Wer hat mich mit Mienen und Worten stets angeeifert, die Liebelei ernst und ernster zu betreiben —?

Wer hat den Leutnant eingeladen, ungezählte male? Wer hat ihm von meinem bedeutenden Vermögen gesprochen? Wer hat mir in Stunden glückseligen Rausches gesagt: Hedwig, in Dir sehe ich meine Jugend lebendig werden, Dich sehe ich das erreichen, was spießbürgerlicher Elternsinn mir geraubt hat —!

Wer hat bei allen Bällen, Promenaden, Konzerten, Ausflügen, Sportsvergnügen, Theatern mich stets an die Seite des Leutnants Muckl gedrängt? Wer Mama — wer anders als Du? —

Wer hat stets mit dem glänzenden Schwiegersohn in spe geprahlt, als wir das erste Jahr in die Harmonie eingetreten waren? Mama, wer? — Wer hat mir die Trugbilder in mein Hirn gesetzt, von der erstklassigen Qualifikation des Leutnants Muckl und von seiner glänzenden Carriere, die ihm offen und sicher erreichbar stehe? — Wer hat uns zu Flirt und Schein erzogen? Wer hat uns all die Glanz- und Prachtbedürfnisse anerzogen, wer hat uns in alle Intriguen der Gesellschaft eingeweiht, zu Heuchelei und Schmeichelei, in Tändelei und Eitelkeit eingeschult? —

Wer?

Wer hat uns für den Mann erzogen — und nur für den Mann —? Du Mama! Wer hat uns für die Liebe erzogen und nur für die Liebe —? Du Mama! Wer hat mich an diesen Mann gehetzt — an diesen Soldaten — wie Du ihn jetzt nennst — — wer?

Wer hat mich in die Liebe gehetzt — und sie in mir groß gezogen, als einzige Macht in mir —?

Du Mama!

Nur Du, Mama! — — —

Und jetzt, da ich dieser Aufgabe, der einzigen Aufgabe, die Du mir zeigtest, meine Jugend geopfert habe, den Frohsinn vieler Jahre, den Glauben und das Hoffen meiner Seele — jetzt, nachdem das ganze Gebäude — in das ich meine Jugend eingebaut habe wie in einen Tempel — wuchs und wächst und Gestalt und Form annehmen soll —, jetzt heißest Du mich diesen Bau einstürzen —!

Jetzt soll ich mich von diesem Manne lostrennen, der meine Seele an sich gerissen hat, — den mein Hoffen umgrünt . . . . mein Glaube umsonnt! — Ich soll den aus meiner Seele drängen, der sie mir aufleuchten ließ in allen Tiefen . . . ., der eine stromesweite Wonne in mir entfesselte — ich soll sagen: gehe von mir!

Ich gehe von Dir!

Du bist von Sinnen Mama, von Sinnen!

Ich soll meinen schönsten Besitz, meinen heiligsten, meinen liebsten — meinen stolzesten Besitz — meinen einzigen — meine Liebe . . . . von mir werfen?

Sag zum Baum, der in weißer duftiger Maipracht singt und sagt: — stoße die Blüten von Dir!

So kannst Du zu mir sagen: Stoße die Liebe von Dir!"

Du bist eine grausame Mutter! . . .

Eine blinde Mutter! —

Du verlangst Unmenschliches, Unnatürliches!

Nein! nein — und tausendmal nein!

Höre!

Ich werde bleiben, was ich bin!

Die Geliebte des Mannes, der meine Jugend von den Lippen gekost hat . . . . !

Verdamme mich! Verfluche mich! Stoßt mich von Euch!

Ich lächle!

Aber ich gehe zu ihm — und sage: nimm mich! nimm mich ganz! — Mehr als meine Hälfte hast Du schon genommen! . . . .

Und kannſt Du mich nicht für immer nehmen — hörſt Du meine Mutter .... und Erzieherin — dann .....

Ich will den Gipfelpunkt der Wonne mit Dir trinken ... Muckl! ....

Und dann? —

Nicht jedem Baum im Walde iſt beſtimmt, langſam abzualtern und dem Nichts entgegenzuſehen — die ſchönſten Tannen fällt der Sturm! —

Und damit Du es weißt: ich werde nun Muckl alles geſtehen — alles!"

„Unterſtehe Dich!" ſchrie mich Mama an.

„Nimm wenigſtens Rückſicht auf Deine Schweſtern, deren Exiſtenz Du untergraben würdeſt!"

* * *

Am anderen Tage vormittags ging ich aus dem Elternhauſe fort und blieb vierzehn Tage bei Verwandten.

Ich konnte Muckl unmöglich begegnen.

Laut aufweinend hätte ich mich an ſeinen Hals geworfen! Inzwiſchen iſt er in die Herbſtmanöver abgerückt.

* * *

So ſteh ich nun vor Dir, Gertrud, halb ein Bau und halb Ruine.

Was habe ich erduldet, was habe ich gekämpft inzwiſchen!

Ich bin nicht mehr, die ich war! Das Leid iſt in meine Seele geſunken, tief in meine Seele — und überſchattet all mein Denken und Sinnen!

Warum ſind wir Mädchen ſo hilflos, ſo unſelbſtändig?

Warum hat man uns ſo von der Gnade der Männer abhängig gemacht — von ihrer Großmut?

Die Männergnade!

Ach, wie mich das anekelt! Wie ich das haſſe! Manchmal haſſe ich es!

Und was macht uns denn ſo wertlos?

Weil wir keinen anderen Beſitz haben als die Liebe!

Du haſt die Arbeit — Du haſt einen Beruf — Du haſt eine Pflicht! —

Du kannst sagen: ich brauche euch Männer nicht! Nein! — Ich brauche euch nicht, wenn ihr mich nicht nötig habt! —

Euere Gnade? Ha!

Ich schenke euch dagegen meine Gnade!

Was ihr seid, das bin ich auch —:

Ich bin ein Menschenkind, das lebt und — — —

Und wenn wie Frührotleuchten die Liebe aufbricht in mir — in euch — kann ich dafür? könnt ihr dafür?

Ich brauche euch nicht, wenn ihr mich nicht nötig habt!

O Gertrud!

Das möchte ich sagen können!

Daß ich sprechen könnte wie Du!

Stunden habe ich, in denen ich mir vorkomme, wie ein Hanswurst am Aschermittwoch. — Der ganze Fasching, die ganze Komödie, die ganze Narretei, welche wir Mädchen unter Leitung der Mama in Scene setzen, um zu einem Manne zu gelangen, ekelt mich an!

Ich ärgere mich!

Ich schäme mich!

Ich verachte mich!

Ich verwünsche mich!

Ich hasse mich und hasse mein Geschlecht, das mich zu einem solchen Possenspiel und Hokuspokus verurteilt; ich hasse und verachte vor allem die, die mich so erzogen haben.

Warum bin ich ein Mädchen? — so ein Gewächs, das nur unter der Gnadensonne des Mannes gedeihen kann?

Was sind wir Mädchen denn, was sind wir?

Ein Spielzeug des Mannes!

Und was ist unsere einzige Aufgabe?

Ihn — den Herrn und Gott — zu schmeicheln, ihm zum gefallen, ist die Aufgabe des Tages und der Nächte Traum, — ihm zu gefallen, seine Sinne zu reizen, daß er uns aus unserer unwürdigen, zwecklosen Unselbständigkeit erlöst — er, der Heiland!

Und vor jedem noch so dummen und unreifen Jungen muß man dieses Trug- und Lugspiel aufführen —; denn hinterher und tief im Innersten denkt sich doch jedes wackere Mädchen — was ich mir auch denke und gedacht habe:

Hab ich dich nur erst, Junge! Hab ich dich nur erst so mit Gesetz und Sigillum verschrieben, Junge —! Dann Männlein will ich dich deiner papierenen Gottheit entkleiden — — schön langsam — — Stück für Stück — den übererbten Glorien- und herrgottlichen Heiligenschein aus Goldpapier — will ich Dir über Stirnwölbung und Ohrengehänge an den Hals drücken wie einen Ring . . . daran ich Dich führen will — und dann so zwei Menschenaugen gegen zwei Menschenaugen, so Stirn gegen Stirne — will ich Dir unter vier Wänden und unter freiem Himmel zeigen: ich habe auch ein Hirn, das denken kann, wie das deine, und warmes Blut . . . aus dem Gefühle aufsprießen — tausendfältig — wie Wiesenblumenpracht in Hochsommerzeit —!

Und dann — das Herrgottsein hat ein Ende! —

Dann Mann und Männlein, — dann sollst du friedlich und in wohlanständiger Zucht neben mir wandeln und an der Schnur, — wenn du nicht mehr bist, als es viele deiner Gattung sind! Dann will ich mich auf den Thron setzen und du sollst götzendienernd vor mir beten, deinem Hausaltar . . . ., wenn du nicht mehr bist als viele deiner Gattung . . . .!

Und dann, du altübererbter Herr der Schöpfung und Gipfelpunkt von Gottes Tatweisheit, dann will ich dir zeigen, daß ich nicht mehr an die biblische Lehmrippe glaube!"

„Mein Leid, mein unabsehbares Leid!"

Hedwig German schwieg.

Dann fuhr sie fort mit leiser, leidenschaftlicher Stimme: „Und dann — nach Stunden bitterster Wehmut kommt es wieder über mich . . . über die Öde in mir, wie die Springflut über den Sandstrand, mit tausend jagenden Wellen — schaumüberspritzt — wie eine Herde jagender Schimmelrosse — die flatternden Mähnen hoch in den Wind gehoben — so voll Kraft überrennt mich die Lust, und ich breite die Arme aus — weit! und recke ihm die Brüste entgegen und die brennenden Augen und den fiebernden Mund: — dem lachenden Leben!

Sattküſſen möchte ich mich am Leben — müde küſſen — müde! Bis der Traum kommt, der alles endlos ſcheinen läßt . . . und das Ende iſt! Iſt das Schwäche?

„ Wie ſtark biſt Du! — Wie groß ſehe ich Dich! — Wie reich biſt Du! —

Du haſt Dir einen Zweck gegeben — einen zweiten Zweck — nicht nur den der Liebe! —

Und glaubſt Du, daß ich es nicht auch gekonnt hätte, hätte man mich nicht zur Bettlerin vor dem Manne erzogen?

Wie oft fühlte ich die Kraft ſich in mir aufſtauen, wenn Deine Briefe kamen und mich weckten!

Und dann ſagte ich mir: Auf! Durch! Fort! mache dich frei — lerne etwas! — werde ein ganzer Menſch.

Aber die Welt um mich flirtete ſchon in den nächſten Tagen wieder dieſe Gedanken tot.

Nun bin ich zu alt!

Ein Mädchen mit faſt vierundzwanzig Jahren! —

Ach!

Ich will das Spiel zu Ende führen!

Ich will!

Kann ich es?

Ich muß!

Der Schickſal der anderen tröſtet mich manchmal.

Geſtern begegnete ich Olga von Thüngen . . . Du erinnerſt Dich doch? — Wir ſehen uns jetzt ſeltener als früher! Seit ihre Verlobung rückgängig wurde, iſt ſie faſt leutſcheu geworden.

Aber Du weißt ja die Geſchichte nicht.

Sie hatte in der Sommerfriſche einen Bankbeamten aus Breslau kennen gelernt. Wenige Wochen darauf war offizielle Verlobung. . . .

Ein noch junger, hübſcher Mann. Viele beneideten ſie.

Aber nach wenig Monaten war die Verlobung wieder gelöſt.

Die eigentliche Urſache hat man nie erfahren. Man ſagt: Der Bankbeamte hatte nachträglich die Vermögensanſprüche ſo geſteigert, daß Oberſtleutnants eine Erfüllung unmöglich war. —

Die arme Olga!

Sie muß furchtbar gelitten haben.

Als ich sie einige Wochen nach ihrer Entlobung traf, sah sie wirklich bedauernswert aus, so entmutigt, so ohne jede Lust am Leben.

Sie sagte mir, sie wolle in ein Kloster gehen. Papa habe aber entsetzlich geflucht und geschrieen:

„Nie und nimmer!"

„Und denke Dir nur," sagte sie — auf die Erkundigungen, die ich inbetreff des Eintrittes in ein Kloster eingezogen habe, wurde mir geantwortet: Man könnte mich nicht nehmen, — als gewöhnliche Arbeitsschwester kann ich und will ich doch nicht eintreten und als Lehrschwester fehlen mir die Examina. Hätte ich größeres Vermögen, dann würde man mich wohl nehmen und nachträglich noch für ein Examen vorbereiten.

Wieder das Vermögen und das Geld!"

Die Tränen standen dem armen Kinde in den Augen.

Nun sieht man sie fast nur mehr in der Kirche, morgens, — man kann sie nachmittags drinnen knien sehen und des öfteren sah ich sie schon abends heraushuschen.

Arme Olga!"

* * *

Und Gretchen Mai — und Svatopluk Czech — der schöne Svato — ?

Die Studienzeit an der Forsthochschule war zu Ende... und seine Saisonliebe auch .... Er ließ nichts zurück als die Erinnerung — und in der Eile und Unvorsichtigkeit einige Briefe, die den untrüglichen Beweis lieferten, daß der schöne Svato schon seit drei Jahren mit einer reichen Prager Dame verlobt war ... und hier nur zum Zeitvertreib flirtete. ...

Aber Gretchen Mai ist resoluter.

Sie ist bereits voll Dampf hinter einem andern her.

Er ist Rechtspraktikant — und es scheint Ernst in ihm zu sein — und Ehrlichkeit ...

Ich wünsche es der Grete! — — —"

Ein kleiner Roman.

Anklingen.

Das ist die Zeit, die ich so lieb gewonnen,
Wenn rauh der Nebel stäubt aus bunten Tälern,
Im Sammelflug die schwarzen Schwalben ziehn
Und reifweiß steht die Wiese übersponnen:
Das ist die Zeit, wo mir mein Glück begonnen!
Hast du an roten Lippen nie
Mit lustumflorten Aug gehangen,
Der ersten Liebe Sturm durchbebt,
Vom linden Mädchenarm umfangen?
Du weißt es nicht? —
Und keine Seele kann dir's sagen,
Was dir entging
Mit deiner Jugend schnellen Tagen!

Das ist die Zeit, die mir so lieb geblieben:
Wenn mir im Garten klein in bunten Farben,
Die Astern blühn und leis die Meise pfeift,
Vom Apfelbaum die roten Blätter fliegen,
Im Sonnengold die weißen Fäden wiegen:
Es klingt im Wind! ich lausche still —
Und sonnenlicht senkt es sich nieder!
Ich strecke beide Arme aus —
Dem Glück! — Es kehret nimmer wieder!
Du kennst es nicht?
Und keine Seele kann dir's sagen,
Was dir entging,
Mit deiner Jugend schnellen Tagen!

Wenige Tage ſpäter war im Theaterſaal des Hotels Bernlochner ein Wohltätigkeitskonzert.

Gertrud hatte auf Veranlaſſung der Frau Regierungsrat Müller zugeſagt, zwei Lieder zu ſingen.

Als Gertrud in letzter Viertelſtunde mit Frau Müller den überfüllten Saal betrat, bemerkte ſie in dem Gewoge von Kleidern und Friſuren die Familie German — Irmingard, Hedwig, Betty — die beiden Alten —; Fridel war nicht dabei.

Aber eine Ahnung ſagte ihr, daß er in ihrer Nähe ſei.

Eine Ahnung.

Haſt du's ſchon geſehen, wenn im Bergwalde das Leben erwacht? Hoch über der blauen Nacht des Tales umflattert die ragenden Berggipfel des jungen Tages Roſenrot.

. . . Ein friſcher Hauch durchſtrömt wie klare, hallende Waſſer tannengrüne Nacht . . . und dann regt es ſich in jedem Zweig, in jedem Buſche, in jeder Staude wird das rieſelnde Leben wach . . . und ſingt und lockt . . . und lockt . . . . ein wirbelnder Jubel. . . .

Ahnendes Tagen . . . !

Bis der helle Tag in blutrotem Lichtſtrom talwärts rauſcht. — — —

So ein Ahnen war in Gertruds Seele wach geworden.

Und ließ ſie nimmermehr . . . !

* * *

Es klang durch ihre Stimme, wie ein verhaltenes Sehnen, als ſie das erſte der beiden Lieder ſang:

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer vom Meere ſtrahlt;
Ich denke dein, wenn ſich des Mondes Flimmer in Quellen malt.
Ich ſehe dich, wenn auf dem fernen Wege der Staub ſich hebt, —

In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege der Wandrer bebt.
Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauſchen die Welle ſteigt,
Im ſtillen Hain, da geh ich oft zu lauſchen, wenn alles ſchweigt.
Ich bin bei dir, du ſeiſt auch noch ſo ferne, du biſt mir nah!
Die Sonne ſinkt, bald leuchten mir die Sterne: O, wärſt du da!

Als ſie das zweite der Lieder — Heine Schumann — „Ich grolle nicht" ſang —

„Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb, ich grolle nicht!
Wie du auch ſtrahlſt in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht;
Das weiß ich längſt. — Ich grolle nicht,
Und wenn das Herz auch bricht.
Ich ſah dich ja im Traume
Und ſah die Nacht in deines Herzens Raume,
Und ſah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Ich ſah — mein Lieb — wie ſehr du elend biſt!
Ich grolle nicht!"

Es ging wie gedämpfte Leidenſchaft und Größe durch jeden Ton in des Liedes erſten Worten. Man konnte der kaum merklich zitternden Stimme anmerken, wie ſie eine gewaltige Leidenſchaft niederzudämmen ſuchte —:

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb, ich grolle nicht!"

Und dann —!

Dann brach des Herzens ungeſtüme Macht — des Willens ſchwache Schranke:

Es war ein wunderbarer Anblick, das ſchöne Mädchen von einer feſſelloſen Leidenſchaft durchjagt, durchjauchzt — mit blitzenden Augen, mit der Kraft und Offenheit und hehren Macht einer flammenden Seele die Worte ſingen zu hören:

„Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht;
Das weiß ich längst! — Ich grolle nicht,
Und wenn das Herz auch bricht! —

Das war nicht mehr die Macht der Kunst —, die dem Hörer die Wahrheit vorzutäuschen sucht — nein — das war die Wirklichkeit, die mit bebendem Munde sagte in der Sprache der Töne und aufschrie im ehrlichen Schmerz — und erstarb in der letzten Worte Klingen:

„Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang, die dir am Herzen frißt,
Ich sah, mein Lieb — wie sehr du elend bist.
Ich grolle nicht!"

Sie stand da und hatte sich selbst vergessen.

Ein warmer Schauer überrieselte ihren jungen Leib, wie Sonne einen Baum, der jung und schwer in Blüten steht. Rauschender Beifall lohnte Gertruds schöne Tat.

* * *

Als Gertrud etwas vor Schluß des Konzerts die Treppe zum Restaurant hinuntersteigen wollte, hörte sie hinter sich ganz nahe ihrem Ohre — leise und innig ihren Namen sagen: „Gertrud!"

Wie ein elektrischer Schlag berührte sie diese Stimme. Sie wandte sich jäh um —.

Da stand sie Fridel gegenüber.

„So hab ich immer mir gedacht, daß Du wohl werden wirst — so ganz ein Mann —!"

„So hab ich immer wohl geträumt, daß ich Dich wiedersehe — so lieb und so ein schönes Weib —!"

Das flog von Aug zu Auge.

„Ich muß Dich sprechen, Traudel! — Muß.
Sage mir, wann und wo ich Dich sprechen kann!"
Sie schwieg und blickte zu Boden.
„Gertrud! —" schrie er auf.

Da sah sie flüchtig nach ihm und sagte kaum hörbar: „Es muß nicht sein!“

Da trat er rasch und hart an ihre Seite.

„Es muß sein, Traudel, muß! —“ und seine leise, liebe Stimme bebte. Und nah an ihr schönes, von hehrer Leidenschaft gerötetes Gesicht sich duckend, sprach er hastig ihr ins kleine Ohr: „Gut, ich weiß, wo ich Dich finde! Und finde Dich! — Ich komme zu Dir! — Ich komme!“

Da hörte man Schritte die Treppe herabkommen. Fridel trat rasch zurück.

* * *

In Gertruds Zimmer stand das Fenster weit offen.

Die Nacht neigte sich herein mit hauchwarmem Atem und sagte: „Ich muß dich sprechen, Traudel! Muß!“

In den Blättern der Ulme sprachs: „Ich komm zu dir! Ich komme! . . .“

Sternenhell lag das Tal des Achen.

Unaufhörlich klang der Wassersang des stürzenden Quellbaches durch die traumstille Ruhe.

Unaufhörlich!

So war es in ihr aufgebrochen — Welle auf Welle sich überstürzend. . . . .

„Ich komme zu Dir! Ich komme!“

Das Leitmotiv einer Symphonie von Gedanken!

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr —.“

In großen Augenblicken findet die Seele nachtastend ewige Worte.

Eine tolle Wonne durchjagte sie. —

Eine rasende Lust durchjauchzte sie. —

Wenn sie den Kopf in die Kissen preßte, die Augen schloß, um den Schlummer zu suchen, da war es ihr, als flögen kleine, weiße Sterne wie Schneeflockengewirbel durch das offene Fenster zu ihr herein und reihten sich wie blitzende

Asternsterne in ihr Haar . . . und in jedes Sternes Mitte flammten die Worte: „Ich komme zu Dir! Ich komme!“ Da stieß sie das Gewoge von Traum und Gedanken von sich, sprang im Hemde aus dem Bette, riß ihren Koffer auf, griff zu unterst in den Winkel — und holte eine vergilbte Photographie heraus: Fridels Bild als Abiturient!

Sie stellte es vor sich hin und beschaute es!

Aber das war es nicht!

Das war der Jüngling, der Mann-Knabe! Was sie aber heute gesehen — war ein Mann! —

Im Sturme schaute die Seele mit tausend Geieraugen.

So hatte sie ihn heute gesehen —. Die wenigen Momente war sein Bild in hundert Einzelheiten in sie gesunken. — und sie sah es in sich — klar, deutlich — jede Miene, jeden Zug — jeden Laut.

„Fridel!“

Nun war er ein Mann —.

Eine kosende Wonne überrieselte ihren Leib, wie ein warmer Nachttau eine Rose. . . . .

Sie neigte sich über den Tisch, um das Bild an ihre Wange zu pressen. Da sah sie durch das vorgesunkene Hemd die kraftstrotzende Fülle ihres jungen Leibes, vom heißen Blute durchhaucht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Morgensonne. . . . .

Ein Fink saß am offenen Fenster und schmetterte in das leuchtende Prangen seinen frischen Laut.

Es war Gertrud, als hätte eine Stimme laut in ihr Zimmer gerufen:

„Ich komme zu Dir! Ich komme!“

Da erwachte sie.

„Fridel! —“ sagte sie leise und innig.

Es war Tag.

Das Zimmer lag voll strömender Sonne.

* * *

Es war gegen vier Uhr Nachmittag.

Die Fenſter in Gertruds Schulzimmer ſtanden weit offen. —

Unterhalb der Gärten, in den Mulden und Hängen des Hofberges war dritter Grasſchnitt.

Hin und wieder kam mit einer Windwelle der kernige Duft des friſch geſchnittenen Graſes in das Schulzimmer geflogen.

Und manches Kinderauge blitzte ungeduldig auf in den blauen Tag hinaus.

Dann klang aus fünfzig Kinderkehlen das Lied:

„Üb immer Treu und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.“

Breit, klar und voll ſprudelnder Kraft ſank der Klang ins Tal.

Die Mäher hoben die Senſen und horchten auf.

„Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand ſo leicht,
Dann ſingeſt du beim Waſſerkrug,
Als wär dir Wein gereicht.“

Der Glaube rieſelte durch dieſen Sang, der reine lachende Glaube einer Kinderſeele!

* * *

Durch den engen Talſteig — von einer Weißdornmauer beſäumt — kam Fridolin Ambach den Hofberg heraufgeſchritten.

Einen Augenblick blieb er ſtehen und lauſchte auf den Sang. —

Dann ſagte er halblaut vor ſich hin:

„Das iſt Gertrud Baumgarten!
Ihre Tat!
So kenne ich ſie!“

Er ſah auf ſeine Uhr. Es war wenige Minuten vor vier Uhr. Höchſte Zeit, wenn ſein Plan gelingen ſollte.

Die Seele lachte in seinen Augen.
Das Herz pochte lebhafter.
Das Blut schoß ihm ins Gehirn.

Was tust du gegen Gesetz und Ordnung —, gegen Sitte und geheiligte Regel der Gesellschaft?
Fridolin Ambach! —

Er sah die Altstadt vor sich aufsteigen, das Kaufhaus der German — das Boudoir seiner Braut . . . Seidentapeten — blitzende Nippes — hohe Spiegel — Eau de Cologne-Duftatmosphäre . . . und sie . . . . im gelben, spitzenbesetzten Reformmorgenkleide, seidenknisternde Unterkleider, die Zigarette zwischen die blassen Lippen geklemmt . . . und den verdrossenen Sinn aus den Augen flackern, und die Langeweile breit im bleichen Gesichte lagern — wie ein drohender Geist!

Und über all den Spuck sah er ein Riesenhaupt sich erheben, gelbleuchtenden Zorn in den Blicken, Riesenarme sich nach ihm spreitzen und Riesenfinger nach ihm langen — — — und aus den flaumüberbarteten Lippen, zwischen goldplombierten Zähnen hörte er den Racheschrei der Schwiegermama — der Rächerin!

„Fridolin Ambach . . . was tust Du? . . . "

Aber da lachte die stürmende Kraft in ihm über den Spuck hinweg und löschte ihn, wie jagende Morgensonne kalte Schatten löscht.

Was ich tue? . . .
Ich folge dem heiligsten Gesetz in mir, dem schönsten, dem reinsten —!

Da sah er von blendender Nachmittagssonne beleuchtet, unter früchteschweren, breiten Kastanienbäumen das Schulhaus Berg ob Landshut ihm entgegenblicken.

Soviel hatte er schon ausgekundschaftet.

Als er unten am Achenhofe vorbeikam, hütete ein acht- bis neunjähriges Mädchen vier Ziegen auf einer Kornstoppel.

„Du gehſt zu „Berg“ in die Schule, Kleine?“

„Ja,“ ſagte das Kind und wurde feuerrot im Geſichte. — „Die Mutter ließ mich heute Nachmittag nicht gehen. —“

„So, ſo — das macht nichts! Aber — wie heißt Deine Lehrerin?“

„Gertrud Baumgarten.“

„Wohnt ſie im Schulhauſe?“

„Ja.“

„Iſt ihre Wohnung zur ebenen Erde?“

„Nein, im erſten Stock neben dem Schulzimmer.“

„So!“

Er wußte, was er wiſſen wollte.

„Im erſten Stock, neben dem Schulzimmer!“ wiederholte Fridel für ſich.

Als er nahe am Schulzimmer war, hörte er deutlich Gertruds Stimme.

Eine heiße Wonne durchſank ihn.

An einer Türe nebenan war eine Viſitenkarte angeheftet.

„Gertrud Baumgarten“ ſtand darauf.

Der Schlüſſel ſteckte.

Er drehte um, trat raſch ein und drückte die Türe hinter ſich wieder leiſe zu.

So war es in ſeinem Plan gelegen.

Nun ſtand er in ihrem Heiligtum.

Wie hübſch!

Die weißen Fenſtervorhänge von blauen Blumen ſchlank durchrankt — waren etwas zurückgezogen.

Und eine farbenprächtige Landſchaft ſah herein: helle, lachende Dörfer, im Saatengrün des Tales, wie Eier im Neſte . . . Schwarzwälder an den Hügelſäumen, und das Tal der raſchen Iſar . . . ein weißliches, ſich blinkend ſchlängelndes Band durch Ackergründe und Wieſenland geriſſen — und weiße Wolken flogen durch die endloſe Bläue, ſo voll Sonnenlicht . . . ., daß ihr blendender Schimmer wie ein lieber Hauch ins Zimmer ſank . . . in Gertruds Zimmer.

Wie anmutig war hier alles!

Wie reinlich.

Wie geordnet!

Ein schwacher Duft langte von allen Seiten nach ihm — dem Eindringling.

Auf dem Arbeitstische stand ein Strauß Jasmin.

Davor seine Photographie von der Zeit der Absolvia.

Was für ein Knabengesicht!

Und so lebte er in ihrer Erinnerung!

An den Wänden eine Reihe Bilder in grünen Rahmen.

Champs-Elysées-Paris . . . . Bois de Boulogne-Paris . in Farben-Photographien.

Nizza . . . .

Monte-Carlo . . . das Casino.

London — Western Street . . . .

Ein Ausschnitt aus der großen Welt der Menschen, — der Welt des Glanzes, der Welt des Goldes, der Welt des Sportes, der Welt der Toiletten, der Welt des jagenden Genusses. Die Welt der Außenkultur der Menschen.

Das alles hatte sie gesehen!

Fénélons Bildnis hing über dem Arbeitstisch.

„Rien n'est plus negligé que l'éducation des filles", stand darunter von Gertruds Hand geschrieben.

Molière — Shakespeare — Tennyson — Wundt — Empirische Psychologie und Physiologie . . . Darwin, Pestalozzi, Scherr: Germania, Sitten- und Kulturgeschichte sahen ihm aus der Bücherstelle entgegen.

Hausgötterdienst!

Wie freute Fridel das!

Ganz seine Art!

„Welch eine gewaltige Schule hat sie in diesen drei Jahren durchgearbeitet, im Leben und Wissen," sagte sich Fridel Ambach.

Und du?

Eng schien ihm — und abgestorben, das Gebiet, das er als Kanditat der Altphilologie durchgangen hatte . . . .

Da hörte er die Kinderschar aus dem Schulzimmer treten und die Treppe hinuntergehen.

Nun konnte Gertrud jeden Augenblick in das Zimmer treten —!

Eine heiße Luft durchhauchte ihn —.

Die Türe zum Schlafzimmer Gertruds stand weit offen — die Sonne warf gelbe, schwankende Ringel auf das blütenweiße Bett und in den blanken Spiegel über dem Waschtisch — — —.

Ein Fläschchen Odol — Javol — Brennapparat — Kämme und Kämmchen — Bürsten und Bürstchen waren in gerader Reihe nebeneinander geschichtet.

Der Lärm der abgehenden Schulkinder war verhallt.

Gertrud stand vor einem offenen Fenster des Schulzimmers . . .

Licht und Farbe des Septembertages fingen schon an abzublassen. —

„Abzublassen wie die Leidenschaft in dir," sagte sie leise.

Wie hatte sie sich gesehnt, den ganzen Tag, jede Stunde sich nach ihm gesehnt —!

Wie oft suchte sie die aufstürmenden Sonnenfittiche in sich mit ernster Arbeit zu überschatten; aber immer und immer wieder — wie durch den ruhigen Wispersang des Laubwaldes grell der heiße Werberuf des Vogels klingt . . so hörte sie immer wieder die Sehnsucht in sich aufjauchzen.

Schon blassen des Tages Lichter —.

Und Fridel? —

Sollte er nicht kommen? —

Sollte ihn sein Entschluß, das Verlangen seiner Seele gereut haben? —

Aber hatte sie nicht in dem festen Druck seiner Hände, in dem innigen Laut seiner Stimme, in dem Leuchten seiner Augen gelesen? —

Sollte sie — die andere — in schlimmer Ahnung ihn abgehalten haben?

Irmingard German!

Irmingard!

Gertrud Baumgarten! Was tuſt Du? — Was willſt Du? —

„Was ich will?“ ſagte ſie leiſe und ernſt in ihre ſtürmende Seele — —

„Ich will ein Recht!

Mein Recht!

Da erſchrak ſie.

Hatten nicht die Treppenſtufen geknarrt?

Bebend harrte ſie.

Aber es war nur der Apfelbaum, dem früchteſchwer die Äſte knarrten. —

Und dann faßte ſie eine liebe Ahnung — erſt leiſe wie ſtreichelnde Kinderhände —, dann ernſter und ernſter und wilder und leidenſchaftlicher wie ein ſtarker Mannesarm, der ein Weib — ſich koſend an die breite Bruſt hinlehnt .... eine Ahnung .... als wäre der Geliebte ſchon in ihrer Nähe — —!

Sie griff in ihres Sommerkleides Taſchen; da zuckte ſie zuſammen —; ſie hatte den Schlüſſel zu ihrem Zimmer ſtecken laſſen.

Leiſe öffnete ſie die Schulzimmertüre — flüchtigen Fußes trat ſie über den Gang ... griff an den Schlüſſel an ihrer Zimmertüre und wollte umdrehen. Da hörte ſie haſtige Tritte in ihrem Zimmer —.

Sie riß die Türe auf und ſtieß ſie weit von ſich — und ſtand ihm gegenüber ... !

Einen Augenblick ſahen ſich beide wortlos an.

Fridel!

Gertrud!

Du!

Kennſt Du den Wohllaut, den die Seele in höchſter Luſt in ein einziges Wörtlein zuſammendrängen kann? Du kennſt ihn nicht?

Armer! — —

Dann fühlte sie, wie zwei Arme sich um sie schlangen fest und innig — und zwei Mannslippen an ihre Mädchenlippen sich preßten — heiß und lang.

* * *

Die kleine schwarze Schwalbe sah's, die ihren schrillen Schrei in die stille Stube warf. —

Der goldene Abendwind hat es gesehen. — Es sah's der wilde Wein durchs Fenster . . . und purpurrot sank er zurück und wispelte und lispelte der blauen Nacht das Märchen von der Liebe zweier junger Menschenkinder.

* * *

Groß, gewaltig, mächtig war die Leidenschaft, die reine heilige Leidenschaft in Gertruds und in Fridels Herzen aufgeschlossen, und sprang wie eine Sturmflut tosend und jauchzend hinweg über alle Dämme, Vorschriften und Gesetze, die der Sinn des ruhigen Bürgers am Amtstische ersonnen, mit Abschnitten und Paragraphen versehen — gegen die Tücke des großen Meeres . . . .

* * *

„Mein Herz hat Ebb' und Flut und Sturm . . . "

Aus Gertruds und Fridels Tagebuch.

„Können wir uns heiraten?“

„Ich habe mein Examen gemacht und erhoffe mir die Note gut,“ sagte Fridel.

„Wenn es so ist — daß ich unter die Besserbenoteten zähle, kann ich in einem halben Jahre eine Assistentenstelle erhalten. Der Gehalt ist 1320 ℳ für fünf bis sechs Jahre. Davon in einer Stadt zu zweit zu leben — ist unmöglich.

Ich müßte dann eine Reihe Privatstunden geben.

Und dann — dann ist meine ganze verfügbare Zeit besetzt, meine ganze Kraft im Zugdienste. Ich werde abends nachhause schleichen — geld-rackermüde . . . und werde die blaue Nacht nicht sehen und die kleinen, weißen Sterne, die über Stadt und Straßen stehen und in die Gassen sehn — und in die Menschenherzen; ich werde am Morgen erwachen, und des Tages Sorge steht vor mir wie ein rücksichtsloser Herr mit der Knute hinterm Knechte und drängt zur Fronarbeit.

Ach, Traudel!“ — — —

Und tu ich es nicht und nütze jede Stunde für Verdienst.

Wollen wir die Not wieder kennen lernen . . . . die Brotnot . . . , die Dir die Lebensfreude auffaugt, wie ein eisiger Schatten warmes Licht erlöscht . . . ?

Jeden Tag taglöhnern um das bischen Magenfutter, um Wohnung und Kleidung? — Die Brotnot!

Ist sie nicht durch unsere Jugend geschritten, wie eine Krankheit . . . und lag wie ein Alp auf uns?

Wie viele Kraft, wie viele Luſt — wie viele Freude hat ſie uns geraubt? Haſt Du nicht auch in den Ferien, in denen es keine Koſttage gab, keine Monatgelder — Hunger gelitten — tagelang? — — — Haben wir uns nicht erzählt, wie wir vom Hunger getrieben mit unſern Zeugniſſen betteln gingen von Kloſter zu Kloſter —, von Pfarrhof zu Pfarrhof? —

Ein — zwei Tage ſtopfte die karge Ernte den Magen. — Dann aber — — ?

Ha, wie die Kraft verſickerte . . . wie ein Rieſelbach im Sande. —

Und die Schwäche niſtete ſich in uns ein, und der Mißmut wurde groß in mir — und der Glaube an das Leben flackerte in mir wie ein Irrlichtſchein im toſenden Nachtwinde.

Und wenn es dann trotzdem die Flügel zu heben ſuchte in mir . . . Sonnenfittiche . . . und wenn ſie aufſtürmen wollte in mir — jauchzende Kraft . . . Schöpferkraft . . . .

Bleiſchwer zog ſie die Not nieder! . . . .

Es kann kein Aar vom Hunger matt, ſich über Tal und Wipfel heben — der Sonne zu. —

Dann verfluchte ich mein Los! —

Ich haßte den Tag . . . der mir die Fülle des Lebens zeigte, ich haßte die Nacht . . . . die Märchen erſinnende Nacht . . . ich haßte das Leben . . . .

Das ich ſo lieb gewonnen . . . . "

* * *

„Ich aber . . . . .

Traudel höre zu: was ich keinem Menſchen je vertraut — . . . Du ſollſt in meine Seele ſchauen, wie ein junger Tag auf offener Wieſe jedweden Halm darin erſehen läßt, ſo will ich alles Dir geſtehen.

Kann die Sonne dafür, daß ſie leuchtet? Kann der Baum dafür, daß der Blütentrieb ihn durchdrängt? Kann der Vogel dafür, daß das Lied ihm aus der Kehle jubelt —?

Kann die Art von Art je lassen? —

So steht in mir ein lieber Drang —: schön, groß — heilig! Ich diene ihm —; ich muß ihm dienen, er beherrscht mich wie der Atem Gottes die Welt durchlebt? — Und ich diene ihm!

Ich will etwas Großes leisten, eine Tat vollbringen — rein und hehr — ein Werk will ich ersinnen. — Ich will ein Schöpfer werden! —"

„Weißt Du noch wie wir zum erstenmale als Kinder durch die Guckgläser eines Panoramas schauen durften in Kehlheim und dort in Land- und Volk- und Städtebildern wie von einer Höhe aus ins Menschenleben sahen? —

Wie konntest Du so herzlich lachen, wenn Du die rasende Hast, den jagenden Wechsel von Menschen und Tieren und Fuhrwerken aller Art an den Hauptverkehrsstellen einer Großstadt sahst — den Menschenstrom, das Gewoge von Kleidern und Hüten in der Kurpromenade eines Weltbades.

Wie sahen wir andächtig leuchtenden Auges auf die stille Schönheit eines Gebirgsdorfes . . . eines vom Mondenlicht übergossenen Birkenwaldes! —

Mit bangem Ernst — in die rauchdurchwogten, glut- und feuerdurchblitzten vom Hammerlärm und Maschinengesurr durchtobten Fabrikräume eines Riesenetablissement — ein Schlachtfeld . . . mit bluttriefenden Männerleibern, die gelben Knochenfinger drohend in die Luft gekrallt — und eine sonnendurchhellte Schulstube: sechzig Paar Kinder-Augen hören auf des Lehrers belehrendes Wort.

Denkst Du es noch?

So will ich ein Werk schaffen, durch das die Menschen das Leben beschauen können, wie man von einer Höhe aus eine tagbelichtete Landschaft in allen Einzelheiten erkennt.

Das Lachen der Freude soll es durchhallen.

Das Lachen des Spottes soll es durchwehen und die Menschenliebe soll es durchgehen — wie ein Heiland! —
„Das ist die Riesenskizze meines Lebens!“

* * *

„Laß mich an Deinem roten Mund,
Laß mich an Deiner Mädchenwangen Fülle —
Laß mir in Deiner blauen Augen Licht
Den Glauben mir dazu erstehen!

* * *

Und Irmingard?
Irmingard würde sich töten, wenn ich sie ließe. Ich kenne ihre jähe Art.
Ich bin mit tausend Fesseln der Schuld und des Dankes an die Familie German gebunden.
Du weißt es ja, Gertrud.
Sie haben von der siebenten Klasse an, alles für mich bezahlt .... die vier Jahre Universität. Was wäre ich ohne diese Hilfe?
Siehst Du, wieder die Armut, die mir selbst meine Freiheit verkauft hat.“

* * *

„Und Du?“
„Ich“ sagte Gertrud leise .... und ihre Stimme klang wie Abendwind, der durch die Blüten geht ....
„Ich hatte damals, als ich das Seminar hier absolvierte .. neunzehn Jahre alt .... gedenkst Du noch des Abend der Absolvia im Prantlgarten .... das Lied gesungen:

„Jauchzen möcht ich, möchte weinen,
Ist mirs doch, als könnt's nicht sein!
Alte Wunde wieder scheinen
Mit dem Mondenglanz herein.
Und der Mond, die Sterne sagen's
Und im Traume rauscht's der Hain —

Und die Nachtigallen ſchlagens: —
Sie iſt Deine, ſie iſt Dein! —

Ich aber hatte damals den Text abgeändert und geſungen: Iſt mirs doch, als könnt' es ſein! —

Niemand hatte es bemerkt, als die dicke Antonie.

Als wir nachts auseinandergingen, ſagte ſie: Du Geheimkrämerin! — Du Schweigkittel!

Aber ich habe heute Deine Gedanken fliegen ſehen — und das Leitmotiv Deiner Lebensſymphonie klingen hören: Iſt mirs doch, als könnt' es ſein!"

* * *

Du ſollſt in meine Seele ſehn und meiner Wünſche Nacktheit ſchauen, Fridel —:

Damals — als ich in den erſten Wochen als Hilfslehrerin in Walddorf war, hatte ich wochenlang nur den einen Gedanken: Dich zu beſitzen! — Dir zu gehören! . . . .

Dann kam die Ruhe . . . .

Die nüchterne, harte Arbeit ließ mich klar ſehen.

Und dann kam der Stolz, der Ehrgeiz kam, und die Kraft war in mir wach, — und der Glaube an meine Kraft. Und dann drängte es in mir durch . . . wie eine junge Eiche durch Moos und Geröll und Geſtrüpp ſich durchdrängt, bis ſie in blauem Tag und Sonne ſteht . . . geraden Wuchſes . . . So ſtand es in mir.

Nun will ich Dir die Pläne ſagen, die Deine Traudel ſich geſetzt!"

Und ſie enthüllte ihres Strebens hohes Ziel.

„Ab 1. November habe ich die Stelle einer Lehrerin für Franzöſiſch und Engliſch an dem Privat-Inſtitute Schemper-München angenommen.

Es iſt der erſte Schritt zum eigenen Werk.

Und nun, mein Schatz — nun gilt die alte Wette wieder.

Und keine Handbreit will ich hinter Dir zurückstehn, Fridel.

Zehn Jahre Zeit!

Dann wollen wir uns wiedersehen — und ehrlich rechten. Es gilt!"

„Wie rasch werden die wenigen Wochen vorüber sein und mit ihnen mein Glück — dieses liebe, innige Glück!

Dann, dann werde ich erst so recht, ganz fühlen müssen, was ich an Dir besaß — was Du mir warst . . . was Du mir gabst — und was dann auf immer vorüber ist!

Dann werde ich in den vielen einsamen Stunden hundert und hundertmal selbst an die kleinsten Einzelheiten mit Liebe zurückdenken, mit Dankbarkeit und Liebe — und Sehnsucht! Vergebener Sehnsucht! — —

* * *

22. September.

Ich war im Dorfschulhause Berg ob Landshut.

„Fräulein Gertrud hat heute Konferenz in der Stadt," sagte mir die Frau des Lehrers.

„Sie wissen das nicht?" Ein kleiner, feiner Spott lag in ihren Worten.

Die Frau des Lehrers denkt freundlich für mich. Ich habe eine Bundesgenossin in ihr.

Ich las es in ihren Augen, daß sie die kleine Tragödie, die sich um sie abspielt von Anbeginn durchschaut hat.

Sie kennt meine Geschichte, die Geschichte meines Lebens!

Ich merkte es aus den wenigen Worten, die sie gelegentlich so leichthin zu mir sprach.

Verkehrt sie doch in den Kränzchen der Stadtdamen. Aber sie ist eine gebildete, edeldenkende Dame.

Sie war selbst Lehrerin und Erzieherin im Auslande.

Ein freier Mensch!

Ein beſſerer Menſch!

Ein feinerer Menſch!

Ihm iſt die Moral nicht einzig und allein paragraphiertes, gedrucktes Geſetz.

„Bleiben Sie — Fräulein Gertrud muß jeden Augenblick zurückkehren," ſagte ſie — und ich wartete.

* * *

Da kam Gertrud.

„Ich hatte Dich erwartet!"

„Seit drei Tagen warte ich auf Dich," ſagte ſie.

Sie begleitete mich eine Strecke heimwärts. Es war ein klarer Herbſtabend.

Als wir durch den hochgelegenen Dorf-Friedhof gingen, der ſinkenden Sonne Schein lag flammenrot auf den weißen Marmelſteinen und ſchwarzen Kreuzen.

Wir blieben einen Augenblick ſtehen. — Kein Laut um uns.

Die Ruhe — die Ruhe der Toten! —

Wie ein rieſiger Schattenarm langte es über uns hin. —

Da erſchrak Gertrud.

„Was ich dachte?" ſagte ſie.

Das Ende, die Ewigkeit — es iſt ein entſetzlicher Gedanke!

Aber laß uns gehen.

Das Leben allein hat Recht!

Ich fühlte die Pulſe ihrer warmen Mädchenhand in meiner pochen."

* * *

So lag es immer mir im Sinne. —

So ſah ich es im Traum der Nächte — das Glück, das ich von Deinen Lippen küſſe, das mich in Deinen Armen

lind umfängt, das ſich mit goldnen Sonnenſchwingen leis rauſchend durch die Seel' mir drängt.

* * *

24. September.

Immer und immer denk ich an Dich!

Nun wirſt Du wieder in der Schulſtube ſtehen, vor der nüchternen, trocknen, ſchweren Arbeit, die ſoviel Kraft erfordert und ſo wenig Freude baut.

Das waren geſtern ſonnige Stunden, die vergeß ich nie! Wie dankbar will ich Dir ſein!

Ich komme wieder! Ich komme bald! Einige Zeilen von Deiner Hand, ſo raſch von der Seele geſchrieben — wie würden ſie mich freuen!

Beſtimme mir den Tag, an dem ich kommen darf!

* * *

Ach Gott, ich hab es nimmer wollen glauben,
Daß mir das Herz noch friſche Triebe ſchlägt,
Daß es noch ſoviel Wonne in ſich trägt
Nach all den Kämpfen herb und dem Entſagen!

* * *

29. September nachmittags auf der Steinbank vor dem Schulhauſe Berg.

Gertrud hatte Chorprobe für den Kirchengeſang.

Die Kirche mit den beiden kurzen ſpitzen Türmen ſteht vielleicht hundert Meter vom Schulhauſe entfernt.

Die Steinbank iſt von einer Halle blau blühender Klematis überwölbt.

Mein Lauschplätzchen.

Durch die Lücke sah ich ein Fenster am Chor der Kirche offen stehen.

Kaum 1 Meter vor mir lag die Sonnengrenze — laue Septembersonne. —

Der Wind stand still. Nur hin und wieder war es, als machte er wie ein Schlummernder einen langsamen, tiefen Atemzug.

Und dann sah man seine Wellen in den gelben Blättern des Herbstes, und ich hörte die singenden Stimmen — vor allem Gertruds helle, kräftige Sopranstimme — leise, — wie aus weiter Ferne herüberklingen.

Wie schön — farbenumflattert stand der Herbsttag im Tale des Achen!

Und sie sangen Totenlieder.
Ich war etwas eingeschlummert.
Da stand plötzlich Gertrud vor mir.
Ich sah nicht auf.
Aber ich fühlte ihr liebes Gesicht, wie man Sonne fühlt.
„Hast Du geträumt, mein Schatz?" frug sie mich leis.
„Von wem?"
„Von Dir!"
Da neigte sie sich und küßte mich.

* * *

Mein Dörflein.

Blau liegen die Schatten,
Der Regen sauft lau —
Nur Du stehst im Licht
In goldiger Schau.
So ist mir's im Sinne,
Liegt die Welt rings mir trüb,
Ist doch ein Gedanke,
Der sonnig mir blieb:
Mein Dörflein am Berge

Du Mädchen junglieb.
Meine einzige Habe,
Die gründend mir blieb.

Bald steht es verregnet,
Bald ist es verhängt
Von flatternden Nebeln —
Von Bäumen umdrängt —;
Doch Sonne, die wärmt noch
Durch Rieſel und Wind —
Wie das Sinnen der Liebe
Mein Herz mir durchrinnt.
Wenns Leben mich fröstelt,
Mich müdet und grämt —
Die jungfrische Liebe
Mein Trauern beschämt.

Am 1. Oktober auf dem Wege nach Berg ob Landshut.

3. Oktober nachmittags in Berg ob Landshut.

„Fräulein Gertrud ist von München noch nicht zurück," sagte mir die Frau Lehrer, die mir auf dem Hinwege begegnete. „Sie hat wichtige Tage vor sich: das Examen in der französischen und englischen Sprache. Und ich kenne ihren Ehrgeiz! Es genügt ihr nicht, zu bestehen — gut zu bestehen . . . sie will vorne an der Spitze sein. Die letzten beiden Tage arbeitete sie bis spät in die Nacht."

Als ich durch den sonnenbeschienenen Gottesacker — über den freien Platz vor dem Schulhause ging, die Treppe hinauf sprang, und im Gange stand vor Gertruds Zimmertüre . . . . leer — lautlos! — — —

Es war wie vor einem Sarge! —

In diesem Augenblicke fühlte ich so recht, was es heißt, Dich für immer verloren zu haben!

* * *

O jene Tage werden wieder kommen,
Die ganze Sommerpracht in ihrem Zug.
Ein wenig Moder und das leise Schrei'n
Der schwarzen Schwalb im Sammelzug
Und dann? — ach dann!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie ich Dich hab' geliebt in wilder Glut,
So wird kein Herz Dich jemals wieder lieben!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Korn wird wieder gelb in Wogen stehn
Am engen Steig, den wir so oft gegangen.
Der laute Bach den Erlenwald durchgehn —
Wie einst in frischer Mahd der Kibitz schrein —
Vom Tannenwald der dunkle Klang
Sich leise in die warmen Lüfte drängen
Und verweh'n — wie einst! —
Und einsam werd ich all' dies wiederfinden
Am Hügel steh'n und nach dem Dorfe seh'n
Und du wirst nimmer mir entgegenkommen!

* * *

Die Liebe ist eine heilige Leidenschaft.

* * *

Meine Lieb' ist willenlos
Willenlos ist meine Liebe
Wie der Tautropf' blitzt und feuchtet,
Wenn die Sonne ihn durchleuchtet —
Ach, so ist's in meinem Sinnen,
Seit die Lieb verfing sich drinnen:
Unaufhörlich quillt es, quellt es —!
Unaufhörlich wallt es, wellt es —!
Und ich sinn' und lausch' und staune:
Welch ein Reichtum der Natur!
Trunken! Lust- und trauertrunken,
Heg ich einen Wunsch mir nur:
Laß' mir's du, dem dies entsprungen!

Ach, ich nenne sonst nichts mein! —
Bis das Leben müd gerungen —
Dann mag es verronnen sein!

6. Oktober, nachmittags 1—2 Uhr auf dem Wege nach Berg. —

* * *

Als ich nach Jahr und Tag dich wiedersah —
Zum erstenmal nach Jahr und Tag —
Mit etwas Zier und leis befangen —
So rasch und scheu, wie sich die Sonne
Durch fliehendes Gewölk mag stehlen —
Auf einen Augenblick die Gegend hellt —
So rasch und scheu stahl damals sich
Mir ein Gedanke durch die Seele —
Auf einen Augenblick die Zukunft
Weithin in Sonn mir stellend:
So wünscht ich es, daß mir mein Weib,
Die Mutter meiner Kinder so mir wäre!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was damals nur ein scheuer Wunsch,
Ist jetzt zur Leidenschaft geworden.

* * *

Ich arbeitete nichts — ich sinne nichts — ich habe keinen Willen mehr; ich habe nur Dich! —

* * *

Wenn ich sie sah,
Die schöne Gestalt —
Mit leichtem Tritt —
Wie tauende Frische,
Wie Kornblütenduft,

Eine liebe Gewalt
Durchflog es mich.
Und wenn sie ging,
Im lächelnden Aug
Die Trauer barg —
Das Licht rings erlosch mir,
Die Schönheit um mich —
Eine lärmende Welt —
Die Sorge erstand.

* * *

So leicht kanns nicht vergessen sein!
Du mußt noch mein gedenken:
Soweit kenn ich das Menschenherz
Und seine Qual und seinen Scherz!
Und dorrt das Leben manches ab —
Was sich mit soviel Wurzeln hält —
Tiefinnerst fest in unserm Herzen —,
Das bleibet jung und treibet grün,
Das kommt uns immer aus dem Sinn —
Das kann nur Tod ausmerzen! —

* * *

Seit drei Tagen ist Gertrud in München, um das Examen als Sprachlehrerin zu bestehen. Heute abend kehrt sie wieder zurück.

Ich erbat mir von Frau Lehrer den Schlüssel zu Deinem Zimmer, Gertrud, es war mir wie einem Gläubigen zumute, der betend in einen Tempel geht.

Geweihter Boden.

Aus allen Winkeln langte es mit kleinen, lieben Händen nach mir. . . .

Die frischen Wiesenblumen und ein Sträußchen Alpenrosen stelle ich Dir auf den Tisch.

Einige Orangen lege ich Dir auf das Bett — und ein paar Stück Kuchen . . . Ich weiß ja, wie gern Du das hast,

so vor dem Schlafengehen noch etwas knuspern zu können! Und Du sollst an mich denken — an mich — bis Dir der Traum die Augen schlummermüde schließt.

Es ist mir unmöglich, heute Abend abzukommen. Ich hätte Dich sonst am Bahnhof Achdorf erwartet. Ach Gertrud, . . . warum habe ich nicht den Mut, die ganze Qual, die an mir hängt, wie eine Hetzmeute abzuschütteln . . .?!

In dem verschlossenen Kouvert, das auf dem Tische liegt, habe ich die Gedanken aufgeschrieben, die mit mir gingen, jedwede Stunde des Tages. Du sollst daraus ersehen, wie sehnsüchtig ich Deiner gedacht habe. —

Nun gehe ich wieder.

Wenn Du Dich in dem Spiegel siehst — es hat mein Aug Dein Bild in ihm gesucht. Und was Du auch berührst, es hieß die Lieb' es sehnend mich betasten mit Aug und Hand.

Wie wird es Dir ergangen sein im Examen?

Ein Examen! — — —

Ich kenne diese Lotterie!

Wie selten kommt dabei die Kraft zu ihrem Rechte? Der Zufall, Empfehlungen, die Gunst des Nächsten — und zuletzt das eigene Können. Oft, so ist es oft! Nun aber muß ich gehen.

Leb wohl, Du Liebe!

Meine Seele bleibet hier wohnen.

Und wenn Du eintrittst, wird sie um Dich sein — Dich beschauen — Dich berühren — mit Dir flüstern und ganz in Deine sich versenken!

Ich komm zu Dir — sobald ich kann.

* * *

15. Oktober, auf meinem Zimmer, abends 9 Uhr.

Eben kam ich von München zurück.

Ich hatte Dich am Bahnhof Achdorf erwartet.

Mit welcher Sehnsucht hatte ich Dich erwartet, Fridel! Und fand Dich nicht!

Es ist dunkle Wolkennacht.

Ich bin allein!

Aber ich ahnte es — ich ahnte, was Dich abhielt! —

Allein wollte ich den einsamen Weg nach Berg nicht machen.

Da lief ich die Straße nach Landshut herein — die Altstadt hinunter . . . , an Germans hellerleuchtetem Hause vorüber, an Deiner Wohnung vorbei.

Deine Hausfrau, die unter der Haustüre stand, erkannte mich trotz der Dunkelheit; sie rief mich an. „Fräulein Gertrud," sagte sie — „Herr Ambach hat heute seinen jour fix.

Es geht hoch her bei Germans . . . .

Das erste Tanzkränzchen . . . und" — hatte sie denn meine Gedanken erraten —?

„Heute wird der Termin für die Hochzeit der Irmingard festgesetzt!" fügte sie hinzu.

Und leise — ganz leise hörte ich aus Germans hellerleuchteten Fenstern ein Lachen herniederflattern.

Irmingards Lachen . . . .

Oder war es nur der Neid, der grenzenlos, ungeheuerlich in mir aufgestanden war wie ein Ungetüm — und diesen häßlichen Laut in meine Seele warf?

Ich weiß nicht mehr, wie ich durch den nachtdunklen Hofgarten nach Berg gekommen, hierher, in mein Heim! Meine Gedanken umleuchteten mich, umflatterten, umgaukelten mich wie Irrlichter, — umflogen, umkreischten, umkläfften mich wie eine Hetzmeute.

Als ich in mein Zimmer getreten, fand ich Deinen Brief und Deiner Liebe Dinge. Wie oft habe ich Deine Worte schon gelesen — wie oft!

10 Uhr nachts.

Es ist eine furchtbare Aufregung in mir!

Der Gedanke ist mir entsetzlich, daß Du der Mann einer anderen werden sollst!

Daß eine Zeit kommt, wo Du mir das nimmer bist, nimmer sein kannst, nimmer sein darfst — was Du mir jetzt bist!

Wußte ich es auch schon immer — so, — mit entsetzlicher Nüchternheit habe ich es nie gefühlt. — Es ist mir, als wenn fremde, moderfeuchte Hände mein heiligstes Gut antasten würden.

* * *

Die hellen Tränen rieseln mir über die Wangen! Es ist weibisch — es ist kindisch, daß ich flenne, wie ein Schulmädchen.

Aber dem Schicksal gegenüber sind wir immer das Schulkind, das keinen Willen haben darf — das nur Gehorsam kennt!

Wie schön hatte ich mir alles ausgedacht — für Dich und mich!

Jeder Nerv bebt in mir! Ich kann Dich nicht lassen! Ich will Dich nicht lassen — und doch, ich muß Dich lassen! Dein Glück will es!

* * *

Spät nachts.

Was mir das Heiligtum meiner Gedanken an Dich war; was ich nur in den schönsten Augenblicken zu denken wagte: Dir anzugehören, mich Dir hinzugeben, mit jeder Faser meines Leibes, mit jedem Gedanken meiner Seele, als das Resultat der innigsten Vereinigung, deren zwei Geschöpfe fähig sind .... das darf dieses Mädchen ruhig, sicher und geschäftsmäßig nehmen, als ein rechtlich erworbenes Gut — wie der Gewinnende den Gewinnst vom Spieltische streicht — und das alles, weil es ....

Aber, was rede ich denn, ich Tor — ich armer Tor!

* * *

Morgens 6 Uhr.

Der dämmernde Tag hellt schwach in mein Zimmer.

O wie weh, wie unheimlich ist mir selbst dieses matte, grauliche Licht!

Daß es ewig Nacht um mich bliebe!

* * *

Ich höre das Morgenläuten der Kirchenglocken in mein Zimmer.

So werden sie einst hallen an Deinem Hochzeitstage —! — und ich — ich bin ferne von Dir!

Ich höre das fröhliche Lachen der Hochzeitsgäste — das leise Klirren der Gläser . . . .

Deine leuchtenden Augen seh' ich vor mir — die berauschende Nacht. —

Wie einsam wird mein Leben sein!

* * *

Es ist eine Angst in mir, ein Bangen!

Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit für uns beide!

Immer denk ich es wieder.

* * *

17. Oktober abends.

Ich bin allein.

Der weißliche Nebel durchdrängt die Dorfstraße.

Hin und wieder höre ich den schweren, harten Schritt eines Vorübergehenden.

In der Nachbarschaft spielt eine unbeholfene Hand lustige Operetten-Melodien.

Kaum hörbar surrt das Lampenlicht auf dem Tische.

Ich habe den ganzen Tag einen Brief von Dir erwartet.

Er kam nicht.

Es ist ruhig in mir.

Ich sitze im Bette und lehne das Haupt in den Schatten des Kissens zurück.

Ich fühle ein mattes, wehmütiges Lächeln an meinen Lippen und Wangen.

Mitleid!

Ich habe Mitleid mit mir. — — —

Ein jäher Schrecken durchzittert mich —.

Klirrend schlägt der Wind die Fenster an meinem Zimmer auf und zu.

Ich bin wach.

Ich war entschlummert.

Der Nachtnebel drängt fröstelnd herein.

Mein Antlitz ist naß.

Habe ich denn geweint?

* * *

10 Uhr nachts.

Als Kind glaubte ich, man könnte auf einem hohen Berge durch die Wolkenlücken in den Himmel hineinsehen — die ganze Glorie, oder doch ein Stückchen davon erschauen.

Wie oft lief ich an wolkigen Lenztagen in Kelheim den Michaelberg hinan und sah durch die Wolkenlücken — aber die Glorie des Himmels sah ich nicht, nicht einmal ein Stückchen. —

Weil Du noch ein kleines Mädchen bist — und Deine Augen noch schwach, sagte ich mir damals! —

Dieses Gefühl der Ohnmacht kehrt in mir wieder, wenn ich an unsere . . . an meine Zukunft denke! —

* * *

Morgens 8 Uhr.

Eben war der Postbote im Schulhause.

Wieder keine Zeile von Dir.

Aber Du bist ja bei Deiner Braut.

Das entschuldigt alles.

Du kannst die Stimmung nicht finden, an mich zu schreiben.

Das ist es eben.

Mir als Verliebte ist es unmöglich zu denken, keine Stimmung zu finden, um an einen Menschen zu schreiben, den man lieb hat. — Ich will immer noch nicht glauben, daß ich ja gar kein Recht besitze.

Kein Recht? —

Soll ich mich auch vor den veralteten, erstarrten Begriffen beugen?

Kein Recht?

Fridel!

* * *

An Fridolin.

Sie werden wiederkommen jedem Jahr —
Die Herbsttage, sonnenstill und klar,
Die müde Sommerpracht in ihrem Zug;
Doch jene, die wir Hand in Hand verlebten,
Das leise Plaudern junger Lieb in uns,
Die Dir ihr Blau in Deine Augen drängten —
Die — kehren niemals uns im Leben wieder!

Wohl wird Dir — fern von mir — in Glück und Haus
Gar manches Wort von Liebe Dir noch sprechen,
Doch jene fesselloſe, heil'ge Macht,
Die meine ganze Seel' in Flammen lohte,
Die um den Frieden mich gebracht — um all'
Mein Hoffen mich — ja glaub es nur! — so wird
Kein Menschenherz Dich jemals wieder lieben.

Mit Deinen Kindern magst Du einst am Grab
Mir stehn — ein fromm Erinnern meinem Geist
Zu weihn —. Ach! sei es dann an Herbstestagen
Wie die, in denen einst mein Glück begann!
Und wüßte ich, daß dann Dein Sinnen wär':
Was ich einmal verlebt mit ihr — war schön —,
Und keine Zeit gab es so schön mir wieder!

* * *

20. Oktober nachmittags.

Fridel war bei mir! —

Frau Lehrer lud uns zum Tee ein.

„Sie sehen mir beide viel zu traurig aus. So etwas steht der Jugend schlecht! Immer den Kopf hoch — und immer über die Niederungen der Trübsal hinwegäugen. Sonne suchend — das ist Jugend —!“ sagte sie lachend. „Fräulein Gertrud, Sie müssen heute unbedingt singen,“ wandte sie sich an mich. „Herr Fridolin, Sie suchen ein Schumann-Lied aus.“ —

„Wissen Sie, daß ich in Ihre Stimme verliebt bin,“ schmeichelte sie mir. „Sie hätten zur Bühne gehen sollen. Ihre Stimme — Ihre Finger — und Sie haben Temperament! Wie schön macht die reine, edle Leidenschaft den Menschen! Ich habe es mir neulich gedacht, als Sie im Wohltätigkeits-Konzert — „Ich grolle nicht“ sangen. Wer so die Schönheit in sich schauen lassen und sie als eigenes Selbst in sich erblühen heißen kann, hat ein Recht auf Kunst. Damals als ich mit Lust Sie so betrachtete, dachte ich mir . . . . : Diese Gertrud Baumgarten, wie geschaffen für die Bühne!“

„Ich hatte es auch wiederholt im Sinne — besonders als ich im Molière-Theater in Paris zum erstenmal so recht Gelegenheit hatte, oft und mit ruhigem Genießen an trefflichen Beispielen die hohe Kunst der Schauspielerin kennen zu lernen,“ erwiderte Gertrud. „Damals — — — ach, tagelang, nächtelang — war ein Planen und Rechnen und Träumen und Hoffen in mir wach geworden. . . . . Und erst vor Kurzem wieder, als ich Fräulein Gemma Petersen vom hiesigen Stadttheater näher kennen lernte, die vortreffliche und noch so jugendliche Charakterdarstellerin . . .; da kam der Wunsch in mich — wieder in mich, in wilder Macht . . .

Aber ich brauchte nur an meine Mutter zu denken. —

Welch ein Herzeleid hätte ich ihr bereitet! —

Und dann habe ich mir ja bereits ein anderes Ziel gesetzt, ein so hohes Ziel —.“

* * *

Nachts.

Das Gespräch hatte Gertrud aufgeheitert. . . . Sie war nun von jenem köstlichen Übermut, der ihr so lieb zu eigen steht. Ich hatte das Liederheft aufgelegt. Gertrud setzte sich ans Klavier.

Sie las die ersten Zeilen des Liedertextes:

„Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh —
Schöne Stadt wir müssen scheiden,
Lebewohl, ruf ich dir zu . . . .

Lebewohl du heilige Schwelle . . .

Da wandte sie sich rasch nach mir zurück und sagte leise und hastig: „Ein Requiem . . .

Aber ich will es singen.

Ich hatte mich in eine Fensternische gestellt — schloß die Augen und sah in Gertruds Seele . . . .

Lebewohl du heilige Schwelle —
Wo da wandelt Liebchen traut —
Lebe wohl du heilige Stelle
Wo ich sie zuerst geschaut.

Hätt ich dich doch nie gesehn —
Schöne Herzenskönigin — — —

„Lebewohl — — — lebewohl —."

Des Liedes letzter Ton erstarb.

Der Abend löschte des grauen Tages fahle Lichter. Der Sturm klirrte unaufhörlich an die Stubenfenster.

Gertrud war vom Klavier aufgesprungen und zu mir getreten. —

„Nein, Fridel — — nein — nicht so!"

Hatte sie gesehen, wie ich hastig die Träne vom Auge löschte?

„Laß uns lustig sein! —"

*

* *

Ich begleitete Fridel eine Strecke talwärts. Der Regen sauste mit trübem Klang auf braune Ackergänge.

Ich ging mit ihm — wir sprachen leis — und durch das Fröfteln rings um uns, warb seine Stimme wie Sonne.

Die Pappeln standen zerzaust im Wind. Am Raine vergilbte Gräser. Im Nebel fern die Türme der Stadt — Das Hallen der Kirchenglocken.

* * *

Wie wenige Tage noch! —

* * *

Tag um Tag und Stund um Stunde
Fühl ich immer mehr mich dein! —
Tag auf Tag und Stund auf Stunde —
Und dann soll's vergangen sein?

* * *

26. Oktober.

Heute war Hochzeit im Dorfwirtshause „Zur Lisl". Des Bürgermeisters Älteste und der Erbprinz vom Achenhofe wurden ein Paar.

Ich war geladen.

Fridel kam um sechs Uhr abend.

Er ist ein trefflicher Tänzer.

Wir haben uns köstlich amüsiert.

Fridel konnte so herzlich lachen, wenn er die beiden betrachtete: die junge Frau — und den Jung-Mann. So oft sich ihre Blicke begegneten, schlug sie die Augen nieder und er zog gewaltig an seiner Pfeife — und jedesmal flog eine dicke Wolke seitlich ab . . . und verhüllte ihm seine Nachbarschaft . . . Nur ein heiseres, spitzes Hüsteln, das durch die Wolke drang, erinnerte den jungen Ehemann, daß seiner Schwiegermutter Anmut ihm zur Seite saß. —

Sie war g e g e n ihn gewesen! . . .

Auf dem Heimwege waren wir übermütig! Fridel und ich.

Es war erster Schnee gefallen, und hellte in die schwarze Nacht. Wir bewarfen uns mit Schneeballen. Dann gingen wir Arm in Arm und eng aneinander geschmiegt durch die wunderbare Pracht der Schneenacht.

Welche Wonne durch den weichen Schnee zu waten!

„Du und ich!"

Kein Tritt vernehmbar — kein Laut.

Nur hin und wieder war es, als hörte man das leise Geräusch des in dicken Flocken niedersinkenden Schnees . . .

Da stand auf einmal das Dorfschulhaus vor uns . . . tief in den Schnee geduckt . . . . schneeweiße Bäume umstanden es . . .

Ein Wintermärchen.

„Und Du und ich . . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schneesterne blinkten Dir im Haar, das meine Hand Dir verwirrte . . . .

Da kamen Lehrer Omberg und seine Frau über die Dorfstraße geschritten — schwatzend und lachend.

* * *

29. Oktober, nachmittags.

Gertrud kam eben im Schulkleide aus ihrem Lehrzimmer. Sie hatte sich von den Kindern verabschiedet.

Die schönen, blauen Augen waren ihr feucht.

Ich sah es ihr sofort an, was sie mir verschwieg — was sie allein niederzuringen suchte.

„Fällt es Dir schwer?" frug ich leise.

„Ach, Fridel —! Es war eine harte, rauhe Arbeit — zumeist . . . . aber sie hat mir das tägliche Brot gegeben und einen Glauben in die Seele gestellt — wie einen Leuchtturm: den Glauben an das Gute! Nun verlasse ich diese ruhige Scholle, den sicheren Nährboden. —

Ich sehe des neuen Landes Ufer wohl, das ich erschließen will; aber sehe es wegelos!

Wenn mich der Mut verläßt? — Wenn mir der Glaube sinkt? — — Fridel! — Wenn ich die Kraft in mir nun

überschätzte? Komm, Junge — komm und setz Dich her zu mir, ganz nah an mich — und näher . . . . ! Und wehr dem Strom von Tränen, der mir die Seele will durchbrechen.

Sag es leise mir ins Ohr, — sag es an meine Wangen heiß — sag es an meine Lippen bleich. Schau mir ins Auge lang und lieb — und sage dann:

Daß Du Vertrauen hast auf mich und meine Pläne . . . !

Und laß mich Dir zu eigen sein — Du wilder Knabe . .!

Laß noch einmal die Wonne Deiner Liebe — mir stromgewaltig durch Leib und Seele wallen — wellen!

Du wilder Knabe! —

„Nun geh, Fridel — geh! —

Ich muß noch meine Sachen verpacken, Kiste und Koffer, daß sie morgen fortkommen," sagte sie mit bebender Stimme.

„Ich helfe Dir, Gertrud."

„Nein, Fridel, nein!" Der Schmerz erstickte Gertruds Stimme.

Da trat die Lehrerin ein.

„Ach," sagte sie zu Gertrud, „Sie haben einen Gehilfen; sonst hätte ich geholfen; es ist schon spät; Sie würden nicht fertig werden. Um fünf Uhr früh wartet der Wagen vor dem Schulhause. Sie haben gut eine halbe Stunde bis zur Station Achdorf zu fahren. Der Schlitten geht nicht; es liegt zu wenig Schnee. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann verpackten wir die kleine Habe Gertruds: Kleidungsstücke, Schürzen, Schirme, Hüte, Röcke, Bücher, Bänder, Bilder, Nippsachen.

Der Schnee hellte etwas vom Apfelgarten ins Zimmer.

Während ich schweigend die Nägel in die Kiste schlug, weckte der Wiederhall der Schläge in mir eine Empfindung, wie ich sie nur einmal in meinem Leben erduldet: als ich vor meiner toten Mutter stand:

Ein gelbgestrichener Holzsarg, der stark nach Terpentinöl roch.

Der Schreinergeselle trieb mit kräftigen Hieben die

Nägel durch den Deckel. Er riß die Hobelspäne ab, welche am Hauptende aus dem Sarge standen.

Ich starrte den Menschen an, der mit Ruhe und Vorsicht bedacht war, die Nägel an der richtigen Stelle einzutreiben.

Ich sah deutlich die schwarzen Haare an seinem Arm, eine breite Schnittnarbe, das Pulsieren des Blutes in den geschwollenen Adern; ich glaubte die Poren seiner gebräunten Haut zu schauen — da merkte ich — wie das Denken in mir erlosch, jedes Gefühl versickerte — langsam — träge —; öde — leer — ohne Seele sah ich mich und — sah — den Tod! — —

Da fiel das Kerzenlicht von der Kiste und erlosch. Ich war lebendig.

Gertrud hob den Leuchter auf und zündete die Unschlittkerze wieder an.

Sie klebte die Adresse auf den Kistendeckel. Dann sah sie mich an!

„Wie Du blaß bist! — Du wirst krank! Es ist kalt hier! Eine finstere Nacht liegt draußen — Du wirst den Weg nur schwer nachhause finden" — und bebend sagte sie — ich sah nur ihre blutlose, zitternde Hand — „Geh jetzt! — Geh! —"

Da zog ich sie in meine Arme."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war eine sternenlose, frostrauhe Nacht.

* * *

30. Oktober morgens 1/2 6 Uhr auf dem Weg zum Dorfschulhause Berg ob Landshut.

An Gertrud.

So bleib noch — nur ein bißchen bleib'
Nur einmal noch sag' deine Stimme, —
Die ich so lieb, so lieb gewonnen:
„Du wilder Knab' sei doch besonnen!"

Nur einmal noch — ich bitte Dich! —
Lege Deine weiche Mädchenhand
An Stirne mir und Wangen an —
Wie du es sonst so oft getan!

Und sag ganz leis, so leis wie sonst —
Nur einmal noch den Namen mein,
Und lehne meine Wangen heiß
In willenloser Lieb' an Deine.

Die Augen blau — die tränenfeuchten —
Wie oft sah ich in sie hinein! —
Nur einmal noch laß ihren Schein —
Recht lang und tief in meine leuchten.

Und Deine Lippen, rot und weich —
Nur einmal noch laß trunken sein —
An ihrem Zauber müd' mich küssen —
Es wird zum letztenmale sein!

Du gehst? — ach Gott — Du gehst von mir?
Ja, kann es denn nur möglich sein?
Du willst auf immer von mir gehen,
Für immer lassen mich allein?

Schrei auf in mir, du wilder Schmerz —
Ich habe keine Tränen mehr!
Zerstöre mich! Zerstöre mein Sein!
Ich will nicht länger leben mehr!

* * *

Ich habe keine Rast und Ruhe mehr. Ich trinke jede inute mit der ganzen ungestümen Hast eines Menschen, r weiß, daß sie bald — die wenigen — für immer vorüber d. —

* * *

Rieſelnder Nebel hing träge über dem Dorf und ſtand in weiten Wogen im Tale des Achen, als wir das Dorfſchulhaus Berg verließen. Eben ſchlug die Kirchenglocke ſechs mal. Wir gingen den engen Steig talwärts, den wir ſo oft gegangen.

Einige Zeit hörte man von der hochgelegenen Straße noch das Holpern des Wagens, der Gertruds Habe zur Bahn brachte.

Der Weg führte wieder aufwärts und von der Höhe des Moniberges aus ſahen wir durch einen Riß im Nebel die Iſarſtadt —: Sankt Martinus' hochragenden Turm — der Trausnitz Burgzinnen .... und traulich aneinander geduckt ein Gewirr von Dächergiebeln — Gertrud lehnte ſich an mich und ſummte leiſe vor ſich hin:

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh,
Schöne Stadt wir müſſen ſcheiden —
Lebewohl — — — ! ruf ich dir zu!" —

* * *

Da verhüllte Nebel das Bild der Stadt.

Wir gingen langſam weiter.

Dann blieb Gertrud auf einmal ſtehen — ſchlang mir beide Arme um den Hals ....

„Lehn Deine Wang' an meine Wange
Dann ſchlagen die Flammen zuſammen —"

ſagte ſie mit bebender Stimme.

Damals als ich als Oberklaſſiſtin in Mutters Wohnung auf meinem kleinen Zimmer abends leiſe jenes Lied — Dir ſang ... damals war die Liebe in mir aufgeſtanden — wie ein junger, ſtrahlender Tag ....

Und jetzt ...?

Nun lebewohl, Fridel — lebewohl — — !"

Sie weinte laut und bitterlich — und ich mit ihr .... Wie zwei hilflose Kinder weinten wir.

„Ich gehe jetzt! —“ sagte Gertrud gefaßt.

„Bleibe Du hier! Fridel. Von hier aus übersiehst Du den Bahnhof Achdorf.

Am Bahnhof wartet die Mutter auf mich.

Von hier aus sehe ich Dich noch — siehst Du mich noch .... wenn mich niemand mehr sieht ...!“

Sie ging ....

Wo der Weg um eine scharfe Ecke talwärts biegt — blieb sie nochmals stehen — und sah zurück:

Sie lächelte, während ihr die Tränen über die Wangen rieselten.

„Gertrud —!“ schrie ich laut in das Nebelgerieſel ... dann übermannte mich der Schmerz.

* * *

Vorbei!

Der Zug fuhr in die Station.

Ein gellender Pfiff!

Der Bahnzug rollt aus der Station gegen die hohe Isarbrücke zu.

Gertrud lehnte am offenen Wagenfenster —.

Ein weißes Tüchlein flatterte noch lange im Winde ... klein — kleiner ....

Ich war allein.

Gertrud war auf immer von mir gegangen! —

Die hellen Tränen stürzten mir aus den Augen.

Die Geschichte zweier Menschenkinder ist zu Ende.

Zu Ende?

Nachklingen.

Die Sehnſucht quält das Herz mir müd;
Ich kann es ihr nicht wehren
Ein jeder Tag, der kam und ſchied
Hieß es mich neu begehren:
Die Hände, die mir lieb und fein
Am Haupt das Haar durchtaſtet,
Die Lippen, die mir purpurrein
Auf meiner Lipp' geraſtet —

Es iſt — als hört' ich fernher im Wind
Ganz leiſe die Liebe ſprechen.
Bis langſam die lichtloſe Nacht verrinnt —
Wird mir mein Herz zerbrechen!

* * *

Pfingſten!

Ein Sturm von Blum und wogendem Grün —
Der faſt die Sinne müde drückt!
Nur einmal, daß ſich im Jahre ſchmückt —
Mit ſolchem Begeiſtern die Erde.
Dann fällt es ab, dann ſtäubt es fort
Im lautloſen Sonnenbrande — —
Vier rote Lippen, vom Kuſſe müd'
Vier klare Augen, die Seele weit —
Sie ſahen im klingenden Winde verziehn
Die Jugend mit flatternden Bannern. —
Es war einmal . . . . . .

* * *

Gertrud Baumgarten hatte mit einem der Sonderzüge, die zu Ostern von München nach dem Süden führen, einen Ausflug nach dem Garda-See gemacht.

Sie war von Riva aus mit dem Morgendampfer nach Gargnano gefahren.

Von hier aus ging sie langsam die Seestraße entlang, bald hier, bald dort am Wege rastend — Ausschau um Umschau haltend, in die wunderbare Frühlingslandschaft.

Jenseits der Alpen — in München — war bei ihrer Abfahrt noch Schnee gelegen.

Hier flutete die warme Frühlingspracht in unabsehbarer Fülle.

Der Mandelbaum stand schon in roten Blüten — und aus Tälern und von Hängen grüßten die weißen Blütenwedel der Kirschbäume.

Ein leises Jauchzen sang in jedem Windhauche und durch all diese Wonne von Farbe, Licht, Wärme und Lauten flatterten frohe Menschenstimmen — unaufhörlich wie Schmetterlinge über einem schaukelnden Meere von Blumen.

Ach, was ist es Wunderreiches um das junge, sprossende, grünende Leben, das jedem Jahre neu ersteht!

Es war 1 Uhr mittag.

Etwas müde und bestäubt trat Gertrud in das schattige Vestibül des Grandhotels Gardone-Riviera, durch den goldstrotzenden Speisesaal mit Spiegelwänden in die herrlichen Parkanlagen am Lago di Garda.

Hier setzte sie sich in den Schatten einer Pinie.

Eben sammelten sich die Gäste zum Diner.

„Fräulein, wollen also separat serviert haben?“ wandte sich die Kellnerin nochmals an Gertrud.

„Ja.“

„Gewiß. Sofort.“

„Der Dampfer hält hier an?“ frug Gertrud.

„Gewiß mein Fräulein!“

„Um dreiviertel nach 3 Uhr, Fräulein.“

„Bitte besorgen Sie mir eine Tourkarte II. Klasse nach Salo!“

„Gewiß, sofort.“

Es war ein wunderbares Lugplätzchen, das sie hier inne hatte.

Unter den weitgestreckten Nadelfächern der riesigen Pinie hinweg übersah Gertrud die ganze Breite des herrlichen Sees und am jenseitigen Ufer das gewaltige Massiv des Monte Baldo und Monte Altissimo. Noch lag Winterschnee auf ihren Höhen und flimmerte in weißen Lichtern; in den tiefblauen Flußtälern aber flatterte schon in allen Farben die liebe Pracht des Frühlings. Die sommerwarme Sonne lag weit und mit blendender Fülle auf dem See.

Eine Truppe Mandolinenspieler hatte vor dem Speisesaal Stellung genommen.

In bunter Nationaltracht der Neapolitaner.

Ganz leise klangen die Zupftöne der Mandoline zu Gertruds fernem Lauschwinkel.

Da schreckte sie auf.

Die Stimme, die eben mit metallenem Klang an Gertruds Ohr geklungen — war tief und grell in ihre Seele gesunken wie Osterglockenklang in ein blütenstilles, bergumstandenes Tal — und ein hundertfaches Echo gab den Klang ihr wiederum: Fridels Stimme.

Sie neigte sich vor und sah wie der Solist der Italienertruppe einen Schritt vorgetreten war und das Lied sang:

Hell glänzt das Mondenlicht vom Himmelsbogen.
Und laue Lüfte kräuseln die Wogen —
Mein Schifflein harret dein;
Komm! Steige zu mir ein!
Santa Lucia! Santa Lucia!

Der Sänger war ein noch ganz junger Mann.

Gertrud konnte sein Antlitz nicht sehen.

Sie sah nur seine schöne hochgewachsene Gestalt und die Fülle seines blonden Haares.

Wie der zu singen wußte!

Die Seele jauchzte in jedem Tone!

Und jeder Ton ähnelte Fridels Stimme. — — —

Die Italiener ſangen noch einige Lieder. Sie hatten reichlich Beifall und Lohn gefunden.

Das Diner war zu Ende.

Schon begannen die Gäſte wieder in den herrlichen Parkanlagen am Seeufer entlang auf- und abzuwandeln.

Unter den langſamen Schritten der in koſtbaren Toiletten promenierenden Damen knirſchte der feine Kiesſand.

Hin und wieder ließ ſich ein Kurgaſt in einen der Geflechtſtühle nieder, um ſich zu ſonnen.

Kein Lüftchen regte ſich.

Und doch war es Gertrud, als umklänge ſie unaufhörlich des jungen Sängers Stimme .... leiſe .... wie ein ruhiger Atem .... und immer wieder klangen aus den Tönen die Worte:

Wiegend auf goldner Flut —
Mit trunknen Blicken —
Herzliebchen an der Bruſt
O welch Entzücken!
Komm, Holde ſchnell herbei,
Dich ſchützt der Liebe Treu!
Santa Lucia! Santa Lucia! ...
„Der Liebe Treu ....!"

— — — — — — — — — — — — —

Der weite See war ein Sonnenflimmern.

Die Fülle des Lichtes blendete die Blicke. — Unaufhörlich brandeten die Seewogen an den Steinquai .....

Der Lorbeer duftete!

Schrill und wirr durcheinander klang das Schreien der weißen Möven, die ſpielend und fiſchend auf die Waſſerfläche niederfielen, daß der grünliche Schaum aufſpritzte.

In der Ferne mitten im See die isola di Garda — von einem bläulichen Duft umſchleiert; aus den ſchwarzen, ſpitzen Zypreſſen lugten die weißen Mauern des Schloſſes.

Wie Heines Inſel der Seligen! ...

Hoch oben am östlichen Horizonte schimmerten die Schneefelder des Monte Baldo und Monte Altissimo im Mittagssonnenglanze.

Wie ein Märchen lag die schöne Welt um Gertrud. Mit weiten, offenen Augen sah sie in diese Pracht.

Das Mahl war trefflich gewesen.

Der süße, schäumende Asti durchrieselte ihren Leib wie ein beseligendes Gefühl. Sie fühlte sich müde — wonnig müde. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Immer leiser und leiser nur klang das schrille Schreien der Möven, und der gleichmäßig wiegende Anschlag der Seewellen an ihr Ohr.

Wie aus weiter — weiter Ferne . . .

* * *

Da war es ihr, als klänge die ganze wunderbare Frühlingspracht, in Licht und Glanz und Farbe und Laut . . . . in einen Ton zusammen. Und weither . . . . als käme er vom jenseitigen Ufer des Sees — hörte sie wieder hauchleise des Italieners wunderbaren Sang . . . .

Fridels Stimme.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da sah sie wieder klar . . . . ganz klar . . . .

Ah, wie schön!

In der Richtung von Malcesine sah sie den Nachmittagsdampfer herannahen.

Wie sein Kiel die azurblauen Wasser schnitt!

Eine schwarze Dampfsäule rollte weithin über den See.

Lärmend hallte der Ruf der Sirene in die Mittagsstille.

Schon konnte sie das Pusten des Kamins und den Wellenschlag der Dampfräder hören! Die schäumenden Wellen schlugen tosend an den Steinquai.

„Stopp!" Der Halteruf des Kapitäns. Das Eisengitter am Dampfer wurde abgehoben. Die Bretterbrücke schlug

ſchwer am Ufer auf. Eine Maſſe Menſchen drängte zu dem Eingange. Die Schiffsknechte ſchleppten Warenbündel und Gepäck ans Land.

„Warten Sie, bis ausgeſtiegen iſt," ſagte der kontrollierende Matroſe zur andrängenden Menge.

Eine Dame ſchritt über die Landungsbrücke. Man merkte es jeder ihrer Bewegungen, ihrem ganzen Benehmen an, daß ſie im Bewußtſein ihrer ſchönen Geſtalt und eleganter Reiſetoilette Aufſehen erregen wollte. Sie blieb mit koketter Wendung mitten auf der Landungsbrücke ſtehen und beſah durch die Lorgnette den herrlichen Park, das Grandhotel, die Gäſte, die ganze herrliche Umgebung von Gardone . . . . .

Einige Augenblicke . . . .

Dann folgte ihr ein Herr mit Gepäck . . . Sie wandte ſich nach ihm mit ſtolzer Gebärde . . . .

Da konnte Gertrud ihr Antlitz ſehen . . . .

Was war das?!

Gertrud riß die Augen auf . . . . weit, als könnte ſie dem Bilde, das in ihre heiße Seele ſank wie ein Eishauch, keinen Glauben ſchenken. —

„Irmingard . . . . German . . . . !"

Wie ein Angſtſchrei durchgellten dieſe Worte Gertruds Denken.

„Irmingard!"

Der Sturm von Gefühlen, der in Gertrud aufflog wie mit tauſend weitgefiederten Flügeln, riß ſie empor von ihrem Sitze . . . .

„Sehen — ſehen . . . ich muß klar ſehen!"

Sie ſtreckte ſich! . . . .

Da . . . .

Der Herr, der eben dem Kontrolleur die Schiffskarten abgegeben hatte und nun eiligen Schrittes zu Irmingard trat . . . . .

Heiliger Gott! . . . .

„Darf ich meinen Augen glauben?“ — keuchte es in Gertrud . . . .

„Das — ist — Fridolin Ambach — ! —“

Mit lachendem Antlitz war er zu Irmingard getreten und sagte mit lauter, von Entzücken geschwellter Stimme, die herrliche Landschaft überblickend:

„Wunderbar! — —“

Wie ein elektrischer Schlag berührte Gertrud diese Stimme . . . .

„Fridolin!“

Fridel! . . . wollte sie aufschreien mit gellender Stimme.

Aber mit Aufwand aller Kraft zwang sie diese Lust in sich nieder und sagte sich: das wäre feige, das Glück dieser Beiden zu stören —!

Ein Hoteldiener hatte Fridolin das Gepäck abgenommen.

Fridolin und Irmingard folgten dem Diener; der Weg zum Hoteleingang führte nahe an Gertruds Platz vorüber . . . . .

Gertrud setzte sich.

Eine ungeheuere Aufregung bemächtigte sich ihrer.

Nun muß sie gesehen werden.

Mit jedem Tritte, der die beiden näher brachte, staute sich das Angstgefühl bis zur Unerträglichkeit in ihr auf . . .

Sie wollte fliehen . . . .

Aber dann würde sie ja sicher von beiden bemerkt . . .

Mit brennenden Augen spähte sie nach einem Zeitungsblatt, das sie vor ihr Antlitz hätte halten können . . . , sie ersah keines . . . .

Schon hörte sie Fridels Stimme, die leise zu Irmingard sagte: „ich denke, wir wollen hier einige Tage bleiben.“

Schon klang das Rauschen und Knistern der seidenen Unterkleider Irmingards an ihr Ohr . . . .

Gertrud ersah die brennende Luströte an Fridels Augen . . . . .

Da — — — — !

Fridels blitzendes Auge hatte sie erschaut.

Als wäre er in einem Atemzuge zu Stein geworden, blieb er stehen . . . . .

Seine Augen starrten nach ihr, als sähen sie ein Gespenst . . . . .

Die Röte an seinen Wangen blaßte ab . . . .

Leise und zögernd . . . . als traute er noch immer den Augen nicht — sagte sein Mund:

„Gertrud!"

Wie eine warme, treue, liebe Hand langte diese Stimme nach ihr! . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da war Gertrud erwacht.

Die Kellnerin stand lächelnd vor ihr und sagte: „Ich habe mir erlaubt, Fräulein zu wecken. Fräulein waren etwas eingeschlummert. —"

„Ich danke Ihnen," sagte Gertrud; ihr schönes Antlitz war von einer Röte überhaucht. „Ich habe mich von Gargnano her etwas müde gewandert. Es ist sehr warm heute. Und hier ist ein so köstliches Ruheplätzchen!"

„Fräulein bestellten eine Karte für den Dampfer II. Klasse nach Salo," — sagte die Kellnerin und überreichte Gertrud den Fahrschein.

„Ja, ja! Ist es schon Zeit?"

„Eben fährt der Dampfer von Malcesine ab."

Man hörte den kreischenden Ton der Schiffssirene weit über den blauen See herklingen.

Gertrud bezahlte.

Da vermißte sie ihr Notizbuch.

Sie ſah ſich um und erblickte es offen am Boden liegen. Raſch bückte ſie ſich und hob es auf.

Mit Bleiſtift ſtand dort an der offenliegender Seite eingeſchrieben und rot unterſtrichen:

29. März. Charſamſtag: Fridolins Hochzeitstag. —

Immensee.

In dem Privat-Institut Schemper, in dem Gertrud nun seit einiger Zeit als Lehrerin wirkte, fand sie so recht das Urbild der „höheren Töchterschule“ wie sie überall im Lande noch zu recht bestand.

Nirgends Ernst.

Bildungständelei.

Die Geographie: Ländernamen, Inseln, Flüsse, Berge, Städte mit Einwohnerzahl . .; Geschichte: Herrschernamen mit Geburtsdaten und Regierungszeit, Schlachtendaten, Feldherrnnamen, Friedensschlüsse . . . Erfindungen —; Religionslehre: Auswendiglernen . . . seit sieben Jahren immer die gleichen Worte . . . .

In der Literaturgeschichte Geburts- und Todestag der „Dichterfürsten“ und kleineren Kunst-Regenten und die Namen ihrer Werke . . . .

Klavier . . . .

Gesang . . . manch junge, schöne Kraft hob ahnend die werdenden Fittiche . . . .

Aber niemand sah es.

Französisch und Englisch . . . .

Es war Mode für eine junge Dame aus besseren Ständen einiges französisch und englisch sprechen zu können, besonders wegen — der Sommerfrische . . . .

* * *

„Noch einmal, Fräulein Baumgarten: Ich bitte jedes strenge Wort zu vermeiden. Der größte Teil unserer Mädchen und Schülerinnen ist vollständig verzogen. —

Jeder Ernſt beleidigt ſie!

Beim Examinieren durch die Finger ſchauen!

Was unſere Fräulein nicht wiſſen wollen . . . ach, was geht es denn uns an? — —

Unſer oberſter Leitgedanke muß ſein: Frequenz! Jede unſerer Schülerinnen iſt „vortrefflich talentiert" — und hervorragend fleißig! Das muß natürlich auch im Zeugnis zum Ausdruck kommen — — ! So wollen es die Eltern und die Töchter ſehen und hören! —

Alſo!"

„Ach, was habe ich erduldet, bis ich mich an dieſe Trugwelt gewöhnt habe . . . und mit ihr zu rechnen wußte!"

„Meine Geſchichte —, Fräulein Baumgarten — die Geſchichte der Vorſteherin eines Privat-Inſtitutes für Mädchenbildung iſt die Geſchichte einer Märtyrerin."

So hatte Fräulein Schemper, die Vorſteherin der „Höheren Töchterſchule Schemper" wiederholt zu Gertrud geſprochen.

Das war alles genau ſo wie in dem Inſtitut der M. Bonivard in Landshut, in dem Gertrud während ihres Aufenthaltes in Berg ob Landshut aushilfsweiſe Unterricht übernommen hatte.

Scheinbildung — und Bildungsſchein!

Die Parole für die „höheren Töchter!"

* * *

Aber dem Starken wächſt die Kraft, wo er die Schwäche ſieht.

Als nach einem Jahre die Vorſteherin Fräulein Schemper von dem Inſtitute wegen Krankheit zurücktrat, übernahm Gertrud die Leitung.

Das erſte, was ſie tat, war, daß ſie ihrem Inſtitute beſtimmte Ziele ſetzte: Ausbildung von Mädchen in der franzöſiſchen und engliſchen Sprache . . . ſo weit, daß ſie als Korreſpondentinnen in Großgeſchäfte aufgenommen werden

konnten oder sich zum Examen für Privatlehrerinnen dieser Sprache melden konnten.

Handelswissenschaft in allen ihren Zweigen.

Die Absolventinnen des Institutes Baumgarten sollen Rechte besitzen.

Die Stellenvermittlung übernimmt die Institutsleitung.

Beste Fachkräfte für alle Teile des Unterrichts.

Das Wagnis glückte.

Diese Art von Schulen war damals noch mehr neu.

Die höheren Töchter zogen sich zwar rasch zurück und verschwanden mählich ganz.

Dafür aber hatten sich junge, strebsame Kräfte mehr gemeldet, als bei den wenigen Räumen des Pensionats Aufnahme finden konnten.

Und damit hatte Gertrud der Arbeit zu ihrem Werte verholfen und ein Fundament zu dem gelegt, was sie gründen wollte.

Und die höheren Töchter —?

„Ich verliere euch nicht aus dem Auge!“ . . . sagte sich Gertrud.

„Ich will euch der Menschheit zurückgewinnen!

Kommt Zeit und Rat und Tat!“

* * *

Das erste Jahr schloß zwar mit einem äußerst geringen Geldgewinn für Gertrud.

Für ihre außerordentlichen Anstrengungen eine Enttäuschung.

Aber um so größer war der ideale Gewinn.

Sie hatte kostbare Erfahrungen gesammelt — und konnte nun weiter schauen.

Schon stand in Gertruds Geiste ein neuer, großer Plan in weiten Zügen fertig entworfen. Sie wollte ihr Institut erweitern und mählich eine Muster-Anstalt für Mädchenbildung nach ganz neuen Grundsätzen schaffen.

Je mehr sie sich in diesen, ihren Lieblingsgedanken vertiefte, je mehr sie sich in Theorien, Büchern, Zeitschriften,

öffentlichen Vorträgen über moderne Frauenintereſſen klaren Blick und Fühlung mit den Bedürfniſſen der Gegenwart zu ſchaffen ſuchte —, deſto mehr und immer deutlicher erkannte ſie, daß ihr Leitgedanke ein geſunder war: Daß ſo eine neue Mädchenbildungsanſtalt ein von Tauſenden gefühltes Bedürfnis ſei.

Sie gab ſich alſo keinen Illuſionen hin.

Sie ſah ſcharf und klar.

Eine unendliche Freude bemächtigte ſich ihrer.

Aber die nach ſachkundigen Aufſchlüſſen angeſtellten Berechnungen der Koſten wuchſen wie eine Rieſenmauer zwiſchen ihren Gedanken und ihren Geldmitteln empor.

Geld!

Da bot ihr der mächtige Genoſſe großer Menſchentaten — der Zufall — die Hand.

In einigen Vorträgen, welche der praktiſche Arzt Dr. Meinhold Aſen im Verein für moderne Frauenintereſſen gehalten hatte, machte Gertrud die Bekanntſchaft dieſes Mannes. Die Art und Weiſe, wie er ſein Thema: „Mittel und Wege, um der körperlichen Degeneration des Weibes Einhalt zu tun" zur Durchführung brachte, zeigte von einem ſcharfen Erkennen der beſtehenden Schwächezuſtände wie von einem klugen, findigen und praktiſchen Sinn, Mittel der Beſſerung zu geben.

Viele der trefflichen Gedanken, welche in den Vorträgen ausgeſprochen wurden, muteten Gertrud wie alte Bekannte an. Hatte ſie nicht auch ſchon dutzend- und dutzendemale dieſe und jene Gedanken gedacht?

Nur ſah ſie hier vieles über Körperpflege, Verbindung von Geiſtes- und Leibesarbeit, Geſundheitslehre u. ſ. w. deutlicher und in klaren Umriſſen vor ſich ſtehen.

Sie bekundete Dr. Aſen offenherzig ihre Freude und mählich ihre Pläne — ihren ganzen Plan.

Er lobte ſie.

„Wir haben uns ja beide im wesentlichen ein gleiches Ziel gesetzt.

Ihr Weg, Fräulein Baumgarten, zur Erreichung dieses Zieles ist ein allseitiger und von viel weittragender Grundlage als der meine.

Ihr Plan hat mein ganzes Interesse.

Ich wäre jede Stunde bereit, mich Ihnen als ihr Mitarbeiter zur Verfügung zu stellen, wenn ich auch die Schwierigkeiten, die sich uns hemmend in die Wege stellen, nicht unterschätze."

Gertrud ging begeistert auf diesen Vorschlag ein. So hatte sie überraschend schnell einen Bundesgenossen gefunden.

„Der wichtigste Punkt ist natürlich zunächst — Interessenten zu gewinnen, welche uns Geldmittel zu Verfügung stellen.

Gelingt uns das, dann bin ich gerne bereit, dem Unternehmen meine Villa bei Menterschwaige zur Verfügung zu stellen.

Für den Anfang wären die Räume ausreichend. Nur müßten wir uns sofort die umliegenden Gründe: Wald, Wiesen und Ackerland für den Ausbau der Anstalt sichern.

Sehen Sie sich mit mir alles an!

Gertrud war entzückt von der herrlichen Lage der „Villa Immensee."

„Die „Villa Immensee" lag — umrahmt von einigen Tagwerk Garten, Wiesen und Park — auf einer mäßigen Hügelwölbung mit prächtiger Weitschau über Ackerland, Auen und über die herrlichen Waldbestände des Isartales aufwärts bis an die Riesenzacken der Alpen.

Das war ja ein verkörpertes Ideal. „Und eine ideale Bildungsstätte soll nicht zwischen Häusermauern stehen — sondern frei in der Natur, der Quelle aller Bildung," sagte Dr. Asen.

„Die Jugend soll zu jeder Tages- und Jahreszeit die Natur beobachten lernen.

Ein immerreicher und gesunder Genuß —!

Das muß man der Jugend zum Bedürfnis machen! Der Verkehr, der Umgang, das Erkennen und Genießen und das Nützen der Natur — den Hang hiezu muß man in der Jugend groß und mächtig erziehen —!

Dann gibt man ihr eine Freundin, die nie die Treue bricht . . . .

Dann erschließt man ihr eine Heilquelle für so viele Lagen des Lebens . . . .

Denn die Natur ist der Gesundbrunnen für uns Menschen!

Und gesund soll die Jugend sein.

Darin liegt der wichtigste, der fundamentalste Grundsatz für die Erzieh- und Bildungsarbeit.

Scharfe Sinne — frohe Sinne!

„Wie aber muß Bildung und Erziehung beschaffen sein, um das zu erreichen?

Die humanistische Bildungsform mit ihrer einseitig-geistigen, historischen Schulung, welche bei uns leider noch immer als die vornehmste Bildungsgattung gilt, ist hier im Wesentlichsten unzulänglich. —

Ich habe ja auch diese lateinisch-griechische Bildung — das humanistische Gymnasium durchgemacht.

Als ich dann als Gymnasialabsolvent den Beschluß gefaßt hatte, Arzt zu werden — als ich das erste Semester an der Universität hinter mir hatte . . ., da durchschaute ich die ganze Unnatur der Vorbildung, die mir zuteil geworden war. . . . .

Vorbildung?! . . .

Eine Vorbildung — eine allgemeine Bildung soll Vorbegriffe geben, allgemein wichtige Begriffe, Begriffe, auf denen sich eben jede Menschenwissenschaft aufbauen muß — und das ist wohl in erster, allererster Linie — Menschenkunde. — Leibeskunde und ihre unmittelbare Folge — Geisteskunde. — Naturwissenschaften und ihre Gesetze, deren Erkenntnis die Quellen unseres Wissens und unseres Könnens enthält.

Was wußte ich von all dem?

Wie weniges!

Naturwissenschaften wurden damals wie auch jetzt noch am Gymnasium mit einigen wenigen Stunden abgetan. — Ich wußte in römisch-griechischer Geschichte, in Ovid's Methamorphosen, in Virgils Aenaide, in Cicero, Caesar, Plautus u. s. w., in Sophokles und Aeschylos Dramen, in der Iliade und Odyssee zum Teil Bescheid. . . .

Und die grammatikalischen Spitzfindigkeiten und Marterregeln . . ., die an Hand dieser Meisterwerke . . . „entwickelt" wurden — langten nach mir wie wachsbleiche, blutleere, eiskalte Hände der Toten. —

Ich hatte den in seinem Bildungswerte zu 40 Prozent überschätzten Mathematikdrill durchgemacht und etwas Zahlen-Geschichte memoriert.

Das Leben aber, das um mich brandete in seiner wunderbaren Vielgestaltigkeit und auf die Natur, die um mich stand, mit tausend Farben — mit tausend Lauten, mit Blütenjubel und Sturmeshallen —, mit Keimen und Wachsen und Fruchten und Werden und Vergehen — sah ich mit scheuer Bewunderung wie auf eine Fata-Morgana. — Man hatte mich mit toten Begriffen vollgestopft — mitten ins blühende Leben gestellt.

Und das nennt man klassische Bildung!

Klassisch!

Dieser Schujungen- und Schulbücherbegriff!

Dieses Schlagwort engherziger und nach Vorschrift fühlender Menschen, diese Gebetsformel blinder Nachtaster!

„Klassisch!"

Ein solcher Schulbücher- und Schuljungenbegriff gilt vielen noch als Oberbegriff. —

Sie wollen immer noch das Leben vom Schulbuch aus dirigieren. —

Sie sehen nicht die Riesengestalt der Zeit über die Länder der Erde hinwandeln in ewigem Schaffen!

Sie sehen nicht, wie das Große sich immer und immer wieder gebärt . . . . !

Das Große war und ist — und wird sein!

Für sie aber . . . war es! . . .

Sie sehen nicht um sich, nicht vor sich — nur hinter sich.

Sie sehen das Große nur, das hinter ihnen liegt . . .

Dann wurde ich mählich wach.

Und ein heiliger Zorn stand in mir auf — über die Bildungsphilister, die mich so dem Leben entfremdet hatten.

Und dann keimte der Entschluß in mir auf, mit allen Mitteln gegen diese Philister-Bildung — gegen dieses erstarrte Bildungswesen anzukämpfen.

Ich ward Arzt —; und je mehr ich mit jedem Jahre mit dem Leben verwuchs, desto mehr erkannte ich das dringende Bedürfnis nach einer gesunden, naturgemäßen, menschenfördernden und vaterländischen Bildung.

Und seitdem verfolge ich die neuen Bildungsströmungen, deren eine wir hier in einer Anstalt sich sammeln lassen wollen.

Dann sah ich klar — und immer klarer.

Und nun erkannte ich:

Der humanistischen Bildung ist das Verständnis für das Wesen der antiken Bildung immer mehr abhanden gekommen —; denn dieses Wesen der antiken Bildung, welche die Griechen zu Sonnenhöhen der Kultur führte — bestand eben in der vollen Kraftentfaltung *nationaler Eigenart*.

Hört ihr!

Also: volle Kraftentfaltung vaterländischer Eigenart!

Ihr Blindlinge aber habt das deutsche Vaterland ganz vergessen und saht nur mehr anbetend nach Hellas und Rom.

Die Anhänger der sogenannten klassischen oder humanistischen Bildung — sehen vor allem das *Vaterland* nicht, das deutsche Vaterland; denn würden sie es erkennen, so müßten sie sagen, daß die humanistische Bildung, wie sie noch zum guten Teil im humanistischen Gymnasium erhalten ist, eine gewaltige Verirrung war und noch ist — eine Schule, welche unter Hintansetzung des vaterländischen Geistes zur blinden Nachahmung längstentschwundener Kulturgrößen führte und führt — und Jahrhunderte hindurch

der Entfaltung herrlicher, germanischer Eigenart ein stetes Hemmnis war — also eine ungeheure Schädigung deutscher Vaterlandsgröße und Vaterlandsliebe bedeutet.

Und wie fremd und erstarrt steht die humanistische Bildung dem Zeitalter der Technik, der freien Forschung — der ganzen gewaltig schaffenden Gegenwart gegenüber!

Und dann erkannte ich, daß die Naturwissenschaften in allen ihren Zweigen — in Pflanzen-, Tier-, Steinkunde und Geologie, Chemie, Physik, Länder- und Völkerkunde — der Mittelpunkt der künftigen Jugendbildung sein müssen.

Ich erkannte, daß vor allem Menschenkunde — Leibes- und Geisteskunde — die vordringlichste und wichtigste und nutzbringendste Forderung aller wahren Menschenkultur sein muß.

Ich erkannte, daß lebende Sprachen — Französisch und Englisch vor allem — wichtiger sind als die Kenntnis der toten Sprachen — Latein und Griechisch; denn der mähliche Zusammenschluß der maßgebenden Kulturvölker zur gemeinsamen Arbeit am großen Werke der Menschheit ist eine der wichtigsten aller neuzeitlichen und zukünftigen Bildungsforderungen — und die Kenntnis der verbreitetsten lebenden Sprachen ist die Brücke hiezu.

* * *

„Warum es für uns beide so dringlich ist, das zu erwägen —?

Wir wissen doch, daß die Frauenbewegung manche Bresche in die chinesische Mauer gerissen hat, die die Männer um ihre altererbten Rechte gebaut haben.

Und ob sie wollen oder nicht . . ., nun müssen sie den ungestüm eindringenden Feinden manche Zugeständnisse machen, vor allem aber das eine Zugeständnis, daß man der weiblichen Jugend eine Bildung angedeihen läßt, welche allseitige und weithinfördernde Leibeskultur mit praktischer und idealer Geistespflege vereinigt und so den Bedürfnissen wahren Menschentums und den Forderungen unserer Zeit und den Aufgaben der nahen Zukunft und vaterländischer Gesinnung entspricht.

„Hier nun eine Anstalt mit gesunden, natürlichen, den Menschen wirklich hebenden Grundsätzen und Unterrichtszweigen zu schaffen — ist eine glorioſe Aufgabe. Und dieſer Bildungsanstalt alle jene Rechte zu erwerben, in deren Alleinbesitz bisher fast nur die sogenannte humanistische Bildung war — wird und muß unser Strebeziel sein.

Diese und ähnliche Gedanken waren zwischen Gertrud und Dr. Asen des öfteren zum Austausch gekommen.

Die Erkenntnis des Guten in ihrem zu schaffenden Werke drückte den Beiden die Hand wie zu einem Bunde in einander.

Da kam Dr. Asen eines Tages angestürmt: „Das Unternehmen ist finanziell gesichert!

Hier die Belege!

Ich habe Interessenten gewonnen.

Nun erübrigt nur noch die staatliche Genehmigung."

Hier war es wieder Regierungsrat Müller — der inzwischen als Ober-Regierungsrat ins Ministerium einberufen worden war — welcher Gertrud jedes Entgegenkommen zusicherte.

Seinen Bemühungen war es zu danken, daß schon im Herbste der erste Kurs der „Allgemeinen Töchterschule Immensee" mit 37 Zöglingen eröffnet werden konnte.

Leitsätze, welche für die Erzieh- und Unterrichtsarbeit der „Allgemeinen Töchterschule“ grundlegend sein sollen:

Wozu soll die Erzieh- und Unterrichtsschule unsere Mädchen bilden —?
Was sollen die Mädchen einmal sein —?
Was soll man ihnen als Strebeziel setzen?
Was wollen wir von ihnen?

* * *

Das wertvollste Grundstockvermögen eines Volkes ist seine Gesundheit: seine körperliche und sittliche Kraft.
Ein gesundes Volk — ein leistungsfähiges Volk — ein fröhliches Volk. —

* * *

So sollen die Mädchen in erster Linie gesunde Weiber werden.
Gesunde Weiber — frohe Weiber.
Ein Jungbrunnen für das Volk — für den Staat, für die Menschheit!

Was muß deshalb geschehen?

Ein Hauptunterrichtsfach in der Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend — wird und muß deshalb die Körperkultur sein.
Die Körperkultur soll in erster Linie auf gesundheitliche Nützlichkeit abzielen, welche den weiblichen Organismus in seinen Eigenheiten und geschlechtlichen Erscheinungen günstig

beeinflußt, sie soll den Körper stärker, gewandter, widerstandsfähiger und leistungsfähiger machen.

Gesunde Kraft ist die Quelle gesunden Geistes.

Gesunde Kraft ist schön!

Und damit ist auch schon der weitere Zweck der Körperkultur genannt.

Die Körperkultur soll als ästhetisches Turnen zur Entwicklung der Schönheit des menschlichen Körpers beitragen und darin ein vornehmes Ziel erkennen.

Die natürliche Schönheit des menschlichen Körpers, welche unter mancherlei ungesunden Einflüssen der Kultur wesentlichen Schaden nimmt, muß erhalten und zur vollen Entwicklung gebracht werden.

Der Sinn, das Verständnis für die natürliche Körperschönheit muß in der Jugend, vor allem aber auch in der weiblichen Jugend und im Weibe als ein wertvoller Berater und als ein kostbarer Besitz geweckt werden.

Die Grazie ist eine der anmutigsten Mächte im Weibe. Sie will verstanden sein und erworben werden!

Wie vieles hat hier die Kultur in ihren Auswüchsen und Verkehrtheiten geschadet, verdorben, zugrunde gerichtet?

Kaum bei zwanzig unter hundert Menschenleibern dürfte die natürliche Schönheit des Körpers zur vollen Entwicklung gelangen können — kaum bei zehn unter hundert Frauenleibern! Wieviele von den Menschen unserer Tage könnten noch ein Muster abgeben für eine Statue?!

Erziehungsverkehrtheiten, übertriebene Bildungs- und Wissenssucht, die die Menschen $1^1/_2$ Jahrzehntelang und in unnötiger Tagesstundenzahl in die Schulbänke einzwängt, Modetorheiten aller Art, geschwächte Sinne und ein verkümmertes oder entartetes Schönheitsgefühl sind die Hauptschädlinge unter denen die werdende Jugend, also auch die Entwicklung der Körperschönheit zu leiden hat, so daß viele, die meisten Menschen sich dieses enormen Verlustes überhaupt nie bewußt werden.

Kann es also Wunder nehmen, wenn das Verständnis für Körperschönheit ein so geringes ist? Kann es Wunder nehmen, wenn viele Menschen, wenn besonders die meisten

Weiber vollständig verkehrte Begriffe über Schönheit des Leibes, seine Pflege und Kultur in sich groß gezogen haben und darnach leben?

Hier wieder das Auge klar sehend und den Menschen gesund und natürlich fühlend zu machen, hier den Kampf zu eröffnen gegen einen unabsehbaren Bombast und Wulst von Unnatürlichkeiten, ist eine der vornehmsten Aufgaben der Körperkultur.

Das Weib muß einsehen lernen, wie unschön, schwächlich, unbehilflich, lächerlich und läppisch die Art ist, wie es bisher infolge verkehrter Erziehung in den meisten Fällen seinen Körper zur Schau trägt in Haltung, in Bewegung und Gang; wie häßlich — entartet — verkümmert, kindisch und kränklich vieles von dem ist, was es bisher für anziehend, gewinnend, für „reizend — himmlisch, entzückend" — für schön gehalten hat. Wie lächerlich, faschingsmäßig, entartet und häßlich aber gerade in den meisten Fällen die Kleidung des Weibes ist.

Ein mit Spitzen und Spitzchen, Maschen und Maschchen, Bändern und Bändchen, Rüschen und Rillen überdeckter Kulturschwächling mit Wespentaille — mit gekrümmtem Rückgrat, mit schwächlichen Lungen, mit nervösem Herz und kranken Nieren, mit verkrümmter Brust und aufgequollenem Bauche, mit Kinderärmchen und schwächlichen Beinen und kraftlosen, von engen Lederstiefeln verkrüppelten, zappeligen Füßen — die personifizierte Schwäche — eine armselige, jämmerliche — unzulängliche Wohnung für einen gesunden Geist — — — .

Der körperlich entartete Mensch — der zur Tradition gewordene weibliche Kulturschwächling.

Und das nennt ihr Schönheit?

Einem so lächerlichen Götzen dient ihr noch?

Wie krank!

Wie arm!

Wie blind!

So blind seid ihr noch? —

Breite Hüften, breite, gesund und kräftig entwickelte Brüste, die ihre Aufgabe mit Lust erfüllen können, die Muskeln kraftdurchronnen, die festen Hände arbeitsfähig, auf kraftvollen Füßen dralle Beine, die im festen, sichern Tritt des gesunden Willens Macht verraten — aus klaren Augen eine kluge Seele schauend, die der natürlichen Anmut des Leibes sich bewußt, diese hütet und hegt wie einen Schatz. —

Das ist schön —!

Die gesunde Kraft allein ist schön! —

Schwächlichkeit und Körperarmut ist bemitleidenswert und bedauernswert.

Gesunde, schlichte, gefällige Kleidung, welche die Schönheit des Körpers nicht äffisch verunziert, sondern in gesitteter Weise zur Geltung zu bringen weiß — ist schön.

Eine Pariser Modedame mit Wespentaille, mit Seide und Perlen behangen, die blitzenden Brillanten an Hals und Fingern, die Armreifen am schwächlichen Handgelenke schleppernd, die Füße in Lackstiefeletten mit dezimeterhohen Absätzen und zusammengequetschten, übereinandergeschobenen Zehen — die Lorgnette vor den nervösen Augen, aus denen als einziger Besitz Eitelkeit und Sinnlichkeit blicken, über den Boulevard flirtend — stellt sie aus Straßenlärm und Ladenschimmer in die freie, erhabene Natur — dieses Geschöpf! Und stellt daneben ein gesundes Arbeiterweib — dann habt ihr beides nebeneinander stehen: das Leben und seine Karrikatur — einen Menschen und eine Kultur-Äffin.

Unsere durch verkehrte Erziehung und Bildung vielfach verständnislosen Sinne müssen erst wieder zum Erkennen der Schönheitsharmonie des menschlichen Leibes befähigt werden.

Ein schlichter, klarlegender Unterricht über die Gesetze der Schönheit und Natürlichkeit, über Leibes- und Geisteslehre und Gesundheitslehre hat hier Hand in Hand mit der

praktiſchen Körperpflege das Körperſtudium zu betreiben.

Um die Notwendigkeit deſſen voll und ganz zu begreifen, muß der Frau vor allem zum Bewußtſein gebracht werden, daß ſie als Mutter und Erzieherin ein völker- und ſtaatserhaltender Faktor iſt, daß ſie den kommenden Generationen gegenüber eine ungeheure und in ihren Folgen unabſehbare Verantwortung übernimmt — nach den Geſetzen der Vererbung.

Die Frau muß auch in dieſer Hinſicht erkennen lernen, daß ſie nicht mehr nur Zuſchauer im Kulturringen ſein kann und darf.

Und es iſt eine der allerwichtigſten und vordringlichſten Pflichten des Staates, hier Stütze und Förderung bietend einzugreifen. Auch der Staat muß nun mehr und mehr — weit mehr als bisher — im Weibe einen Kulturträger erkennen lernen, der in der Eigenart ſeiner Wichtigkeit in keiner Weiſe hinter dem Manne zurückſteht.

Man gründet und fördert und unterſtützt Vereine zur Züchtung reiner, edler brauchbarer Pferderaſſen, man ſtellt die Rindviehzucht unter ſtaatliche Kontrolle und Fürſorge, man fördert Schweine- und Geflügelzucht nach den Geſetzen der Zuchtwahl und iſt beſtrebt — Raſſe, Art und Gattung in ſeiner Brauchbarkeit, Geſtalt und Nützlichkeit, in ſeinem Geſamtwerte zu heben — zum Nutzen des Einzelnen wie zum Nutzen des Staates.

Alle Verſtändigen und Einſichtigen erkennen darin nur eine ſelbſtverſtändliche, begrüßenswerte, notgezwungene Erſcheinung fortſchreitender Kultur, die eben aus dem Grundſatze ſich ergibt: beſſere Kenntniſſe: beſſere Nutzung — größerer Gewinn. —

Man gründet, fördert und unterſtützt Vereine zur Erhaltung vernünftiger, praktiſcher und in ihrer Geſamtheit ſchön wirkender Volkstrachten.

Man ruft Vereine ins Leben zum Schutze wertvoller Baudenkmäler, um ſie dem Volke und ſeinen Lehrern als Lehrſtätten des Schönen zu erhalten.

Und Staat und Private stellen reichlich Mittel zur Verfügung. Der Kunstsinn Tausender bringt hier willig Opfer. Schutz- und Schirmherrn erstehen.

Was aber geschieht zur Erhaltung, zur Pflege, zur Reinhaltung und Hebung der edlen Natürlichkeit des schönsten Baudenkmals der Schöpfung — zur Erhaltung und Entfaltung der natürlichen Schönheit des Menschenleibes?

Was tut der Staat, um das Weib, die Gebärerin seiner künftigen Erben in den Stand zu setzen, diese wichtigste aller Aufgaben mit Nutzen erfüllen zu können?

Was tut der Staat für die Körperkultur des Weibes — für Entwicklung und Förderung eines gesunden, kräftigen, widerstandsfähigen Frauenleibes? —

Was tut der Staat, um der unheimlich rasch um sich greifenden Degeneration des weiblichen Körpers Einhalt zu tun?

Was tut der Staat zur Erhaltung, zur Entwicklung der natürlichen Kraft und Anmut und Schönheit des Frauenkörpers?

Fast nichts!
Unglaublich!
Und fast niemand empört sich dagegen!
Noch unglaublicher! —

Denn das bischen Turnen, das da und dort in Mädchenschulen versucht wird, ist in seiner Einseitigkeit wenig geeignet, die Schäden wieder gut zu machen, die stundenlanges Sitzen in der Schule, einengende Kleidung und die traditionelle Scheu der Mädchen vor anhaltenden und nachhaltigen Bewegung zeitigen, — das bischen Turnen ist ungenügend, um dem Erschlaffen der Innen- und Außenorgane des Körpers entgegenzuwirken, und das Verkümmern jener Muskelpartien zu verhindern, an welche im späteren Leben des Weibes — bei der Mutter und Gebärerin die höchsten Anforderungen gestellt werden.

Und doch ist der Schaden, der mit jeder Generation

schwächlicher, verkümmerter Weiberkörper für des Staates Zukunft ersteht — — unabsehbar.

Ist doch die wichtigste aller Kulturaufgaben eines Volkes, die fundamentalste und wichtigste Pflicht eines Staates, — seine Lebensbedingung — ein gesunder, Kraft und Widerstand, Ringen und Streben verheißender Nachwuchs.

Seine Quelle aber ist das gesunde, kraftgesammelte, körperschöne Weib!

Hier fördernd einzugreifen, ist also eine der vordringlichsten Arbeiten jedes Kulturstaates.

Was aber dann für Körperkultur des Weibes, zur Pflege der Kraft, Anmut und Schönheit des Frauenleibes auch geschehen mag — das kann mit der Schule unmöglich seinen Abschluß finden.

Auch n a c h der Schule soll die Körperkultur eingehende, umsichtige und zielbewußte Pflege finden.

Zu diesem Zwecke Vereine und Vereinigungen zu gründen, ihnen staatlichen Schutz, Rat und Tat der Wissenden und Könnenden angedeihen zu lassen, ist eine vornehme Aufgabe jedweder Regierung.

* * *

Nach diesen Grundsätzen muß sich das Turnen gestalten. Turnen muß ein praktisches Körperstudium sein.

Daß bei dieser Art zu turnen — Spiel und Tanz im Freien oder in weiten Hallen und jeder vernünftige Sport wesentliche Bestandteile des Unterrichts bilden — liegt klar.

Die wirksamste Körperpflege aber ist die Erziehung zur körperlichen Arbeit, mit der sich zugleich die geistige in gewinnbringendster Weise verknüpfen läßt.

Es sind deshalb für die Töchterschule als allgemeine Unterrichtsfächer anzusehen: Gartenarbeit mit Obst- und Gemüsebau, Blumen- und Bienenzucht.

* * *

Was soll Bildung in z w e i t e r Linie bei den Mädchen grundlegen?

Sie soll fürs zweite: vernünftige, verständige Weiber erziehen.

Ein gesundes Weib — ein frohes Weib!
Welch eine kostbare Tugend!

Aber: Das Weib soll auch für die Mitarbeit an den Aufgaben der Kultur als Mutter, als Erzieherin, als Arbeiterin jene allgemeinwertigen Begriffe sich aneignen, welche ihr ein selbständiges, richtig wertendes Urteil und einen wesentlichen Mitgenuß an den Errungenschaften des Wissens und Könnens — und der Kunst ermöglichen.

Deshalb sind im Unterrichtsplane einer Töchterschule als allgemeine Fächer einzufügen: leichtfaßliche Seelenlehre mit praktischer Erziehungslehre.

Ein Einblick in unser Geistesleben ist doch ein wesentlicher Teil der Menschenkunde und wichtiger als die Kenntnis alter Sprachen und Griechen- und Römer-Geschichte.

Französisch und Englisch.

Abgesehen vom sprachbildenden und praktischen Werte, soll dadurch auch im Mädchen der Keim zu dem Gedanken gelegt werden: die fortschreitende Kultur wird die Völker zwingen, immer mehr in Wechselverkehr zu treten, um gemeinsam an den hehren Aufgaben der Menschheit zu wirken. Brüdervölker — nicht Erbfeinde sollen sie in den fremden Nationen erschauen.

Die Brücke aber von Nation zu Nation ist die Sprache. In den an die Töchterschule sich anschließenden Fachschulen sollen Sprachkenntnisse den Mädchen eine Lebensstellung erschließen.

* * *

Haushaltungskunde.

Dieser Unterricht, der in der an die „Allgemeine Töchterschule" angegliederten Haushaltungsschule eine vertiefte und auch praktische Form annehmen soll, hat als vornehmstes Ziel: dem Mädchen für den ursprünglichsten seiner *Berufe* ein tieferes Verständnis zu erschließen.

Das Weib soll erkennen lernen, daß Küche und Kinderstube auch eine Wissenschaft in sich beherbergen, die in ihrem gesundheitlichen, wirtschaftlichen und sittlichen Einflusse weit über die Grenzen der Familie hinausreicht und die größeren Lebensgemeinschaften — Gesellschaft und Staat in ihrem wesentlichsten Bestande heilbringend und nutzenschaffend beeinflussen kann und beeinflußt.

Hausfrauenberuf — ein gewichtiger, vornehmer Beruf! Dieses Bewußtsein muß dem Weibe anerzogen werden!

* * *

Keine Naturgeschichte mit hochgelehrten Systembegriffen und Unterbegriffen, so daß der Worte Gelehrtheit die Begriffe tötet — sondern die Sachen; nicht umfangreiche Lehrbücher, sondern Vorträge. Die Entstehung, die Entwicklung, die Reife — die Zweckdienlichkeit und der Niedergang der Dinge —, um besseren Platz zu machen. Vom Leben der Pflanzen zu der Entwicklungsgeschichte der Tiere und zum Werdegang und Entstehungsgang des Menschen.

Damit ist dann auch die für den Abschluß der Jugendbildung unerläßliche geschlechtliche Aufklärung von selbst in natürlicher Weise gegeben — und eine schwerwiegende Vernachlässigung der bisherigen Jugendbildung gesühnt.

Wie und was kann das Weib, die Mutter, zur Tochter sprechen — wie und was vermag der Mann, der Vater, zum Sohne zu reden — wenn sie selbst über die wichtigsten Vorgänge im Werdegang des Menschen unwissend geblieben sind — wie ein Tier?

Wie kann die Mutter der gereiften Tochter beratend zur Seite stehen, wenn sie in falscher, unsittlicher Scham, das nicht zu erkennen sich getraute und bestrebte, was ihre höchste Seligkeit — das Glück der Mutter in sich schließt?

Und haben nicht Eltern — Vater und Mutter — in erster Linie die Pflicht in frühester Zeit, bevor noch von anderer Seite eine schamlose, rohe, verderbenbringende Beeinflussung möglich ist und die Jugend verseucht, die ge-

schlechtliche Aufklärung vorzubereiten — und mit dem reifenden Werden ihrer Kinder fortzusetzen?

Besteht nicht gerade hierin eine der vordringlichsten und heiligsten Aufgaben, die Vater und Mutter ihren Söhnen und Töchtern gegenüber zu erfüllen haben?

Und in diesem für die Gesundheit, Arbeitslust und Schöpferkraft des ganzen Volkes so wichtigen Punkte läßt uns die bisherige öffentliche Bildung in einer geradezu schamlosen Unwissenheit — Mann und Weib gleich unwissend.

Diese Aufklärung muß aber auch nach der Schule eine der Hauptaufgaben für Weiberfortbildung sein.

Beruht doch darauf die Gesundheit eines Volkes!

Verheimlichung des Natürlichsten — was ist unsittlicher?

* * *

Und als drittes wesentliches Ziel der Mädchenbildung sei deshalb angefügt: Wir wollen Arbeiterinnen erziehen.

Sei es die Arbeiterin in der Familie, als Mutter und Erzieherin der Kinder, als Genossin und Mitarbeiterin des Mannes und dessen Freundin, sei es als Arbeiterin im Gemeinde- und Staatsleben in den Aufgaben der Kultur. Denn das wichtigste was der Jugend als Leiter und Führer für das Leben vermittelt werden kann, ist der Begriff vom Werte der Arbeit.

Er gleicht dem blauen Himmel, der über das fruchtbestandene Tal der Erde sich wölbt und die Sonne trägt . . .

Er gleicht der gestirnten Nacht . . . die in heiliger Ruhe und Weihe über dem Häusergewühl, über dem Menschenhasten einer Großstadt steht . . . .

Er ist der Glaube, der aus der Erde sprießt . . ., der die Hände regt, Menschenhände —; er ist die Seele in uns, und Hauch Gottes, der die Welt durchgeht . . . .

Er ist die Ewigkeit.
Das sei der Leitgedanke!

Gesundes, frohes Menschentum in Arbeit und Genuß sind die Höheziele der Kultur.

Wer so erzogen wird, wird weniger Freude finden an eitel Tand und Flirt, an Glanz und Pracht, an Schein und Schimmer, an leerem Geckentum, an den zahllosen Bedürfnissen, die die elegante Tagediebin ersinnt, um die Langeweile zu bekämpfen.

Welch eine Unzahl entsetzlicher, läppischer und kostspieliger Bedürfnisse werden geradezu sportsmäßig der weiblichen Jugend anerzogen?

Wie kostspielig wird dadurch das Leben gemacht!

Mit viel weniger Mitteln ließe sich besser, froher, genußreicher leben?

Was opfert die Weiblichkeit noch immer im Tempel der Eitelkeit, Unwissenheit und Dummheit! —

Sparen lernen!

Mit weniger Bedürfnissen besser leben lernen. —

Der Jugend muß das anerzogen werden, der weiblichen Jugend vor allem! —

Kein finanzielles Institut des Staates würde so reichliche Zinsen abliefern — wie dieses:

Lehret die Mädchen arbeiten und sparen!

Ein ungeahnter Wohlstand würde erblühen! —

Eine Arbeiterin — sei sie Mutter oder Gattin, sei sie im Dienste des Staates oder Einzelner — steht höher als die eleganteste Modedame, welche vielleicht Dutzende von Mark für ihre Tagesbedürfnisse benötigt und keine zehn Pfennig verdient! —

* *
*

Das waren im Wesentlichen die Leitsätze, die Gertrud Baumgarten im Verein mit Asen ihrer „Allgemeinen Töchterschule“ als Fundament setzte.

Die nächsten Jahre galten emsigem Schaffen.

Mit jedem Jahr gliederten sich der eigentlichen Erziehschule für Töchter — Fachschulen an, welche die Mädchen in zweijährigen Kursen für technische Berufsarten= für Landwirtschaft, Gartenbau, für Kunstgewerbe, (Zeichnen, Mal- und Modellierschulen, Photographie u. s. w.), für Handelsstellungen (Buchhaltung, Bankgeschäfte und Korrespondenz, in französisch und englisch), für Bahn- und Postdienst, für Apotheker, für Bauwesen und Forstdienst u. s. w. auszubilden suchten, so daß die Mädchen nach zweijährigem Fachkursus zu einer unter staatlicher Kontrolle vorgenommenen Abgangsprüfung zugelassen werden konnten — und Anwartschaft auf staatliche und private Verwendung hatten.

Für Mädchen aber, welche sich — geistig hervorragend geeigenschaftet — dem Universitätsstudium zuwenden wollten, sollte sich an die sechs Kurse der Allgemeinen Töchterschule noch eine zweikursige, wissenschaftliche Schule angliedern, deren Absolutorium zum Übertritt an die Universität berechtigte.

Für Volksschullehrerinnen soll dann nach Absolvierung der wissenschaftlichen Schule eine zweijährige Fachbildung an einem Universitäts-Pädagogium sich anschließen.

Hierzu sollen aber Mädchen nur dann zugelassen werden, wenn neben entsprechender geistiger Veranlagung auch hervorragende leibliche Eigenschaften die Gewähr bieten, daß sie den Mühseligkeiten und dem gewaltigen Kraftaufwand, welcher die Jugendbildung erfordert, für die Dauer gewachsen erscheinen.

Denn die Erziehung und Bildung der Jugend ungenügenden Kräften anvertrauen, bedeutet den besten Besitz eines Volkes aufs Spiel setzen!

* * *

Mit Eingliederung neuer Klassen in die deutsche Er-

ziehschule für Töchter, mit Angliederung der Fachschulen und der Klassen für die wissenschaftliche Schule hatten sich um „Immensee" im Laufe von sieben Jahren eine Reihe neuer Unterrichtsgebäude und Schlafhäuser angesiedelt.

Keine Unterrichtskaserne mit ihren Schädigungen — Unruhe, Lärm und Dunst.

Gefällige Einzelgebäude, ihrem Zweck angepaßt. Die Schlafhäuser durch weite Wiesenflächen und Parkstreifen davon getrennt.

Das Ganze machte den Eindruck einer Villenansiedlung.

Die Fachschulen fanden reges Interesse und wiesen eine stetig steigende Frequenz auf.

Auch die wissenschaftliche Schule hatte sich ihren Bestand gesichert.

* * *

Damit aber — dem Weibe neue Berufsarten aufzuschließen — sah Gertrud nur einen Teil ihrer Aufgabe erfüllt.

Der zweite Teil, der ihr ebenso wichtig war, bestand darin — die eigentliche „Allgemeine Töchterschule" zur Blüte zu bringen.

Für einen großen Teil der bisherigen Schülerinnen waren die sechs Kurse der „Allgemeinen Töchterschule" — das Alter von 12 bis 18 Jahren umfassend — nur eine Durchgangsschule zu den Fachschulen und zu wissenschaftlichen Kursen.

Gertruds Streben ging nun dahin, für ihre sechs Kurse der Töchterschule vor allem jene Kreise zu interessieren, welche bisher die Frequenz zu den sogenannten höheren Töchterschulen lieferten.

Das waren jene Stände, welche durch Besitz oder Gehalt sich soweit gesichert glaubten, daß sie es nicht für notwendig erachteten, die Zukunft ihrer Töchter durch eine Berufsbildung zu sichern.

Wußte doch Gertrud aus reichlicher Erfahrung, daß gerade die Mädchen dieser Stände den größten Prozentsatz

lieferten für jene Unsumme von Weibern, die man mit Recht als den Stappelplatz der Unwissenheit und Dummheit, als Pflegestätte krassen Aberglaubens, als Tummelplatz sinnlosester Eitelkeit, als Schule wertloser Tändelei und Träumerei bezeichnen konnte.

Wie manche aber von diesen Töchtern „besserer Stände" die vermöge ihres Besitzes rasch zur Verheiratung kamen — sahen sich nach Jahr und Tag, nach herben Schicksalsschlägen, nach dem Tode des Mannes — nach dem Verluste des Vermögens — — — hilflos der harten Wirklichkeit gegenüber, unfähig, den Kampf ums Dasein aufzunehmen?

Unfähig — — --, weil man sie nie denken und arbeiten gelehrt hatte!

Diese Kreise für ihre sechsklassige „Allgemeine Töchterschule zu interessieren und die Töchter jener Kreise geistig höher heben zu helfen, damit sie einmal denkfähige Weiber seien, die in der Arbeit nicht mehr etwas Entehrendes, sondern das einzige Adelnde erkennen — dieser Aufgabe widmete sich Gertrud mit dem Feuereifer ihrer Jugend.

Eine unter Leitung Asens großartig betriebene Reklame hatte einen glänzenden Erfolg.

Die allgemeine Töchterschule mußte die ersten Parallelkurse ansetzen.

Nachdem es sich bei diesen Mädchen im Alter von 12 bis 18 Jahren nicht zunächst um ein Examen handelte, konnte Gertrud den ganzen Unterrichtsbetrieb so gestalten, wie er ihr eben am nutzbringendsten erschien.

Gertrud stand auf der Höhe ihres Strebens!

Ein Jahr vorher hatte Gertrud, nachdem sie sechs Semester an der Universität als Hospitantin nebenbei tätig war — in Greifswald mit einer Abhandlung über „Molière's Tartuffe" den Doktortitel sich erworben.

„Ein notwendiges Aushängeschild für die Vorsteherin eines Instituts von Namen," sagte Asen, als er Gertrud bei ihrer Rückkehr von Greifswald wieder begrüßte.

„Im übrigen aber haben Sie jetzt mit mir wohl die

gleiche Ansicht, daß der Doktortitel keine Auszeichnung mehr sein kann für einen gebildeten Menschen.

Welch einen komischen, für jeden Gesunddenkenden und Klarsehenden beleidigenden Eindruck macht es — wenn man in der Presse liest: die Fakultät X der Universität Z hat dem Gelehrten, Forscher, Schriftsteller, Künstler oder Staatsmanne N. N., der die Arbeit eines gewaltigen Lebenswerkes hinter sich hat, den Doktortitel verliehen?

Und zu gleicher Zeit machen an den Landesuniversitäten vielleicht 4000—5000 junge Leute im Alter von 21 bis 26 Jahren den Doktor, weils der Vater bezahlen kann — und weil der Junge, wenn er jetzt in die Heimat zurückkommt — wenn auch vorerst ohne staatliche Anstellung — einen Titel in der Gesellschaft haben will — den gleichen Titel, den man einem Manne mit grauen Haaren, einem Arbeiter, der sich am Kulturwerk müde geschaffen hat, anzubieten wagt — als Auszeichnung!

* * *

Die „Allgemeine Töchterschule" mit ihren Fachbildungsanstalten hatte bedeutende Erweiterungen und Angliederungen an Grund und Boden erhalten — größer als Gertrud und Asen anfangs sie sich zu planen getrauten.

Die neuen Nutzkulturen machten es notwendig.

Schon neigte sich die Frucht siebenjähriger Tätigkeit in „Immensee" der Reife zu.

Die verschiedenen Gebäude mit den dazwischen liegenden Wiesen und Pflanzungen, der Park und die außenherum liegenden Kulturen für die landwirtschaftliche Betätigung der Zöglinge an den dazu bestimmten Nachmittagen des Frühjahrs- und Sommer-Trimesters — machten den Eindruck eines trefflich gehaltenen Großgrundbesitztums.

Die Erdbeerkulturen — Gertruds Originalversuch — hatten sich auf einer Fläche von über zwei Tagwerk prächtig entwickelt, lieferten reichen Ertrag und eine Einnahmequelle.

Die in einfachen, langgestreckten Glashäusern betriebene Champignonzucht gedieh vortrefflich.

Alles Schülerinnenarbeit!

Hei, was machte es den Zöglingen Vergnügen, wenn sie sich praktisch betätigen durften. Jede von den Schülerinnen des sechsten Kurses hatte ihr eigenes Versuchsfeld.

Das war ein Wetteifer!

Die Baumschulen, die Rosenkulturen, die Gemüsefelder, Spargel-, Rhabarber-, Beeren- und Ziersträucherkulturen nahmen eine Fläche von über 15 Tagwerk ein.

Was hier zu sehen war, in gutem Stande — alles hatten die Schülerinnen unter Anweisung, Belehrung und Aufsicht der Gärtner gepflanzt, begossen, geharkt, gepflegt.

Es war für Gertrud ein Hochgenuß, wenn sie beobachtend und aneifernd, lobend und tadelnd durch den weiten, werdenden Besitz der Anstalt ging und die vielen Mädchenhände sich regen sah. Wie manche Schülerin, die ihr vom wissenschaftlichen Unterrichte her als eine weniger Interesse verratende Natur bekannt war, stand hier bei voller Betätigung ihrer Sinne ganz anders da . . . voll Eifer und lebhaftestem Bemühen; Interesse und Geschicklichkeit gingen Hand in Hand . . . . ein anderer Mensch stand vor ihr — ein Mensch, der ein Können in sich gefunden hatte. —

Leuchtenden Auges sah manch solche Schülerin auf zu Gertruds Augen und sah Lob und Anerkennung in hellem Lichte in ihnen stehen!

Welche Freude!

Keine Freude kann Dich höher heben, stolzer durchwehen, als die Freude des Könnens. Das Können gibt Dir Deinen Wert.

* * *

Im letzten Jahre wurde die eine halbe Stunde entfernte Meierei „Brambach" zu „Immensee" gekauft.

Aus ihr sollte sich als eine gesonderte Fachschule die landwirtschaftliche Schule entwickeln.

Gertrud sah hierin eine notwendige Ergänzung ihrer Gesamtanstalt.

Die große Helferin des Weibes — die Maschine — ermöglichte der Frau die nutzbringende Mitarbeit in der Land-

wirtschaft. Nicht nur, daß die Mitarbeit des Weibes möglich wurde, die Mitarbeit des Weibes wurde zur Notwendigkeit. Das hatte Gertrud zur Genüge kennen gelernt, als sie in England eine Reihe landwirtschaftlicher Musteranstalten für Frauen besucht hatte.

Eine zweckdienliche Fachbildung vorausgesetzt — wie sie ja die landwirtschaftliche Schule vermitteln will — erschließen sich hier den Mädchen und Frauen eine Reihe von Stellen und Ämtern, als Unterverwalterinnen, als Verwalterinnen, als Gutsbuchhalterinnen u. s. w.

Mit diesem Leitgedanken möchte ich jener Masse von „Höheren Töchtern", welche in den Mittel- und Großstädten mit Träumereien und Tändeleien ein wertloses, unnützes jämmerliches Dasein fristen, Tag für Tag mit Bangen in die ungewisse Zukunft schauen, und allen jenen, welche in der Großstadt in der Jagd nach schlecht bezahlten Stellen und in dem Gestank und Lärm der Warenhäuser, in dem Staub und Getöse der Fabriken — Lebenslust und Gesundheit einbüßen — zurufen: Heraus auf das Land!

Heraus aus den Städten!

Heraus aus den kalten Häusermauern der Großstädte, die euere Gesundheit untergraben und euere Lebenslust aufsaugen, bevor sie noch recht zum Aufblühen gekommen! — Heraus aus den düsteren Hinterhauswohnungen und ärmlichen und doch so teuren Stübchen dunstdurchfeuchten Mietskasernen; weg von den Sklavenmärkten mancher Großfabriken, die eure Stick-, Strick- und Näharbeit . . . vieler Tage und Nächte Mühen — mit einem Schundlohn bezahlen! — Heraus aus der Treibjagd und dem Hetzlärm, aus dem Glanz- und Schimmerwirrwarr der Großstadt! — Weg von den Spiegelbildern der Eitelkeit und des Scheines! —

In gesunder, Verstand und Sinne reich beschäftigender, stärkender Arbeit werdet ihr die Schätze wieder finden, die euch Großstadtdunst und Großstadtlärm und Schein und Trug und Leidenschaft geraubt — ihr werdet wieder gesunden — — und mehr — ihr werdet frohe Menschen werden!

Heraus in den sonnendurchleuchteten, windumsungenen ewig schönen Tempel Gottes — in die Natur! — —
Eine Ernährerin bietet Euch Heimstätte!
Eine Freundin winkt euch!
Ein Gesundbrunnen quillt euch!
Trinket Leben!
Gesundes, frohes Leben."

* * *

Das lebhafteste Interesse fast aller Schülerinnen nahm die nach amerikanischem Muster eingerichtete Anstalt für künstliche Geflügelzucht in Anspruch.

Die Anlage hierzu bestand seit fünf Jahren und gliederte sich in zwei Bezirke: Der eine Bezirk von ungefähr vier Tagwerk Größe umfaßte die Putenzucht.

Vor fünf Jahren hatte die Anstalt zwei Hähne und zehn Puten angekauft. Von diesen zehn Puten wurden im ersten Jahre über 300 Puten gezogen. Von diesen 300 Puten wurden 80 Zuchtputen behalten, die Länderei hiefür um vier Tagwerk erweitert.

So wuchs die Aufzucht im zweiten und dritten Jahre auf über 2000 bis 3000 Puten. Da für eine fette Pute 4 bis 5 Mark bezahlt wurde, erwuchs der Anstalt aus dem Unternehmen, das mit ungefähr 100 Zuchtputen weitergeführt wurde, eine ständige und erhebliche Einnahmequelle.

In gesonderten, geräumigen Anlagen war die Station für Zuchthühner untergebracht.

Aus dem kleinen Anfang von 20 Stück Zuchthennen hatte sich die Züchterei im Laufe von ein paar Jahren bereits bis zur Höhe von 150 Zuchthennen erweitert.

Die 150 Zuchthennen legten durchschnittlich bis 17 000 Eier im Jahre. Hiervon wurden in heizbaren Kückenheimen etwa 7000 Eier in den Brutapparaten ausgebrütet, was gegen 5000 Kücken ergab.

Der Verkauf der Zuchtkücken an Geflügelzüchter, der Mastkücken an Mäster ergab — nachdem die Kücken noch gegen 3 bis 4 Wochen in den heizbaren Kückenheimen auf-

gezogen waren, für die Anſtalt einen Reingewinn von nahezu 5000 Mk. — abgeſehen vom Verbrauch von 10 000 Eiern.

Die Beſorgung der Brutapparate, die Überwachung der Küchenheime wurde von den Schülerinnen des ſechſten Kurſes, alſo von der Oberklaſſe der eigentlichen Töchterſchule — abwechſelnd mit einem wahren Wetteifer durchgeführt. Jede hatte ein Abteil zugewieſen, in welchem ſie abends und morgens die Wärme abzuleſen, zu kontrollieren hatte, daß die Magd die Küchenheime täglich reinigte, Futter und Waſſer vorlegte und die Lampen beſorgte.

Gertrud wollte mit dem Betrieb der Kunſtgeflügelzucht nachweiſen, daß damit für Frauen ein Erwerbszweig von hoher, weittragender Bedeutung gegeben ſei.

Die Arbeit iſt geſund, intereſſant, geringe Mühe beanſpruchend und wie aus dem Erträgnis erſichtlich, von reichlichem Gewinn.

Für die groben Arbeiten hält man ſich eine Magd.

Was dann die Beſitzerin ſelbſt noch zu leiſten hat, iſt in der Hauptſache eine Unterhaltung mit einem Zeitaufwand von täglich kaum zwei Stunden Zeit und einem Tagesverdienſt von netto über 10 Mark bei einem Betrieb von zirka 100 Zuchthühnern.

Für ſonſtigen Erwerb ſteht dann immer noch faſt der ganze Tag zur Verfügung.

Die Monate Auguſt bis Oktober ſind zudem noch Ferien, da während der Mauſerzeit der Brutbetrieb ruht.

Die Trockenfütterung beſorgt die Wärterin.

Drei Monate Ferien winken — bezahlte Sommerfriſche! Das kann man ſich bei rationell betriebener Kunſtgeflügelzucht leiſten!

* * *

Die letzte Verſuchsanſtalt, welche Gertrud für praktiſchen Betrieb in „Immenſee" ins Leben rief — war die Fiſchzuchtanſtalt — mit Bruthallen und etwa fünfzig kleinen

Pflege- und Zuchtweihern für Bach-, Regenbogen- und Purpurforellen, Saiblingen und Hüchen.

Der Aubach, der das etwas abseits gelegene moosige Gelände in starkem Arme durchfloß — ließ sich hiezu trefflich verwerten und speiste die Weiher links und rechts mit klarem, kaltem Rieselwasser.

* * *

Gertrud aber hatte damit erreicht, was sie wollte: nachhaltige und unterhaltende Bewegung im Freien, Interesse für Dinge und Vorgänge in der Natur, welche sonst infolge ihrer Unscheinbarkeit von den meisten überhaupt nicht beachtet worden wären.

Und wie interessant ist es doch, die Natur in allem beobachten zu lernen; auch im Kleinsten spiegelt sich ihre Größe!

Erkenne es! Wie wird es dich erfreuen! Wie wird es dich bereichern!

Das wollte Gertrud!

* * *

Wie oft sagte Gertrud zu den Zöglingen der Oberklasse der Töchterschule: „Bildet Euch nichts ein auf Euer Vermögen. Ein herber Schicksalsschlag kann es Euch über Nacht entreißen.

Auch die Heirat bietet noch keine sichere Gewähr für das Mädchen.

Wieviele Weiber sehen sich nach glänzend durchlebten Jahren mit dem Tode ihres Mannes, mit dem Verluste ihres Vermögens — als Witwen plötzlich vor den Existenzkampf gestellt, um sich und ihre Kinder ernähren zu können?

Wehe, wer sich kein Können erworben hat!

Wehe, wer mit schlaffen Sinnen, mit versumpftem Geiste, mit verwöhntem Leibe — von einem Troß kostspieliger Bedürfnisse — vor die nervigen Riesenarme des Lebens gedrängt wird — sie zerdrücken ihn — den Schwächling —!

Die Kraft und das Können aber hebt sich an ihnen *empor*!

Also!

Das beste Gut, das köstlichste, das ich Euch hinausgeben kann mit ins Leben — liebe Zöglinge — ist die Freude an der Arbeit, der Glaube an den Adel der Arbeit!"

Neben den Meisterwerken der Literatur bildeten Zeitungen für praktische und technische Betriebe wie „Die Hausfrau", „Die Mutter", der „Erfurter Führer für Gartenbau", „Die Bienenzeitung", die treffliche Zeitschrift „Nutzgeflügelzucht" 2c., die jeder Schülerin der Oberklasse zugängliche Lektüre.

Anregen wollte Gertrud.

Wenn sie sich auch sagen mußte, daß bei manchen „höheren Töchtern" in Bälde das Modejournal alles andere überschatten wird, so durfte sie doch auch, ohne sich Illusionen hinzugeben, sagen: bei manchen wird das angefachte Interesse weiter brennen und zur Flamme werden. —

Und ein gutes Beispiel gleicht der samenden Blume: Sie vervielfältigt sich.

* * *

Dem im Unterrichtsplane vorgesehenen Besuch der wesentlichsten technischen Betriebe — an Fabriken und Kunstanstalten — dem Besuch der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Staates unter fachkundiger Leitung, dem Besuch der nachbarlichen, landwirtschaftlichen Mustergüter, des mühevollen Betriebes des Kleinhändlers, der am Wege lag, maß Gertrud — als Anschauungsunterricht im großen Stile — ganz besondere Bedeutung bei.

Die hierfür im Lehrplan des Sommertrimesters vorgesehenen Nachmittage wurden von den meisten Schülerinnen mit großem Interesse erwartet.

Es war immer eine stattliche Schar, die Gertrud mit sich führte: Die Oberklassen der Töchterschule, die Fachschulen, die beiden Klassen der wissenschaftlichen Schule.

* * *

Die Kunſt iſt die Arbeit des Genies.
Iſt göttliche Arbeit.
Sie iſt die Prieſterin eines Volkes.
Sie gleicht dem Hochgebirge, das über die Ebenen hinausragt in die ewige Unendlichkeit — und der Täler Pracht in ſich birgt — toſende Waſſer und der Auen Fruchtgold.
Was helfen Worte hier?
Die Kunſt muß man lebendig ſehen!

So war im Lehrplan der deutſchen Töchterſchule neben Leſen dichteriſcher Werke und Pflege der Muſik, der Beſuch von Theatern vorgeſehen — Schauſpiel und Oper — für die Oberklaſſe der Töchterſchule, für die Fachſchulen und für die Klaſſen der wiſſenſchaftlichen Schule einigemale im Jahre.

Der Erfolg.

So stand nach siebenjährigem Ringen und Schaffen die Allgemeine Töchterschule „Immensee" innen und außen im wesentlichen fertig gebaut.

Nun galt es für Gertrud noch einen das Ganze überkrönenden Schlußbau zu setzen:
Den Absolventinnen der wissenschaftlichen Schule sollte das Recht zum Übertritt an die Universität gesichert werden.

Ministerialrat Müller, Gertruds treuer Gönner, versprach jede nur einigermaßen mögliche Förderung.
War doch eine seiner Töchter selbst, nach Absolvierung des Landshuter Lehrerinnenseminars und nachdem sie an der Universität Zürich Pädagogik — im Speziellen Leibeskunde und Gesundheitspflege, Nervenkunde und Seelenlehre studiert hatte, als Lehrerin in die Allgemeine deutsche Töchterschule „Immensee" eingetreten und wirkte an Gertruds Seite mit hellem Eifer.

* * *

„Ob wir es in diesem Jahre schon zu einem Erfolge bringen? ich möchte mich nicht an gewagte Hoffnungen klammern. Jeder Reform, jeder Neuerung — und sei es die vernünftigste und vordringlichste — geht es wie einem neu entstandenen Wildbach, der ein Fluß will werden — er muß sich Bett und Lauf, durch jahrtausende alten Schutt und Geröll erst langsam bahnen, bis er befruchtend die Ebene durchgeht — ein gewohnter Beleber . . . ohne den sich Menschensiedelung und Landschaft dann nicht mehr denken läßt.

Die meisten Menschen sind eben erzogene Diener der Tradition", sagte Ministerialrat Müller zu Gertrud.

Asen hatte ein hervorragendes Blatt für die Sache gewonnen und führte den Feldzug auf dieser Seite.

„Die Angelegenheit wird höchstwahrscheinlich den Landtag beschäftigen und ich rate Ihnen, sich Gönner und Fürsprecher zu werben. — Sie müssen alle Hebel in Bewegung setzen," sagte Ministerialrat Müller zu Gertrud.

„Helfe da was helfen mag.

Wenn der Landtag die Sache aufgreift, handelt es sich um Abstimmung — und Stimmenmehrheit.

Diese Stimmenmehrheit sich zu sichern, muß Ihre vornehmste Sorge sein.

Sie ist der Erfolg und der Erfolg krönt das Werk."

Gertrud und Asen sahen: Kürschner, „Der bayerische Landtag — seine Mitglieder in Wort und Bild —" durch, um Wahl zu treffen, welchen Abgeordneten sie persönlich ihre Angelegenheiten vortragen und welche sie um Unterstützung bitten wollten.

Während sie so gegen die Mitte des Buches geblättert hatten, ergab sich für Gertrud plötzlich eine ungeahnte Überraschung; — die Seite, die sie eben aufgeblättert hatte, zeigte das Bild eines noch ganz jugendlichen Abgeordneten: das Bild des — Bräuers ....

War es eine Täuschung?

„Max Emanuel Meier, Bierbrauerei- und Gutsbesitzer, Wahlkreis Kelheim, geb. 1869, absolvierte das Gymnasium in Landshut, studierte zwei Jahre die Rechte an der Universität München. Übernahm dann das väterliche Anwesen.

Wohnung: Parkhotel."

Der Bräuer! —

Ja, konnte es denn möglich sein?

Da hatte Gertrud ja einen unerwarteten Bundesgenossen gefunden.

Die alten, lieben Erinnerungen an der Mutter Studentenheim Landshut, Neustadt, Steinerbräu, Rückgebäude,

III. Stock, ſtanden in Gertrud wieder leuchtend auf und ſprachen ihr unaufhörlich Mut und Vertrauen zu: Der Bräuer wird dir eine ſichere Hilfe und Stütze ſein. Er tut es von Herzen gerne.

Ich kenne ihn ja zu genau.

Er war immer lieb gegen dich geweſen.

Er war dir immer aufrichtig und treu ergeben."

Aber nun weg mit den Träumereien!

Die Sinne klar und nüchtern, wo es einem Gelingen gilt, ſagte ſich Gertrud.

Sie machte Toilette, auserleſene Toilette.

Sie war Menſchenkennerin.

Sie kannte den Bräuer.

Der erſte Eindruck, den du auf einen Menſchen machſt — trifft die Entſcheidung für Bündnis oder Gegnerſchaft.

Der erſte Eindruck! — Wer in der Spielerkomödie des Menſchenlebens Gewinn ſich ſichern will — ſpielt dieſen Trumpf vorſichtig aus!

Der erſte Eindruck — und ſein mächtigſter Bundesgenoſſe: die Außenkultur!

Das war eine jener Weisheiten, die Gertrud als Rüſtzeug aus der „großen Welt" herüber genommen hatte, aus der Welt jener vornehmen Menſchen, die im Jahre mindeſtens 20—30 000 Mark benötigen, um das Leben ertragen zu können.

Und wie oft hatte ihr dieſes Rüſtzeug ſchon treffliche Dienſte geleiſtet in der Welt der Kleineren, deren Lieblingsbeſchäftigung die Nachäfferei der „Großen" iſt —; jenen Weibern gegenüber, welche mit Titel und Rang ihrer Männer bewaffnet, in dem ſtolzen, überquellenden Bewußtſein ihres bedeutenden Privatvermögens kamen, — um ihr in Gnaden ein Töchterlein zur Ausbildung anzuvertrauen.

Da hatte dieſes Mittel, die geſchickt verwertete Außenkultur, in Miene, Haltung, Sprache und Kleidung nie verſagt — Wunder gewirkt.

Gertrud war ſtets Siegerin geblieben.

Man hatte eine Institutsvorsteherin erwartet — wie es Dutzende gibt — eine Lehrerin mit Brillengläsern, stechenden, ständig disziplinierenden Blicken, Kommandeurstimme — ein altes, griesgrämiges Fräulein, das durch eminenten Fleiß und einiges Talent aus ärmlichen, bürgerlichen Verhältnissen in diese Stellung gekommen, mit den Herrschermanieren einer Schultyrannin — und Dienerart — dem Glanze gegenüber. Eine durch Bildung steif gehaltene Bürgerlichkeit —, die vor dem Glanze, vor dem Scheine, vor dem Titel sofort ehrfürchtig zusammenknickt und sich schmeichelt, die Untergebene spielen zu können. — — —

Und man fand statt dessen eine Weltdame — jung — hübsch — gewandt —, die den Pomp mit Noblesse zu ignorieren wußte, — all die eitle Äußerlichkeit — nicht sah . . . eine Überlegenheit zeigte, in die man sich fügte, ohne zu wollen — die Überlegenheit des Geistes.

Wie oft war Gertrud nach solchen Szenen laut lachend zu Asen gesprungen und rief ihm zu: „Sehen Sie mich an — und was Sie sehen, hat wieder einen glänzenden Sieg erfochten.

Die neue Pensionsschülerin wollte tausend Mark bezahlen — zweihundert Mark mehr für Sonderpflege —; ich lehnte es ab, da ja die allgemeine Pflege unserer Erziehschule eine alle Ansprüche zufriedenstellende ist."

* * *

Am späten Nachmittag fuhr die Vorsteherin der allgemeinen Töchterschule, Fräulein Dr. Gertrud Baumgarten mit der elektrischen Trambahn nach München. Vom Karlstor ab mit einer Droschke vor das Palasthotel.

Ob er sich meiner noch erinnern wird, der Bräuer?
Ob wir uns sogleich wieder erkennen?
Neun Jahre sind vergangen.
Und wir haben uns inzwischen beide anders geformt!
Taghell stand die Neugierde in ihr.

„Der Herr Abgeordnete Meier ist vor einer halben Stunde vom Landtage zurückgekehrt. Er bewohnt Zim-

mer 28 im II. Stocke," sagte der Hotelchef. „Er wird jeden Augenblick zum Souper kommen."

„Gut, ich warte."

„Hier?"

„Ja. Wollen Sie ihm gefälligst meine Karte einhändigen!"

Gertrud setzte sich an einen kleinen, runden Nischentisch. Wenige Minuten später traf der Bräuer durch eine Seitentüre ein.

Gertrud erkannte ihn sofort.

Der zum Manne gewordene, übermütige Junge von damals.

Genau so hatte sie sich ihn vorgestellt.

Was den Bräuer während seiner zwei Universitätsjahre vor allem interessiert hatte — hatte er sich auch angeeignet.

Schmisse: eine Hiebnarbe senkrecht über die Stirnmitte, — ein Schmiß riß eine tiefe, dunkle Furche vom rechten Ohrläppchen durch der gebräunten Wange Fülle bis zum lachenden Mundwinkel; ein Ring mit den Farben der „Bayern" weiß-blau-weiß umklammerte den Ringfinger der rechten Hand — ein Bierzipfel — weiß-blau-weiß baumelte über die bunte Weste. — Der Scheitel, der des Haupthaares ölglänzende Fülle in schnurgerader Gasse durchzog, hatte im Laufe der Jahre an Straffheit und Länge nichts eingebüßt; er teilte des Bräuers gesalbtes Haupt von der Stirnhöhe bis zum Halswirbel in zwei regelrechte Hälften.

Und die studentische Überhöflichkeit. —

Man merkte es diesen Schmetterlingsbewegungen an, daß sie unter dem Einflusse jahrelanger, ruhiger, landwirtschaftlicher Beschäftigung etwas an ihrer Flatterhaftigkeit eingebüßt hatten — sie waren ruhiger, schwerfälliger, männlicher geworden.

Seine Augen suchten sie.

Gertrud ging ihm entgegen.

Er erkannte sie sogleich.

Nachdem sie beide ihren Werdegang erzählt hatten, sagte der Bräuer:

„Was für Späße sich das Leben erlaubt — aber selten einen so guten.

Sie sind es?

Wie oft habe ich an Sie gedacht?

Ich möchte sie wieder einmal sehen, die Gertrud — und sprechen. Wie wird sie durch das Gestrüpp, das die Kultur um uns aufschießen läßt wie Unkraut — hinausgewachsen sein?"

Wird nicht auch einmal Kastenbildung und Kastengeist ihren lachenden, reinen goldenen Stolz mit Zirkusleinwand überdachen —?

Ich glaube nicht an viele Menschen — die meisten sind Herdennaturen!

Auch eine Erbsünde . . . .

Die Zucht steht in hoher Blüte —

Aber ich habe immer an Sie geglaubt!

„An Sie habe ich immer geglaubt!"

„Sie tragen nicht den Stempel an ihre Stirne; Klasse VII, 1 lit. a—d.

Sie sind nicht registriert und nummeriert in der großen Gesellschaftsbücherei. —

Ihr Wesen ist nicht überstaubt von Kastendünkel! —

Keine Hoheit, keine Würde entfernet die Vertraulichkeit!

Sie sind echt geblieben!

So viel Schule hinter sich! So viel Schule um sich!

Selbst Bildungsfabrikantin und noch echt geblieben — ohne Heiligenschein —?

Das ist nur Auserwählten möglich! Bravo!

Die alte, liebe, junge, stolze Gertrud noch!

Der Sonnenschein im Studentennest zu Landshut, Neustadt, Steinerbräu, Rückgebäude, III. Stock.

Unser aller Muse! — "

„Lange begriff ich nicht — es war damals im letzten Trimester vor Ihrer Absolvia — warum die Volkslieder und Liebeslieder wie: „Ach, wie ists möglich dann" — „Robin Adair" — „Morgen muß ich fort von hier" — „Lehn Deine

Wang an meine Wang" — u. s. w. — sich plötzlich mit so tyrannischer Gewalt der „Fräulein Gertrud" bemächtigt hatten — — und warum sodanne Lieder immer nur pianissimo gesungen wurden und zu einer Zeit, wo man annehmen konnte, daß keine Lauscherseele ringsum auf weiter Flur war.

Dann wurde mir eines Tages die Aufklärung: Ich sah aus Gertruds Fenster ein weißes Tüchlein wehen — lebhaft . . . . als hätte des Sturmwindes ganze Macht einzig und allein in dieses Tüchlein sich verfangen — und über Dächer und Giebelgewirr flatterte aus einem von Morgensonne durchblitztem Dachfenster ein gleiches Tüchlein, ebenso weiß und ebenso stürmisch auf und nieder . . . . und hinter des Tüchleins wahnsinnigen Flügelbewegungen stand Fridolin der Blonde . . . ."

Ich hatte noch nie in meinem Leben Interesse für logische Schlüsse . . . aber in jener bedeutsamen Morgenstunde zimmerte ich mir einen zurecht . . . und unmittelbar darauf einen zweiten logischen Schluß: Und dann merkte ich, wie etwas in mir zusammenstürzte, ein Himmel, den ich mir heimlich aufgebaut hatte.

So ein Gefühl hatte ich als Knabe immer, wenn die von Lachen und Schreien und Sagen und Fragen, und Johlen und Tollen durchlärmte Jahrmarkt-Budenstadt — plötzlich abgeräumt wurde . . . . .

Eine klaffende Öde . . . . .

An jenem Tage schlich ich umher wie ein lauernder Löwe — —; die erste Beute, die ich sichtete, war der Franziskaner.

Es war um fünf Uhr nachmittag.

Ich kam eben vom Turnen.

Da hörte ich beim Eintritt in den Gang in Gertruds Zimmer Klavierspiel, und jenes entzückende, geheimnisvolle Pianissimo des Gesanges, das mich immer so berauscht — nun aber, nachdem mir des Morgens nüchterne Stunde seines Rätsels tiefe Deutung in so rücksichtsloser Weise vor die Stirne gestoßen hatte — wie Hohn entgegenklang. — Ich lauschte — und um der Worte Sinn erfassen zu können,

öffnete ich leise die Türe ins Studentenzimmer. Da sah ich durch die Spalte den Franziskaner — ihn den Gottgeweihten — den Franziskaner — vor der Türe, die nach Gertruds Zimmer führte .... auf den Knieen. Seine graublauen Schwabenaugen spähten durch das Schlüsselloch mit der Schärfe eines äugenden Sperbers.

Ich war starr.

Der Franziskaner!

Auf seinem Antlitze lag es wie der Wiederschein einer gewaltigen Vision.

Er bemerkte mich nicht!

Schnell und lautlos zog ich mich zurück.

Ich wartete eine Minute, dann öffnete ich zum Schein nochmals die Gangtüre und tat ein paar kräftige Tritte. —

Ein Huschen — und als ich langsam ins Studentenzimmer trat, stand der Franziskaner vor des Bücherstellers vergilbtem Vorhang, halb verdeckt — in eifriger Suche vor seinen Büchern.

Nur der Ohren Röte verrieten die Wärme, die ihn durchglühte.

Er nahm Heft und Hut und ging.

Ich war allein.

Die Schuhe — ab — ein Sprung zur Tür — durch die der Franziskaner eben verschwunden war, den Riegel vor ..... und dann vor das Schlüsselloch zu Gertruds Zimmer: des Franziskaners Geheimnis mußte ich erschauen. Noch tönte das leise Spiel aus Gertruds Zimmer und ein wonniger Gesang:

„Jauchzen möcht ich, möchte weinen,
Ist mir's doch als könnt's nicht sein ...

Ich sah — und sah die Wehmut auf einem schönen Mädchenantlitz .... wie einen kalten, düsteren Wolkenschatten über einem Garten leuchtender Irisblüten, die in allen Farben schimmern.

Alte Wunder wieder scheinen
Mit dem Mondenglanz herein ... "

Der Schatten loſch. — Die Sonne drängt wieder durch — die wärmende, lichtprangende Sonne. —

Was iſt der Glaube ſchön und rein das Hoffen .... das ich auf einem Mädchenantlitz ſah erſtehen — heller, heller — mächtiger!

In hehrer Kraft .....

Jauchzend — jubelnd — — frohlockend:

„Und der Mond, die Sterne ſagen's
Und im Traume rauſchts der Hain —
Und die Nachtigallen ſchlagen's ....
Sie iſt D e i n e, ſie iſt D e i n!

Ich ſah die Röte von den vollen Mädchenwangen ſprühen .... ich ſah den roten, feſten, von heißem Blut durchwellten Mund .... und ſah die Worte von ihm rinnen:

Sie iſt D e i n e, ſie iſt D e i n!

In den blauen Mädchenaugen lag ein Funkeln — wie der Glanz des ſonnengelben Tages tief im blauen Bergſee ſchwankt .....

Sie iſt D e i n e, ſie iſt D e i n!

Das war nicht mehr der leiſe verhaltene Ton — mit dem die Seele wonnig ſpielt ....

Das war eine wild aufſtürmende Leidenſchaft, die offen und gellend ihre Luſt bekennt:

Sie iſt D e i n e, ſie iſt D e i n!

Ich ſah wie eine entzückende Wonne den ſchönen, kraftvollen Mädchenleib überrieſelte — — Sonne, die über einen aufknoſpenden Roſengarten hinſtürmt ....

Und meine Seele war ein Auge.

Was ich da drüben in dem Zimmer klein geſehen — es ſchwankte drin ein gelber Abendſonnenſchein — — das war .... die Liebe!

— — — — — — — — — — — — — —

Gesang und Spiel war schon verklungen.

Noch kniete ich an meiner Lauschstelle — wie gebannt.

Von jener Stunde ab, war ich ein anderer Mensch geworden. —

So Großes, Schönes birgt die Tiefe einer Menschenseele?

Von jenem Tage ab ging ich an Ihnen vorüber — wie ein Gläubiger an einem Gotteshaus.

„Lachen Sie nicht! Lachen Sie mich nicht aus, Fräulein Gertrud!"

Ich habe damals eine Weihe empfangen, eine unauslöschliche Weihe!

Sie ward mir zum Segen .... und blieb mir ein Schutzgeist! —

Ich verachte das Rohe!

Das danke ich Ihnen, Gertrud!"

* * *

Das alles hatte der Bräuer mit einer Begeisterung und Raschheit von sich gegeben, daß es Gertrud kaum einigemale gelungen war, ein Wort dazwischen zu reden. Der Bräuer machte eine Sprechpause. Er hatte eine Flasche Rüdesheimer-Gold bringen lassen und trank Gertrud zu.

Sie ließ ihn „leben!"

Dann fuhr der Bräuer fort:

„Vor zwei Jahre war es, da traf ich den Waldler. Er ist Tierarzt im Mainburger Bezirk — und glücklicher Ehemann wie ich. Er hatte am Kelheimer Bezirksamt zu tun und suchte mich auf.

Wir sprachen von Ihnen.

Nach der zweiten Flasche Aßmannshauser-Sonnenseite gestand mir der Waldler: —

Seiner Sommersprossen bunt Gewimmel fing an leicht zu phosphoreszieren und seines Haupthaares unverschämte Röte stand borstensteif gehoben von Gefühls-Elektrizität.

Und er gestand:

Einmal — es war in der achten oder neunten Klasse — habe ich ein lateinisches Gedicht gemacht.

Fünf Tage und fünf Nächte lang dauerte die Entbindung.

Es war eine Zangen-Geburt.

Drei Vierer im Mündlichen war das Ergebnis meiner poetischen Berauschung.

Plus, dem Mathematiker — seligen Angedenkens — sollte ich in einer jener umnebelten Stunden die Unterschiede zwischen Neben- und Gegenwinkel erklären an Hand von Zeichnungen.

Ich illustrierte aber eben andere Dinge. — —

Der „Religionstrompeter, Karl der Dicke" frug mich in der Katechese um die Kennzeichen der übernatürlichen Liebe .... und ich rang eben verzweifelt mit der natürlichen — und dem Griechen und Homer-Oberbonzen sollte ich in der Poetik-Stunde eben einen Hexameter auf seine Kennzeichen und überzähligen Versfüße hin ausschlachten .... und ich drechselte seit fünf Tagen im Oden-Versmaß des Ovidius Publius Naso ...."

„Und wer war die Holde, die Deiner lateinischen D i c h t u n g die Seele einhauchte?" — frug ich den Geburtshelfer der Kühe, Schafe und Ziegen.

„Gertrud — war meine Muse!" erwiderte der Waldler; es lag ein reiner Glanz in seinen mischfarbigen Augen.

„Viehdoktor," sagte ich da inbrünstig zu ihm: „Ist das wahr?"

„Ist wahr!" antwortete des Waldlers ehrlicher Laut.

„Ein lateinisches Gedicht! — Ein solcher Vandalismus auf deutsche Gefühle!

Zur Strafe — noch eine Flasche Aßmannshauser-Goldwinkel ....

Wer so tief einmal im Schlamm gesteckt, bedarf einer gründlichen Reinigung!

Und des Gedichtes heiliges Manuskript?"

„Es ging den Weg alles Irdischen?" sagte der Waldler.

„Sprich!"

„Acht Tage lang trug ich das Gedicht-Manuskript an meiner Herzseite im Hemde eingenäht ... acht Tage rang

ich mit dem Entschluß: das Gedicht der Gertrud heimlich in ihr Zimmer zu legen — die Opfergabe eines Anbeters . . .

Aber die Furcht vor Euch — vor Dir, vor dem Franziskaner und Erwin hielt mich ab, diese Wallfahrtstat auszuführen; ich fürchtete Euren unerschöpflichen Hohn und Spott und die Entweihung meiner heiligsten Gefühle."

„Und dann?"

„Dann . . . nach acht Tagen, nachdem ich es jeden Tag morgens und abends als Brevier abgebetet hatte, und seiner Versfüße Klang mir vertraut geworden war wie Mutterlaut . . . wickelte ich es am Abende des achten Tages . . . unter dem schützenden Dunkel der Bettdecke um mein Skapulier . . . . .

In den großen Ferien ließ ich das manuskriptumwundene Skapulier einmal in der Schlafkammer meines Vaterhauses aus Versehen liegen. . . und es war verschwunden. Erst nach einigen Wochen erfuhr ich, daß die Mutter es dem kranken Handochsen unters rechte Ohr gebunden hatte. . . .

Der lateinischen Worte geheimnisvoller Klang deuchte ihr ein heilkräftiger Segensspruch.

Aber der Handochse ging ein. — — — — — — —

Schon oft habe ich mir gedacht," — schloß der Bräuer, „das möchte ich der Gertrud alles sagen. Warum soll man sovieles Liebes in sich abblättern lassen — ohne anderen damit eine Freude gemacht zu haben?

Sie haben ein Recht darauf!

Und es muß Sie doch freuen, daß wir alle so in Ihrem Banne gestanden sind."

„Darf ich auch ein Wörtlein sagen?" wandte sich Gertrud mit lachenden Augen an den Bräuer: „Ein Schelm waren Sie immer. Das ist geblieben!

Wie freut es mich, daß die Jugend in uns nicht abgestorben ist, sondern in frischem Grünen steht.

Was damals war und in uns blieb — ein lieb Erinnern — es soll aufs neue jetzt erstehn! Darf ich es sagen? — Die alte, treue Freundschaft soll aufs neue erstehn!" —

Hier machte ſie eine kleine Pauſe. Dann ſagte ſie mit ruhig-ernſtem Tone:

„Ich bin die Ältere!

Ich bin nicht mehr von jener Art, die nur dem Manne Rechte zugeſteht, die Menſchenrechte ſind. So möchte ich dieſe Stunde weihen durch ein Wort, das wir uns geben dürfen —, das nur die wahre Freundſchaft kann verſchenken.

Das Wörtchen: Du!

„Sollſt leben, Bräuer!“

„Sollſt leben! Gertrud!“

Feſtgebettet in des Bräuers fleiſchiger Hand lag Gertruds Mädchenhand — und durch der Augen Glanz ſah'n die Gefühle — und ſah'n von Herz zu Herz — wie damals . . . !

„Das darfſt Du Deiner jungen Frau wohl ſagen. Und grüß' mir ſie — und ſage ihr: Ich will kein ander Teil von Dir, als den, der jeder treuen Freundſchaft zu Recht und Ehren ſteht.

Und küß mir Deine Kinder!

Ein Mädchen iſt das Älteſte?

Hat es die braunen, kräftigen Zöpfe der Mutter, von denen Du ſo gern als Knabe haſt geſchwärmt?

Und iſt der Übermut ihr auch geblieben, der jede Stund des Tages ſich voll Sonne lacht?

Du ſtaunſt, daß ich das alles kenne?

Woher ichs weiß?

Auch ich will jetzt geſtehen:

„Wenn Euer Zimmer leer ſtand und ich ſicher war, nicht überraſcht zu werden, trieb mich die Mädchenneugier und manchen Forſchungszug hab ich in Euer Zimmer unternommen. Einmal nun — ſtak der Schlüſſel an Deinem Koffer — und halb ſtand der Deckel auf.

Es lag ein Brief darinnen — roſa-rot, und in dem Brief ein Büſchlein Maßliebchen von einem grünen Seidenbande inniglich umwunden — und ein Bild . . . ich ſah ein liebes Mädchen-Kinder-Angeſicht . . . von ein paar mächtigen, dunklen Zöpfen keck umrahmt . . . . und ſchwarze Augen ſahen lachend in den Tag . . . . .

Da kamen Tritte die Treppe herauf. . . .

Im Fluge war ich in meinem Zimmer und studierte.

Von jener Stunde an jedoch, wenn Du von Kelheim sprachst, von Knabenzeit und Kinderspiel, von Lise Leinenweber, die mit Euch einmal in Knabenhosen den breiten Wiesenbach im Rennen übersprang — und in den Altmühlwassern die Wette schwamm mit Euch — — ich sah ganz heimlich rasch den Glanz in Deinen Augen und sah ein Mädchen-Kinder-Angesicht — von braunen dicken Zöpfen keck umwunden. —

— — — — — — — — — — — — — —

Doch nun genug.

In Ehren was an Lieb und Träumen einmal war.

Jetzt aber steh ich mitten in dem Kampf des Tages . . und es gilt für mich, mein Freund, in kurzer Zeit ein ernstes Werk zu sichern. Die ganze Kraft und all mein Können steht in diesem Dienste.

Von meiner Anstalt hab ich Dir erzählt, von Asen und wie wir Dich in unserer Not durch Zufall fanden.

Und was mich zu Dir trieb?

Du sollst mir Deine Hilfe leihen. — —

Nach einigem Schweigen sagte der Bräuer:

„Was mir zu tun möglich, tue ich.

Ich glaube nicht, daß ich in eigener Sache mit solcher Freude vorgehen könnte, wie für Deine Sache, Gertrud."

— — — — — — — — — — — — — —

* * *

Einige Wochen später konnte Gertrud dem Bräuer eine erfreuliche Mitteilung machen.

Die „Allgemeine Töchterschule Immensee" war vonseite des Kultusministeriums einer eingehenden Visitation und Prüfung unterzogen worden.

Dann kam in Bälde ein vorläufiger Bescheid, in dem es hieß: Das Ministerium wird, soweit das unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen möglich ist, den trefflichen Be-

ſtrebungen der Töchterſchule „Immenſee“ wärmſte Fürſorge angedeihen laſſen.

Erfolg!
Bräuer!
Erfolg iſt die Kraftquelle für jeden Ringenden.
Der Glaube ſteht in mir wie eine Hochtanne im Jurawalde!

Eine Heldin.

Geraume Zeit vorher hatte Gertrud nach langer Pause wieder einmal einen Brief der dicken Antonie erhalten.

„Herzgeliebte!
Traudel!
Freundin!
Schatz!
Sieg! — — — Sieg!
Welche Fülle von Wonne schließt dieses Wort für mich ein! — — —

Eben habe ich mein Dekret erhalten, durch welches ich als Lehrerin an die Neustadt-Schule in Landshut berufen bin! Ich könnte vor Lust die ganze Welt abbusseln, wenn man nicht überall auf Schnurrbärte und tabakgeruch-umwobene Adamslippen stoßen würde.

Hier bleibe ich!
Was kostet die Welt?
Mir kann es gleich sein.
Ich habe mein Teil!

Der diluviale Riesel- und Kieselboden Landshut wird einmal meine Knochen in sich bergen dürfen.

Dreihelme-Stadt am Isarstrand —
In Volk und Sage allbekannt! —

In solcher Freudenhöhe kommt in jedem Menschen die Poesie zum Durchbruch . . ., wenn auch als eine winzige und blitzartig periodische Quelle. —

Aber es hat einen Kampf gekostet!

Seit drei Jahren bewerbe ich mich um die Stelle einer Lehrerin an einer Landshuter Volksschule.

Ich war in dem naiven Glauben, meine guten Zeugnisse, meine ungetrübte Qualifikation würden ihre Wirkung tun.

Wie kann man mit dreißig Jahren noch so naiv sein!

Ich wollte die ehrliche Kraft arbeiten lassen!

Ich machte Eingabe um Eingabe.

Ich machte Vorstellung um Vorstellung.

Ich wurde jedesmal mit höflichen Zusagen abgespeist, und andere kamen daran.

Jüngere —! Kolleginnen, welche in Qualifikation weit hinter mir standen!

Vettern-, Tanten-, Basen-, Nichtenwirtschaft!

Schandvoll!

Ich geriet in eine Art Raserei!

Mein Glaube an die Ehrlichkeit, an die Redlichkeit, an die Kraft des Guten war auf dem Gefrierpunkte angelangt.

Seit Wochen rang ich auf meinem Dorfschulhausstübchen mit dem Plane, gegen das immer mehr überhand nehmende, alles verseuchende Laster der Protektion mit allen Mitteln gesunder Vernunft einen rücksichtsvollen Feldzug durch eine Artikelserie zu eröffnen.

„Im Bewußtsein meiner ehrlichen, guten Rechte würde ich jede Protektion entrüstet zurückweisen —."

So hieß ein Satz der Kampfartikel.

Aber dem Schicksal machte es Spaß, meinen Philosophenernst zu verspotten —! Und so kam es, daß ich wenige Tage später mit der Gewandtheit eines Tausendfüßlers hilfesuchend unter den allgewaltigen Zaubermantel der Protektion kroch.

In meinem Dorfe hatte sich nämlich die Familie H. aus Landshut auf einige Wochen zum Landaufenthalt niedergelassen.

Ich gab den Kindern Nachhilfeunterricht.

Ich gewann das Vertrauen der Dame.

Ich klagte ihr mein Leid.

„Vielleicht kann ich helfen," sagte sie.

„Meine Freundin A. in Landshut hat Verbindung mit maßgebenden Persönlichkeiten, die sie mir nannte.

Eine Bitte von ihr — ich zweifle nicht, daß sie Erfolg nach sich zieht.

Ich werde sofort Schritte tun."

So bin ich hierher gekommen.

Im geheimen ärgerte ich mich anfangs, daß es meiner ehrlichen Kraft allein nicht gelungen ist, sondern einem gewöhnlichen Schmuggel.

Dann aber sagte ich mir: Tollpatsch!

Die große Komödie der menschlichen Gesellschaft will es so! —

Wer frägt darnach, wie bist du hierher gekommen? Der Erfolg ist für die Oeffentlichkeit der allein gültige Ausweis der Tüchtigkeit.

Ich erwarte bestimmtest, daß Du dich für wenigstens einen Tag aus dem Bannkreis Deines gewaltigen Wirkungskreises loslösest, um alter, treuer Freundschaft zu leben.

Komme zu mir!

Du siehst einen fleckenlos glücklichen Menschen! Komme sofort!

Laß uns Arm in Arm die Gassen wieder gehen, die Straßen wandeln und die Plätze schau'n, die unsere Jugend einst gesehn!

Und willst Du nicht?!

Dann will ich leise, ganz leise will ichs sagen Dir: ich seh von meinem Zimmer aus ein Giebelfenster in den Tag hinblicken; es saß dahinter einst Fridel — der Dichter — und schrieb:

„Kommst du wieder traute Zeit, kommst du wieder?"

— — — — — — — — — — — — — —

Ich kenne den Zauber, der in Deiner Seele blieb — trotz alledem.

Und einen Wallfahrtsort hat jedes Menschenherz. Den liebsten, den ein Name nennen kann: wo die Jugend langt mit weißen Blumen aus jedem Mauerstein.

Wo die Sage lingt in jeder Birke ſchwankem Blatte. —

— — — — — — — — — — — — — —

Nun weiß ich es, Du kommſt!

* *

*

Gertrud hatte Antonie den Tag ihres Beſuches genannt. Einer plötzlichen Laune folgend, fuhr ſie aber ſchon nachmittags vorher nach Landshut.

Sie wollte einige Stunden für ſich allein ſein und allein ihren Erinnerungen nachgehen.

Es gibt Dinge, für die das Menſchenherz nur einen Freund ſich weiß — ſich ſelbſt.

Als ſie über die Iſarbrücke ſchritt gegen das Hotel Bernlochner zu, da merkte ſie, wie auf einmal etwas um ſie lebendig geworden war . . . mit ihr ging, raſchen, haſtigen Schrittes, mit ihr ſprach — froh und leiſe — als ſprächen ein Dutzend Kinderlippen fragend auf ſie ein . . .: auf baumumgrünter Höhe ſteht die Trausnitz noch! — Hörſt du den Sang der raſchen Iſar wieder?

Farbenbunt ſtehn Haus an Haus, die alten Wandelgänge in der Altſtadt. —

Wie oft haſt du im Koſtkorb von Haus zu Haus das Eſſen dir erbettelt? — Und Sankt Martinus hoher Turm — es ſtreift der Kreuzknopf einer roſaroten Abendwolke flaumigen Rand — — und aus Portal und Türen ſtrömt das Volk . . . .

Komm, komm, komm ſchnell!

Abendſonnenglanz lag in weiten Domeshallen. Weißt du es noch zur Maienzeit? wie oft ſtandeſt du mit Fridel hier in düſtrer Niſche? War es ein Zufall, der ſo nah euch beide aneinander hat geſtellt? Es flog ein blaues Leuchten aus Knabenaug ins Mädchenauge . . . . aus Mädchenſeele heller Schein . . . in eines Knaben branddurchlohte Seele!

„Salve madonna mia!“

Sei gegrüßt, madonna mia!

Es klang ein ernster Chor in hundert Stimmen durch die Hallen. — — —

* *
*

In dunkler Seitenkapelle von Opferkerzen trüb erhellt stand das Gnadenbild der Mutter Gottes. Das war der „Mutter" Opferplatz . . . .

Wie oft hat sie hier wohl gekniet, gebetet und gefleht: Es möchte Gottes Gnade ihr Werk gelingen lassen, daß ihre Kinder brav und gut und tüchtig das Leben nützend durchgehen möchten?

Du gute Mutter!
Heilige!

Nun ruht sie schon Jahre in der Erde. Und ihres Kindes gute Tat steht um ihr stilles Grab. —

Es steht im Wandelpark von „Immensee" ein Grabdenkmal und eine Urne.

Schwarze Jurafichten beschatten diese heilige Stätte... und wispeln Heimatgesang . . . . .

Derart waren die Gedanken, die in Gertrud wach geworden waren, als sie in die Sankt Martinskirche eingetreten war.

Da tritt aus Düster und aus Dämmer scheu ein Weib — an der Mitte vor dem Seitenaltar sinkt es mit beiden Knieen nieder — verneigt sich, verneigt sich tief, schlägt an die Brust, in sündigem Erkennen — steht auf und geht . . . .

Die bleiche, magere Hand besprengt sich mit geweihtem Wasser . . . .

Dann geht das Weib an Gertrud nah vorüber. —

Ein flüchtiger Blick . . . aus matten, grambeschwerten Augen streifte Gertruds Wangenrot.

„Olga!" rief leise die Erinnerung in Gertrud auf.

Das war Olga von Thüngen!
Des Oberstleutnants Olga!

„Olga!“ wollte ihr Gertrud leise zurufen, aber schon war die gebeugte Gestalt scheuen Schrittes an ihr vorübergeeilt und durch das dunkle Hauptportal ins Freie gelangt.

Gertrud eilte ihr nach.

Da sah sie noch, wie Olga von Thüngen gesenkten Hauptes scheu und hastend von der Altstadtstraße abbog und in einem Seitengäßchen verschwand.

Das Leben lag abseits von ihr.

* * *

Des anderen Tags erkundigte sich Gertrud bei Antonie nach Olga von Thüngen.

Antonie erzählte:

„Seit dem Tode ihrer Eltern lebt Olga ganz für sich in ärmlichen Verhältnissen. Eine winzige Pension aus der Töchterkasse und die Zinsen des kleinen Vermögens, das man ihr hinterließ, sind ihre Einnahmequellen — kaum soviel, daß sie bei bescheidensten Ansprüchen Wohnung, Kleidung und Nahrung bezahlen kann. Einmal — vor zwei Jahren — begegnete sie mir,“ sagte Antonie; „ich sprach sie an. Meine freundlichen Worte gewannen ihr Zutrauen. Wir gingen eine Strecke den Moniberg hinauf. Da gestand sie mir ihr Leid:

„Wie hilflos haben mich meine Eltern zurückgelassen!

Manchmal hatte und habe ich Stunden, in denen ich mit Geringschätzung an meine Eltern denke!

In solchen Augenblicken überschaue ich die ganze Wertlosigkeit meines Seins.

Eine Qual bemächtigt sich meiner, ein Haß steigt auf in mir!

Vater, Mutter — was habt ihr mir das Leben gegeben —! Was habt ihr mich für die vielen unnützen Bedürfnisse eines Mädchens der sogenannten besseren Gesellschaft erzogen, aber nicht zum Erwerb, der den Genuß sichert?

Was habt ihr mir hinterlassen —? Nichts! — Fast nichts . . . als eine Menge kostspieliger Bedürfnisse, die zu befriedigen, meine wenigen Mittel nicht zum kleinen Teil ausreichen!

Welchen Kampf hat es mich gekoſtet, wieviele Tränen, wieviele Qual, Stöhnen und Seufzen — wieviel Lebensluſt hat es mich gekoſtet — dieſes und jenes liebgewordene Bedürfnis mir abzugewöhnen, weil ich es nicht mehr bezahlen konnte!

Ein verwöhntes Kind — ſah ich mich all des glänzenden, blinkenden Spielzeuges beraubt!

Wie verlaſſen ſah ich mich!

Wie arm!

Und dann las ich eines Tages in der Zeitung von der Allgemeinen Töchterſchule „Immenſee“ — und las von Gertrud Baumgarten . . . . .

Da trat etwas neben mich, wie ein Rieſe — der Gedanke: arbeite! . . . Wie ein friſcher Quellbach durchſchoß mich die Kraft . . . und ich ſah forſchend in mich, — und ſah, daß ich nichts gelernt hatte, gar nichts als wertloſe Tändelei . . . .

Und die Eitelkeit kam angerannt, und ſchrie auf ihrem altgewohnten Tummelplatz in mir: Was werden deine Freundinnen dazu ſagen, wenn ſie dich als Buchhalterin, als Kinderfräulein wiederſehen —?

Mit Fingern werden ſie nach dir zeigen und ſagen: Seht, ſeht — des Oberſtleutnants Olga —! Seht — nun tut ſie Mägdedienſte! Und der Wille ſchwankte und neigte ſich in mir, wie ein Schilfrohr im jagenden Winde. —

So ſchwacher Wille war in mir. — Und der Rieſe neben mir ſchwand — und ſchwand — und dann“ — — — — —

Sie fing an zu weinen.

„Was ſind Sie?“ fragte ſie dann zu mir.

„Sie haben eine Stellung!

Sie haben ein ſicheres Einkommen! Sie ſtehen ſelbſtſtändig in der Geſellſchaft da! Sie ſind auf keines Mannes Schätzung und Gnade angewieſen! Sie ſind ein froher Menſch!

Und wer iſt mehr als Sie?

Ich aber!

Ach hätte auch ich etwas gelernt!

Was bin ich jetzt mit meinen dreißig Jahren? Eine alternde Jungfer . . . in wenig Jahren —: eine alte Jungfer!" —

Sie weinte bitterlich!

Ich sprach ihr Mut zu: mit dreißig Jahren ist man nicht zu alt, das Lernen anzufangen. Ich machte ihr Vorschläge und Pläne.

— — — — — — — — — — — — — —

Seit jener Zeit weicht sie mir aus. Ich sprach sie niemals wieder.

* * *

Als Gertrud vom Hauptportal der Martinskirche in die Altstadt trat . . . es war ein schönes Bild!

Abendsonne durchflutete die weite Straße — über den spitzgiebeligen Häusern stand in blauer Pracht der Himmel — — auf den Gehwegen zu beiden Straßenseiten promenierten die Städter . . .

Wie damals!

Es war ihr eine Lust so zwischen durch zu gehen und sich die Menschen zu beschauen.

Manches bekannte Antlitz sah sie; manches von den Mädchen ihrer Jugendbekanntschaft wandelte am Arme eines uniformierten oder civilen Gatten des Weges, steifen Schrittes mit hochgehobener Nase, umrauscht von knisternden Kleidern, überwellt von Spitzen — aus jedem Blicke strahlte das Bewußtsein: was ist mein Mann! — Was bin auch ich geworden!

Und manches dumme Kind — mit Rang und Titel eines Gatten ausgestattet, trug jetzt den Hochmut durch die Straßen.

Meistens Töchter reicher Bräuer, Kaufleute, Rentiers, Privatiers oder Bankiers.

Das Geld hatte seinen Mann gefunden.

Und die anderen — all, die anderen Mädchen aus ihrem Jugend-, Freundinnen- und Bekanntenkreise, die damals die Straße durchrannten — die Wangen rot . . . die Augen hell — und scharf nach Knabenaugen lugend —? — Ach — schon stand neue blutjunge Jugend frisch im Feld . . .!

Am Kaufhause German stand ein fremdes Schild.

Mit Traum und Duft hielt bald die blaue Nacht dann Stadt und Au und Straß' und Gasse schon umfangen.

Als Gertrud in die Steckengasse einbog, beleuchtete der Mond die eine Hälfte der engen Gasse — jene Seite, auf welcher die orientalische Weinhalle stand.

Die goldene Inschrift über dem Portale war erneuert und besagte wie damals . . .: „Für die Reinheit und Echtheit meiner direkt importierten Weine übernehme ich jede Garantie."

Der Mond leuchtete still vor sich hin: „echte Geschäftsweisheit und Ehrlichkeit! Ich kenne das!"

* * *

Dreimal schon stand Gertrud Baumgarten der orientalischen Weinhalle gegenüber an dem Bäckerhause . . . und studierte im Dunkel die Aufschrift einer Blechtafel.

Dreimal schon war sie gekommen —.

Dreimal schon hatte sie das Schild gelesen —.

Dreimal schon hatte sich ihr Arm gestreckt —, um die Klinke zur Haustüre zu ergreifen . . . .

Und nun trat sie eben zum viertenmale vor das Schild.

Nun hatte Gertrud die Haustüre geöffnet und war die Stiege emporgeschritten.

Die Klingel vor der Gangtüre im ersten Stock gab einen schrillen Laut.

Derselbe Laut wie damals . . . als die Seminaristinnen Gertrud Baumgarten und Antonie Benkert sich in nächtlicher Stunde, vermummt und vor Aufregung zitternd, den Ekkehard und Wilhelm Meister als verbotene Früchte entliehen hatten.

„Derſelbe ſchrille Laut," . . . dachte Gertrud.

Da wurde die Türe geöffnet — und ſie ſtand — Hedwig German gegenüber.

Das war Hedwig German? Dieſe etwas gebeugte Geſtalt, dieſes von Leid, Kummer, Sorge und Kampfesmut durchwühlte Antlitz — war Hedwig German?

Ach wieviel Leid kann ſo ein Menſchenherz erdulden! und immer wieder quillt ein neues Leben drüber hin . . . und immer wieder drängt durch Schutt und Trümmer friſches Grün — wie junges Hoffen!

Hand in Hand . . . und Auge in Auge oftmals ineinander ſchauend ſaß vor dem Stubentiſch der Freundinnen Paar . . . ſaß Hedwig German weinend — und barg ihr junges Haupt an Gertruds kraftgetragener Schulter.

„ . . . Dir will ich alles ſagen — Gertrud — alles! Was ich noch keinem Menſchen je vertrauen mochte . . . . . Du ſollſt mein Leid in allen Tiefen ſchauen, Du ſollſt die Sünde ſehen, der ich die Arme weit entgegenbreitete, die ich an meine Brüſte drängte und der ich meinen jungen Leib entgegenpreßte, und die ich trank, mit glühenden Lippen trank, mit Haſt und wildem Ungeſtüm des Dürſtenden . . . die mich mit Schmeichellauten — mit brennenden Blicken umwarb . . . die ich genoß . . . die mich zu Boden warf — und elend — einſam — und verlaſſen — liegen ließ.

Hedwig German war aufgeſprungen.

Mit geſtreckten Armen und geballten Fäuſten ſtand ſie da, und ſtarrte — Haß und Kämpferkraft in ihren Blicken in das Dunkel, als ſähe ſie vergangene Zeiten drin vorüberjagen.

Und Gertrud ſah, wie tief und hart in dieſes liebe, junge Antlitz der Kummer ſeine Furchen eingeriſſen. Ein Werk von Jahren. —

„Was ich gelitten, Gertrud, an Schmach und Scham und Jammer mit mir zog, an Schadenfreude und an falſchem Mitleid um mich ſah . . ."

Aber höre! . . . .

Denkst Du noch des Tages, wo ich zu Dir gestürmt kam in Deines Dorfschulhauses friedlich Heim . . . und Dir mein Leid geklagt, daß mich die Mutter nun von Leutnant Muckl trennen wollte —.

Warum?

Die wahren Gründe hat sie mir damals doch zu spät gesagt. — Und ich glaubte ihr nicht.

Ich glaubte ihr nicht!

Ich wollte, ich konnte es nicht glauben!

Ich ließ ihn nicht! — — —

Dann kam die Hochzeit Irmingards und Fridels.

Der letzte große Pomp — zum Schein.

Es gingen schon geraume Zeit Gerüchte durch die Stadt . . . . von Zahlungsschwierigkeiten, in die das Kaufhaus German geraten sei. . . . .

Da warf der Papa, um diese Stimmen zum Schweigen zu bringen, den letzten Trumpf ins Spiel . . .

Er ließ am Tage vor der Hochzeit dem Fridel 15 000 Mark in bar verschreiben. . . . .

Am nächsten Tage war es stadtbekannt . . ., die Ehre des Kaufhauses German war gerettet — zum Schein. — —

Daß diese 15 000 Mark die letzte Hypothek war, die Papa auf Haus und Hof erhalten konnte — erfuhren wir erst später. . . .

Wir Kinder glaubten bis zur letzten Stunde an den Schein.

Ein Jahr darauf kam der Zusammenbruch.

Es war zu Anfang Juni.

Da hörte ich eines Tages in Papas Arbeitszimmer einen schrecklichen Skandal: Papa und Mama schrieen heftig auf einander ein.

Wenige Augenblicke später stürzte Mama heraus — leichenblaß — am ganzen Leibe zitternd — und schrie uns Kinder — mich und Betty an:

„Wir sind bankerott! — Nun sind wir Bettelleute! Das

dankt ihr Euerem Vater, Kinder, der das Geschäft von Jahr zu Jahr mehr herunterkommen ließ . . ."

Und Papa schrie dazwischen: „Das dankt Ihr dieser Frau, dieser Gans, die Eure Mutter ist und Tausende und Abertausende an Eitelkeit und Flirt und Glanz und Schimmer verschwendet hat . . . . ."

Eine schreckliche Angst bemächtigte sich meiner! Ich nahm den Sommerhut, der mir am Arme hing, drückte ihn ins Haar und lief davon . . . die Kirchgasse durch, Sankt Jodok zu . . . . . .

Dort wohnte eine Schwester von Papa.

Wir hatten zwar bisher jeglichen Verkehr mit ihr vermieden —; aber sie galt als reich; sie wollte ich bitten . . .

Da trat mir Leutnant Muckl in den Weg — mit weingerötetem Gesicht. Er kam von einem Frühschoppen . . . .

„Schatz!" — rief er mir zu, „so ein sündhaft schönes Kind — und eine Leichenbitter-Miene —? Hat das mein Anblick Dir verursacht — oder jagen Gespenster hinter Dir?

Was ists?"

Er nahm mich bei den beiden Händen und sagte leis und lieb: „Was willst Du mir verhehlen, Schatz — was ists, das ich nicht wissen dürfte?"

Er, den ich mit ganzer Seele liebte — die einzige Macht und Kraft, die man mir, und die ich in mir großgezogen hatte! — Wer hatte mehr Recht auf all mein Herzeleid — als e r . . ., dem ich mit all meinem Denken war zu eigen?

Wie naiv! — wie dumm — wie blind war ich! Die ich die Ehrlichkeit, die in mir lag, in andern auch zu sehen glaubte . . . und durch die freundlich grinsende Larve nicht zu schauen vermochte, hinter der in Abgrundtiefen die Schlechtigkeit schon lauernd lag . . . .!

Ich ging mit ihm . . . vorbei am Franziskanerkloster, die enge Schlucht, die auf zum Hofberg führt. Ich klagte offenen Herzens ihm mein ganzes Leid . . . ! Den Zusammenbruch des Hauses German —.

Dann ſchrie die Angſt in mir . . . in ſchmerzverhaltenem Gellen — — —!

„Nun geht der Glanz von mir — nun blättert der Reichtum ab — das Vermögen, auf das ich hoffte, iſt verloren — nun ſteh ich da . . . ein armes Kind — und balde . . . balde . . . ein verlaſſenes Mädchen! — — —“

Ach Angſt und Liebe waren es, die mir die Arme ſchlangen herzinniglich um ſeinen Hals . . . .

Die Leidenſchaft, mit der er ſeine heißen Lippen auf meine tränennaſſen preßte, durchfröſtelte mich. . . . .

Und einen Herzſchlag lang — als ich ins Auge ihm zu ſehen ſuchte . . . da lag etwas in ſeinem Auge, lag etwas — roh — wie eines Schlächters Blick, der auf ſein Opfer niederſchaut . . . und den Gewinn vermißt — ich riß mich los von ihm . . .

Ich ſtreckte wie zur Abwehr beide Arme weit von mir.

War das die Wahrheit, die ich in dieſem Augenblick erſchaut? . . . .

„Kuno!“ ſchrie ich auf — „Kuno! . . .

Willſt Du mich verlaſſen —?“

„Was für ein aufgeregtes Kind Du biſt! — Du ſiehſt die Dinge größer als ſie ſind — und was Du mir geſagt: wozu die Angſt? Es kann ſich ja alles wieder glätten . . . es wird ſich glätten . . . !“

Wie dem auch ſei, mein Schatz . . . haſt Du ſo wenig Vertrauen zu mir —?

Kennſt Du die alte Sage nicht vom Manneswort, das durch die Zeiten bleibt beſtehen?

Du haſt mein Wort!

Du wirſt mein Weib! — Und ſoll ich Dich aus Schutt und Aſche tragen müſſen —.“

Ich ging mit ihm ſeitab . . . den engen Steig durch reichbeſtandene Felder hin. — — —

Sein ſtarker Arm umfing mich wild, ich ſah ſein Aug in meines blitzen — ich hörte ſeines Mundes heiße Worte, die mir von Lieb, *von Liebe und von Treue* ſagten. —

Ich ſah ſchneeweiße Wolkenberge wie Märchenſchlöſſer

hoch über mir in blauer Pracht des Tages wandern. Als strömte die Sonne aus von seiner Arme ungestümen Kraft . . . brach es in mir mit tausend Quellen auf — und rieselte und quoll, als schösse ein Strom von Sonne mir durch alle Glieder . . . .

Ich sah die Ähren über mir den Blütenstaub in Flatterwinde streuen — — — dann war es mir, als schlüge ein Flammengelb weithin durch all des hohen Tages blaue Pracht. — — —

Du lieber Mann! . . . Wie bist Du lieb! —

Wie treu will ich Dir sein — wie treu! — Du bist mein Halt! . . . . Mein Glaube lebt in Dir . . . und dieses Lebens Wonne — nimm — nimm mich hin!"

* * *

Wenige Wochen später. — — —

Mama und Betty zogen zu Irmingard, Papa ging nach Augsburg, um in das Großgeschäft eines alten Freundes als Buchhalter einzutreten. Ich hatte die Stelle einer Erzieherin in Graz angenommen. Vier verzogene, eigensinnige, herrische Kinder, die mir fast ganz zur Erziehung überlassen wurden.

Welch ein Kampf!

Ich war gewöhnt: es kommt der Tag — es gibt der Tag. —

Jetzt hieß es: jeden Tages Gabe sich erwerben!

Ich war gewohnt zu befehlen.

Jetzt hieß es gehorchen.

Wenn ich die erwachsenen Töchter des Hauses betrachtete, deren einzige Sorge war: wie durchflirte ich auf angenehmste Weise den Tag, mit Spiel und Tand und Männerlieb . . .

Und wenn sie mich die Herrin fühlen ließen, die ich als Magd mich dünkte. —

Ach, . . . dann — — — !

Wie oft saß ich nachts in meinem Zimmer die langen Stunden und weinte bitterlich!

Aber dann trat immer wieder der Gedanke zu mir und

ſprach mir Troſt und Kraft und neue Luſt zum Leben zu .... und war mein Freund — der Gedanke:

Du willſt ja gerne arbeiten ... gerne ... um zu verdienen. Und ſparen will ich dann — jedweden Heller will ich ſparen ... und mählich wird es mehr und wird ein kleines Vermögen werden —.

Und dann —?

Welch hohes Ziel ſteht lachend dann vor Dir:

Muckl — ! —

Im nächſten Jahre ſchon iſt er Oberleutnant — und wenn er einmal Hauptmann iſt ...

Nun ja ... er ſoll mich nicht verlachen .... was ich an barem Geld ihm mit in die Ehe bringe ... es iſt ja wenig —

Doch groß und mächtiger und reich ... das andere Vermögen, das ich mir erwarb; Ich habe arbeiten gelernt, ich habe ſparen gelernt ..., ich habe mich von all den koſtſpieligen Bedürfniſſen, die Mädchen von Stand und Vermögen dem Mann als Mitgift in die Ehe bringen, los gekämpft ..., ich weiß mit Wenigem doch beſſer zu leben ... und eine Mark in meinen Händen iſt ihm mehr als eine Gold-Krone in den Händen einer anderen.

Die erſte Zeit — jedweden übernächſten Tag kam eine Karte ... von ihm ... ich küßte ſie, ich herzte ſie — ich ſprach mit ihr, als klänge hinter jedem Wörtlein ſeine frohe Stimme mir entgegen ...

Dann traten Pauſen ein.

Die längſte.

Seit vierzehn Tagen war kein Brief von ihm an mich gelangt.

In meiner Angſt ſchrieb ich ihm alle meine Sorge, die Zweifel, die mich quälten.

Er ſchwieg.

Nun wußte ich genug.

Da kam ein Tag, da kamen Tage —!

In meiner Angſt lief ich zum Arzt ..., ein alter, guter Mann. Ich erzählte ihm —; er fragte —; ich ſprach ...

und merkte wohl, wie seine Blicke oftmals prüfend auf meinem von tiefer Scham übergossenen Antlitze ruhten, als wollte er den Beweis der Wahrheit für meine Worte darin erschauen —.

Dann sagte er — wie weh tat mir das Mitleid, das in seinen Worten klang: „Sie sind Mutter!"

So unwissend hatte man mich gelassen — bei aller Sinnlichkeit, für die man mich erzog, daß ich die Vorgänge in mir nicht einmal selbst erklären konnte.

„Mutter." — Wie mich dieses Wort durchgellte! —

„Sie sind der Gnade dieses Mannes ausgeliefert. Das Gesetz gibt Ihnen keinen Halt. Ja — warten Sie" — er holte ein Buch aus dem Bücherschrank — blätterte — las na — richtig! — da: Verwandtschaft — Paragraph 1789 —: Personen, deren eine von den andern . . . hier? „Ein uneheliches Kind und dessen Vater gelten nicht als verwandt!"

Unglaublich! — Aber!" — Er zuckte die Achseln.

Ich schwankte heim.

Die ganze Nacht saß ich in meinem Zimmer auf . . . und weinte bitterlich . . . .

„Ihr führt ins Leben ihn hinein
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Wie oft hab ich die Worte mir von meinem Herzen losgesprochen — mit jedem Windhauch, den die blaue Nacht in meine Zelle warf, erklangen sie mir wieder —.

„Denn jede Schuld rächt sich auf Erden!" —

Und als spräche aus endlosem Dunkel eine Stimme zu mir . . . hörte ich wie ein lockendes Singen das ferne Tosen der von Schneewassern und Regengüssen hochgeschwellten Murr.

„Komm, komm — Du armes Kind — und mache allem Leid ein Ende —!“ und der warme, flutende Nachtwind sprach es unaufhörlich zu mir — und die laue Frühlingsnacht langte mit riesigen Schattenarmen zu mir herein: „Komm, komm, Du armes Kind — und mache allem Leid ein Ende —!“

Es tagte schon . . .

Der frische Morgenwind warf ein welkes Blatt herein; es fiel raschelnd auf meinen Schoß . . . ein verglommenes Leben —.

Tod . . . .

Der Lauf der Dinge! — — —

Du . . . Du? . . . Du —!

Hedwig! . . . wie toll durchschrie mich eine Angst. —

Dann wußte ich nichts mehr von mir. — — — — —

Als ich wieder erwachte . . . stand mit goldenem Prangen der Tag vor meinem Fenster.

Am Tische lag der angefangene Brief — an Leutnant Muckl:

„ . . . Ich wollte mir mein junges Leben nehmen — doch nein!

Ich rechne immer noch auf Deine Treue!“

Nach acht Tagen kam die Antwort . . . .

„ . . . Unmöglich, rein unmöglich! Kann nicht glauben, daß ich der Vater bin! . . . Um Skandal zu vermeiden — will alles bezahlen! —

Stehe vor der Hochzeit! — Reiche Braut —! Geht nicht anders! Absolut nicht anders! Meine Stelle erfordert es — muß auf Geld sehen!

Bitte mir weiter keine Unannehmlichkeiten zu machen! Würden auch zu keinem Ziele führen! . . . “

Ich war starr — vor Entsetzen.

Wieder las ich — und wieder — und immer wieder:

„ . . . Unmöglich — rein unmöglich! . . . Kann nicht glauben, daß ich der Vater bin! . . . “

Soviel Schlechtigkeit hatte ich nicht vermutet in einem Menschen —!

War es möglich, daß ein Mensch soviel Liebe hatte sagen können und so bodenlose Selbstsucht in sich trug?

Heuchler!

* * *

Das war wohl die ärgste, die qualvollste Prüfung, die ich in meinem Leben zu bestehen hatte.

Jene Stunde, in der ich den Entschluß faßte, weiter zu leben — trotz alledem . . ., jene Stunde hat mich zu einem völlig anderen Menschen gemacht . . . .

Die ersten Augenblicke, als ich mich verlassen sah — verstoßen — verleugnet . . . da fühlte ich wie die Kraft aus mir wich, wie es haltlos wurde in mir — leer — öde . . . wie der Glaube an alles Gute aus mir wich . . . erlosch . . . wie es dunkelte in mir . . . nachtete; . . . ein Schauer durchrieselte mich . . . fröstelnd, kalt . . . . eisig . . . . es war mir — als beugte sich ein nasser, undurchdringlicher, unabsehbarer Schatten über mich . . . näher . . . näher . . . unaufhaltsamer näher . . und trank — und trank die Wärme aus mir — — das Leben. Der Tod trank das Leben!

Da regte sich das knospende Leben unter meinem Herzen . . . in werdender Lust . . . ich sah es in mir — wie einen kleinen, schillernden Schmetterling, über den eine große Menschenhand dunkelnd hintastet . . .

Da riß ich diese totverheißende Hand von ihm — und es flatterte in tollem Wirbel auf in Sonnenglast und Tagesblau . . . .

Es flatterte auf in mir . . .

Es durchschrie mich wie mit hundert jubelnden Kinderstimmen . . . es durchkoste mich wie die leise, liebende, lockende Mutterstimme.

Es durchschrie mich wie das Jauchzen, das einem Sieger tausendstimmig entgegenhallt, wenn er in rasender Hast und fiebernder Kraft die Zielgrenze durchrennt . . .

Leben!
Ich will leben! . . . .

* * *

Gertrud, in jenen Augenblicken, als ich das Leben wieder gewonnen hatte, fühlte ich etwas in mir aufstehen, groß, stark werden . . . was ich noch nie in meinem Mädchenleben empfunden hatte . . . es war mir als legte sich eine feste, treue Hand in meine . . . .

Das Gefühl der Achtung. —

Selbstachtung!

Ich hatte etwas Hohes, Mächtiges gewonnen — und merkte auch sofort: Das ist keine Scheingröße . . . das ist kraftspendender, dauernder Besitz!

Ich hatte mir einen Besitz erworben: Selbstachtung!

Ich war nicht mehr arm! . . . .

Von jenem Tage an lernte ich ein Wort verstehen, das ich, wie viele andere als leere Phrase in mich aufgenommen hatte: Schule des Lebens.

Dann schrieb ich auf einer offenen Postkarte an Leutnant Muckl: „Feigling! Gemeiner Feigling!

Hedwig German.

* * *

Wenige Wochen später ging ich nach Wien.

In der Universitäts-Frauen-Klinik erfuhr ich Papas Tod. Mama hatte sich mit Irmingard vollständig zerschlagen.

In die Glanz- und Scheinkomödie, die Irmingard die Stolze, in der Provinzialstadt, in die ihr Mann versetzt worden war, aufführte, warf die Armut der Mutter und Schwester einen düstern Schatten.

Irmingard aber wollte ungetrübt glänzen. So hatte man sie ja erzogen.

Sie stieß Mama und Betty von sich. Mama hat so die Früchte geerntet, die sie sich in ihrem „Liebling" großgezogen hatte.

Betty ging in Dienst.

Mama führte bis zu ihrem Tode — vor zwei Jahren — die Filiale einer Großbäckerei in München. —

Dann zog es mich nach der Heimat.

Vater und Mutter waren tot.

Die Jugend war tot.

Und die Bekannten und Verwandten . . . . ? Ach, hat mir auch nur eines je die Fingerspitze zum Halt geboten? Was kümmere ich mich um fremd gewordene Menschen?

Und die Freundinnen — Jugendfreundinnen?

Hatte ich mir nicht einen Besitz erworben, der machtvoll in mir stand, ein immer treuer Freund — die Selbstachtung, die aus ehrlicher, mühevoller Arbeit sproßt! . . .

Ich hatte arbeiten gelernt; ich kam nicht als Bettler zurück.

Nicht als Besiegte . . . ich war Siegerin geblieben, in einem entsetzlichen Kampfe!

Ich kaufte mit meinem bischen Ersparten von den Erben die Leihbibliothek der Louise Hoffmann. Sie trägt soviel ein, als ich für mich und mein Kind brauche.

Zudem gebe ich Klavier-Unterricht und habe eine ziemliche Anzahl von Schülern und Schülerinnen.

Ich habe mir im Laufe der Jahre im Klavierspiel manche Erfahrung und eine genügende Technik gesammelt; in allen meinen Stellungen war mir meine Fertigkeit im Klavierspiel Empfehlung und Behelf.

Wie oft habe ich Deiner Worte gedacht, die Du zu mir als Seminaristin gesprochen hast, wenn Du meinen Eifer im Klavierspiel lobtest —:

Vielleicht ist Ihnen dieses Können im Leben einmal von großem Nutzen."

* * *

Da wurde die Türe aufgerissen und ein etwa sechsjähriges Mädchen stürmte herein.

„Mutter," sagte es — und stellte die gefüllte Milchpitsche

auf den Boden .... „sieh einmal, was mir die Milchfrau gegeben hat!"

Es hob mit der einen Hand aus der gefalteten Schürze drei Marzipan-Stückchen in die Höhe ....

Da wurde das Kind Gertruds ansichtig ... und verstummte.

„Edeltraut, gib der Tante Gertrud die Hand!" sagte Hedwig German. Und German sah in ein liebes Kinderangesicht ...

„Ganz Deiner Mutter Ebenbild," sagte Gertrud leise und strich dem Kinde durch das volle, braune Haar ...

„Morgen früh werde ich wiederkommen; was wünschest Du Dir, Edeltraut?"

„Eine Puppe."

„Soll sie groß sein?"

„Groß."

„Gut! — und dann?"

„Wenn sie schläft, soll sie die Augen schließen."

„Ja, und dann?"

„Und wenn sie wach wird, soll sie Mutter rufen!"

„Das soll sie — und dann?"

„Und wenn sie nimmer folgen will, dann soll sie mit den Beinen strampeln —"

„So!"

„Damit ich sie dann klopfen kann! ... "

„Ei! Hat Dir das Deine Mutter wohl auch öfters getan?" — —

Da hing das Kind am Halse seiner Mutter ...

* * *

Dann schlief es lange schon im Bette.

Noch immer saßen die beiden Freundinnen beisammen. Der Mond war weit in das Zimmer eingetreten und sah in dem noch so jugendlichen Antlitz Hedwig Germans manch tiefe — scharfe Furche eingerissen ... und sah tief im klaren Aug den trotzigen Glanz als sie sprach: „Mein Leben, Gertrud, hat ein klares Ziel.

Ich will mein Kind zu einem vollen Menschen machen. Ich will es vor all den Äffereien bewahren, welche man mir, wie jedem Mädchen sogenannter besserer Stände anerzogen hat und anerzieht —, von denen ich mich erst nach jahrelangen Kämpfen . . . wie von einem Faschingsplunder — befreien konnte.

Ich will in diesem Mädchen nie das Bewußtsein aufkommen lassen, als sei es von einem schwachen Geschlecht.

Schwaches Geschlecht?

Hätte der Feigling, dem mein Kind sein Leben dankt, hätte der Feigling, das durchgekämpft, was ich durchgerungen habe — durchstreiten können?

Der Schwächling!

Ich kenne das Ende solcher Willensgrößen . . . . eine Kugel in das zappelige Gehirn!

Schwächling — und Repräsentant des starken Geschlechts!

Ich aber —!

Herrgott . . . wenn ich zurückdenke, wie hat man mich erzogen!

Wie hat man mir immer und überall beigebracht durch Wort und Beispiel — ich sei schwachen Geschlechtes, ich sei auf den Schutz und Schirm, auf die Gnade und Liebe des Mannes angewiesen!

Wie hat man mir das Gefühl der Schwäche, der Geringwertigkeit, der Unselbständigkeit und Ohnmacht in so schamloser Weise anerlogen

Wäre ich je zu so blinder und blöder Hingabe herabgesunken, wenn man mich nicht zu stumpfsinniger Demut, zum Götzendienst vor Manneskraft, Mannesmut, Mannesskönnen — und Mannesedelmut erzogen hätte?

Jetzt nachdem ich klar schauen gelernt habe, jetzt sehe ich, welch ein feiges, verlogenes, unwürdiges Spiel man mit mir getrieben hat.

Jetzt sehe ich, daß das, was man mich am Manne sehen lehrte . . . . die Entartung des Mannes war. — —

Warum hat man meine Kräfte stets niedergehalten?

Warum hat man mich zur eleganten, koſtſpieligen Tagdieberei, zum Nichtstun, zur Träumerluſt und Vergnügungsſucht herangeſchult?

Warum hieß man und ließ man mich die Jugendjahre und Jugendkräfte vergeuden — in Spielerei und Sehnſüchtelei und Tändelei?

Hat man mir nicht jederzeit geſagt: Arbeit ſchickt ſich nicht für ein Mädchen beſſerer Stände —?

Arbeitgefeſtete Hände, ſonnenverbranntes Antlitz — Schweißgeruch . . . .

Der Mann, der dich einmal feilſchen will, will zartes, blendendes Fleiſch und weiße, kleine Hände, die mit ihm tändeln — und feiner Odeurduft ſoll ſeine Sinne reizen!

Hätte man mich etwas lernen laſſen, hätte man meine Kräfte entwickelt, hätte man mir ein ernſtes, würdiges Ziel geſetzt — hätte man mich nicht immer wieder eingelullt mit dem alten Mädchen Sing-Sang —: Lieb und Liebe — hätte man mich in Wettarbeit treten laſſen mit den Herren der Schöpfung, ich wäre nicht unterlegen, ſo wenig wie Du, Gertrud, unterlegen biſt . . . .

Dann ſtünde ich jetzt nicht als Schiffbrüchige in dieſen Winkel gedrückt, Tag für Tag den kärglichen Verdienſt erraffend — halb flügellahm — und kampfzerſchunden — eine Invalide . . . .

Dann ſtünde ich da wie Du — frei und groß — und ſähe keinen über mir —!

Die Guten nur erkenn' ich neben mir!

Wie Du! — — —

Oft wenn ich ſcheu und ſeitlich durch die Straßen gehe — — erſt neulich ſah ich einen meiner Junggeſpielen —; er war immer ein willenarmes, dummes Kind, ein Knabe mit gut gefüttertem Leib und trägem Gehirn. — — Wenn er mit uns ſpielte — mit uns Mädchen — übte faſt jedwede gerne an ihm Großmut; — es reizt den Starken nicht, am Schwachen ſeine Kraft zu üben —! und jetzt . . . in Amt und Würde eingeſetzt, mit Titel und mit Rang gerüſtet, im ſicheren, gut bezahlten und bequemen Dienſt . . . jetzt geht er hochgehobenen Hauptes durch die Straße — ein Regent,

— umnickt, umſchwärmt von junger Weiblichkeit . . . teilt Gnaden aus . . . . bis eines Tages der große Götterwille in ihm reift . . . .:

Er greift in Gnaden dann ſich Eine aus der Menge, und hebt ſie aus dem Nichts in ſeine rangdurchſonnte Höhe . . umopfert von dem Klingelbeutel einer Schwiegermutter . . umziſcht, umzüngelt von dem Neid der anderen.

Er — — —

Und ich! . . .

Dann faßt mich namenloſe Wut! . . . Vor dieſer Spottkomödie.

* * *

Überall wo ich in meine Mädchenjugend zurückſchaue, ſehe ich Unſinn und Verkehrtheiten, welche in mich und um mich nach alten, erprobten Rezepten gepflanzt wurden, und welche um mich und in mir hochwuchſen, wie ein Dickicht mir jeden freien Blick benahmen, mir die Sinne engten — und mich zur Sklavin einer lächerlichen Geſellſchafts-Tradition machten.

Man hat mich ſo erzogen, daß ich glauben mußte: Unwiſſenheit, Dummheit, Unerfahrenheit — Naivetät in den wichtigſten Dingen des Lebens gehören nun einmal zum weſentlichen Beſtand einer „höheren Tochter". Sich vom Manne aufklären, belehren laſſen . . . . liegt nicht hierin wieder eine neue Gelegenheit, mit ihm anzuknüpfen . . . ?

Und dieſe Gelegenheiten zu ſchaffen, war doch das Endziel alles Sehnens und Trachtens einer Tochter der ſogenannten beſſeren Stände.

Warum hat man mich nie über das Geſchlecht aufgeklärt und über alles, was mit ihm in mir groß wurde?

Scham und Wut ſteigt in mir auf, wenn ich daran denke, wie man mich der Welt überließ! Ich mußte mich von den Pflegerinnen in der Wiener Frauenklinik — ſchlichte Bauernmädchen, die einige Jahre Studien im Hebammendienſte gemacht hatten — aufklären laſſen über das Wichtigſte und Weſentlichſte, über alles wie ein Kind — über alle Vorgänge

bei Zeugung, Schwangerschaft, Geburt des Menschen, über das Verhalten während dieser Zeiten, über Ernährung und Pflege des Neugebornen, über Krankheiten und ihre Vorbeugung und Bekämpfung. —

Was hat uns die Schule darüber belehrt? Nichts!

Was hat uns die Mutter gesagt davon? Nichts!

Und doch ist es das notwendigste und wichtigste Wissen eines Weibes: Das eigene Selbst in seinem Werdegang, in seinem erhabenen Zwecke erkennen zu lernen, die geschlechtlichen Vorgänge in sich zu verstehen und gesundheitlich behandeln zu lernen!

Wie viele Gesundheit wird hier aus Unwissenheit und falscher Scham geopfert! Zum Schaden des ganzen Volkes!

Das ist die altererbte, blöde, lächerliche Scham, der Ausfluß der Unwissenheit und Dummheit, in der man das Weib gelassen!

Die Aufklärung über die Menschwerdung, die Pflege und Erziehung des Menschen mit allen zugehörigen Wissenschaften ist die wichtigste Aufgabe der Erziehung! — —

„Leider ist das in fast allen Schulen noch völlig verkannt," sagte Gertrud, die den Ausführungen der Freundin begeistert beistimmte.

„Unglaublich!

Aber Tatsache.

Weithin schadende Tatsache!"

* * *

„Ich werde," fuhr Hedwig German fort, „mein Kind, wenn ich das Leben habe, wenn die Zeit gekommen ist, uneingeschränkt in allem aufklären!

Siehst Du, hier habe ich die Bücher, die jede Hebamme besitzt; die jedes Weib, jede Frau, jede Mutter besitzen soll! — Ich werde mich nicht schämen, mein Kind, wenn es reif geworden ist, in dieses Wissen einzuführen —, ich sehe darin vielmehr eine ernste, heilige Aufgabe der Mutter. —

Flirt hat man mich gelehrt in schamlosester Weise — aber die heiligsten Menschenpflichten und Kenntnisse zur Er-

füllung derſelben verheimlicht! Sie zu lehren — habt ihr euch geſchämt . . . !

Was iſt unſittlicher, als dieſe Sittlichkeit?

Von den erſten Jahren der Töchterſchule ab, jenem öffentlichen Schwindel, hat meine ganze Erziehung mir nur ein Ziel geſetzt: den Mann!

Warum bekleidete man mich über und über mit Bändern und Spitzen außen, innen — und innerſt, bis zu Hemd und Hoſe und ſeidenen Unterröcken . . .

Wie das kniſterte . . . . und purpurn und golden hervorlugte!

Für wen?

Für den Mann!

Faſt erſchrak ich, als mir zum erſtenmale dieſer Gedanke mit voller Macht und Wucht in das Bewußtſein ſprang.

Aber es mußte ja ſo ſein!

Die Mama ſagte es!

Alle meine Freundinnen taten es ſo!

Der Mann!

Ich machte mir meine Gedanken — ich hing dieſen Gedanken nach. Eine kräftige Natur, gut gefüttert, ließen ſie mir dieſe Gedanken zu einer Gewalt anwachſen, zu einer fuchtbaren Gewalt, die mich unter geſchlechtliche Träume und ſinnlichſtes Hinſehen jochte . . . und ſich aufſtaute und aufſtaute, bis ſie in gewaltigem Wogendrang jeden Damm niederriß . . . und das bischen Moral, das ich in der Schule bis zum Überdruß hatte auswendig lernen müſſen, das bischen Klugheit, Beſonnenheit und Willen — das in mir war . . . . unter Waſſer preßte wie Schilfrohr unter ſtürmende Fluten. — Hätte man meinem feſten, geſunden, drängenden Leib, der verlangenden Kraft in mir — Arbeit gegeben, ein ernſtes Strebeziel geſetzt, hätte man mich an Arbeit gewöhnt, hätte man mir Verſtand und Willen ſtark gemacht, dann hätte ich ſoviel Kraft in mir gefunden, jener Verſuchung zu widerſtehen. —

So aber — als dann der ganze Sündenplunder einer verkehrten Erziehung, die ganze Verlogenheit und Leerheit,

mit der man mich ausgestattet, die ganze scheinheilige Sittlichkeit, die man mich zur Schau tragen lehrte, vor der Wucht meines gesunden, ausgereiften Leibes zusammenplatzte, wie ein schillernde Seifenblase . . . ach —dann kamen die Gesetze und die Richter-Moral! Und wie man mich zu einem ohnmächtigen Geschöpf erzogen hat, so sah ich jetzt — als die Krone dieser Kultur —: sah ich die Ungerechtigkeit — sah meine Rechtlosigkeit!

Hätte ich mein Kind verlassen — feige — wie es der Feigling verlassen, dem es sein Dasein dankt . . . . dann wäre ich nach Männergesetzen als Mörderin gebrandmarkt und verurteilt worden. —

Er konnte es ungeschoren tun — er der Vertreter des starken Geschlechtes! — Er konnte feige vor den Folgen seiner Tat flüchten! —

Ihm — dem Herrn — den Becher voll Genuß — und freie Bahn — ihm, dem Starken! —

Die Zeche zahlt das arme, „schwache" Weib!

Und das Gesetz biligt das!

Pfui vor einem solchen Gesetze, das nach schwächlicher Männerselbstsucht stinkt!

Schmach der Weibesdemut, die die eigene Ohnmacht und Dummheit pflegt.

In meinem Kinde soll meine Rächerin erstehen! In meinem Kinde soll eine Kämpferin erstehen, welche dem Weibe die Rechte erwirbt, die jedem Menschen gebühren — gleich Mann oder Weib —, da sie nicht Rechte des Geschlechtes, sondern Rechte der Kraft sind.

So will ich mein Kind erziehen!

Darin soll das Erbe bestehen, das ich meinem Kinde hinterlasse.

Ich habe nicht Geld und Gut — aber ich habe eine andere Macht in meinen Besitz gezwungen: den Glauben an die ehrliche, sittliche Kraft!

Das habe ich in der Schule des Lebens gelernt.

Mein stolzester Besitz! — — — —

Ach Gertrud! Aber dann kommen manchmal Stunden, in denen all das in mir zu verflattern sucht! Wie, wenn ich

ſterben würde? Und mein Kind ſtünde dann allein in weiter Welt . . . das heiße Blut in ſich . . . !

Dann wäre mein Werk im Beginnen — ſchon beendet!

Wenn ich daran denke, wenn mir ſolche Gedanken erſtehen! — Nun aber, nachdem ich Dich wieder gefunden, weiß ich meinem Kinde eine zweite Heimat . . . .

Nähme mich der Tod hinweg, . . . Du würdeſt ihm die Lehrerin ſein und mehr — Du würdeſt ihm Beraterin ſein — und mehr — Du würdeſt ihm die Mutter werden . . .!

Gertrud, Du!" —

Was iſt die Freundſchaft Schönes in zweier Menſchen Herzen!

Aber wie ein Edelweiß erblüht ſie nur auf ſteiler, wegverlorener Höh'.

* * *

Ein Junitag.

Fünf Uhr morgens.

Gertrud sah von ihrem Zimmer aus über den Gauen des Auenbaches weithin die milchweißen Nebelschwaden im kraftfrischen Morgenhauche schwanken . . . . ; Da langte über die nachtschwarzen Fichtenwälder der Sonnenarm und drückte die weiße, schwankende Pracht mit Riesenhand in die hohen Saaten, daß der Tau in überperlenden Tropfen von den Halmen rieselte.

So muß es sein!
Dann wird ein herrlicher Tag. — —
War es nicht auch in ihr so?

Überlagerten ihr klares, ruhiges Denken nicht oft und oft düstere Zweifel? — Und jedesmal drückte eine strahlende Macht in ihr diese Zweifel in ein Nichts zurück!

Unmittelbar nach Gertruds Besuch in Landshut hatte sich zwischen ihr und Asen etwas ereignet.

Die Angelegenheit war — wenn auch nicht unvorbereitet, doch so plötzlich mit voller Sicherheit an sie herangetreten, daß sie erschrak.

Damals hatte sie sich Bedenkzeit erbeten.

Wie oft hatte sie inzwischen gedacht . . : „Es ist dein freier Wille, wenn du ihn zum Manne nimmst. Nichts zwingt dich dazu!

Wenn wir miteinander in die Ehe treten, so ist es nicht wie in den meisten anderen Fällen: Die Frau sichert sich durch den Mann eine Existenz und Stellung in der Gesellschaft.

Ich habe mir meine Existenz selbst geschaffen.

Und meine Stellung in der Gesellschaft —."
Da mußte sie lachen . . . ; wollte sie denn eine solche?

Ich bin was ich sein kann.
Ich gebe mir den Wert, nicht die Gesellschaftsgesetze.
Wenn ich also in die Ehe trete . . . , ich erkenne nicht den Retter in dem Manne, nicht den Erhöher . . . den Erlöser . . . ; ich erkenne nur den Genossen in ihm, den Mitarbeiter, den Freund! Ich will ihm nicht untertan sein! — nein! — Das wäre lächerlich! . . . . ich will ihm gleich sein, in meiner Art.
Er wird sich nie als mein Herr fühlen wollen — und wird mich nie als seine Dienerin ansehen können! —
Nicht einmal meinen Mädchennamen will ich ihm opfern.
Wir wollen nebeneinanderstehen, wie unsere Namen sich aneinanderknüpfen.
Soll ich mich als gebildetes Weib einer uralten Sitte fügen und mich schon äußerlich in den Schatten des Mannes drängen lassen? Nein!
Das ist ja nach dem, was sich zwischen uns seit nahezu acht Jahren aufgebaut hat, ohnehin ausgeschlossen! Wir wollen so ein Pärlein sein, das ein Bündnis schließt:
Gleichen Wert. Gleiche Rechte. Gleiche Pflichten. Gemeinsame Arbeit, gemeinsamen Lohn, Vertrauen, Hingabe, — Liebe . . . ?
Nun ja, gewiß Liebe . . . Die geläuterte, geklärte Liebe: oder das bezeichnendere Wort hierfür: Freundschaft.

* * *

Es war acht Uhr morgens, als Gertrud mit diesen und ähnlichen Gedanken auf ihr Dienstzimmer zurückgekehrt war.
Ein großer Teil der Zöglinge war seit sechs Uhr im Freien tätig. In der Puten-Zuchtanstalt, in den Kückenheimen, in der Fischzucht-Anstalt, in den Gartenkulturen, in den Wiesen und Feldern herrschte überall reges Leben. Und junge Kraft tummelte sich!
Wie lieb sie diese Jugend gewonnen hatte!

Manchen Feuerkopf, manche ungestüme Drängerin, manche ruhig erwägende, sichere Arbeiterin, manche leidenschaftliche Natur, manche stille Träumerin hatte sie kennen gelernt!

Wie oft mußte sie der Trägheit, bequemem Sinn, dem Unverstande . . . am meisten aber verweichlichten, an Tändelei und Zärteleien gewöhnten Schülerinnen entgegentreten!

Und wie so manche von diesen verwöhnten Schülerinnen, welche auf Zehenspitzen in die Zuchtanstalten eintraten, um die Glanzlack-Stiefeletten nicht zu beschmutzen, welche beim Anblicke der Gartenhacke, des Rechens, der Schaufel und des Steckholzes Entrüstung auf ihrem Kindergesicht zur Schau trugen, als würde ihnen etwas Unehrenhaftes zugemutet — verließen die Anstalt, und hatten Freude an der gesunden, nützenden, Geist und Leib betätigenden Arbeit gewonnen!

Kamen doch schon Briefe von Schülerinnen, welche vor einem oder zwei Jahren die Anstalt verlassen hatten, an Gertrud — und benachrichtigten sie mit begeisterten Worten über selbstgemachte, praktische — und gelungene Versuche.

Und was wollte sie mehr?

Das Wertvollste, das Kostbarste, was Erziehung und Bildung der Jugend als führenden, wirkenden Besitz hinausgeben kann, als Ausstattung, als Vermögen — ist die Fähigkeit und Liebe zur Tat, die Begeisterung für das Gute, die Freude am Schönen und der Glaube an das Nützliche!

Das ist die Seele einer jeden wahren Erziehungsbildung.

Diesen Gedanken schrieb Gertrud eben in ihr Tagebuch, als Asen hereingestürmt kam.

„Der Bestand der wissenschaftlichen Schule ist gesichert! Eben ist die Ministerialentschließung eingetroffen, welche den Absolventinnen der wissenschaftlichen Schule den Übertritt an die Universität gestattet — vorläufig zum Besuche einzelner, speziell bezeichneter Fächer. Damit kann man sich ja für die nächste Zeit zufrieden geben.

Hier, lesen Sie!

Es ist viel erreicht!“

Dann schwiegen beide.

Durch die weiten, offenen Bogenfenster von Gertruds Dienstzimmer übersah man fast die ganze Anstalt —: Gebäude, Kulturen, Gärten, Geflügelzucht, Wiesen und zwischen den jungen Forstkulturen blitzte in blendenden Lichtern ein Stückchen des Immensees herüber.

Hin und wieder hörte man einen Scherzruf, den übereifrigen Plauderton oder das helle Lachen der arbeitenden Schülerinnen herauf und das kühle Zimmer durchflattern.

„Sehen Sie hinaus," sagte Asen . . . „das ist unser Werk!"

Seine Stimme klang gedämpft, und Gertrud fühlte sofort die verhaltene Wonne, die in ihr klang und nach ihr langte, wie eine liebe, warme Hand. —

„Unser Werk!" wiederholte sie mit leiser, fester Stimme, und wandte das schöne Haupt, um hinauszusehen, und sah wie Asens Auge voll auf ihr ruhte. . . . .

Da zuckte sie zusammen, wich seinen Blicken aus und schaute durch die weitgeöffneten Fenster ihr Werk vom blauen Tag umstanden.

Ein stolzes, frohes Gefühl durchrauschte sie.

„Somit sind wir am Ende . . ." sagte Asen mit leisem, innigem Ton wie vorher.

„Am Ende . . .? sprach Gertrud leise nach.

„Die erste Auflage unseres Werkes liegt fertig gedruckt in unseren Händen!"

„Ja, die erste Auflage," sagte sie mechanisch nach.

„Das Werk siebenjährigen, mühevollen Ringens . . ."

„Sieben Jahre! . . . Ein gut Stück unseres Lebens!"

„Gemeinsamer Arbeit!"

Sie schwiegen beide.

„So ein Tag, wie der heutige — ist ein Festtag ersten Ranges."

„Ein selbstgeschaffener," fügte Gertrud bei.

„Ein Weihe- und Gedenktag, so lange wir leben —! Und der Einzelne ist hier Glaubender und Opfernder." —

„In diesem Falle müssen wir wohl zutreffender sagen: wir beide . . .!" sagte Asen . . . und lächelte.

„Sie haben Recht . . .“ erwiderte Gertrud und ihr Auge blitzte rasch nach seinem hinüber.

Eine leise Röte überhauchte ihr Antlitz.

„Und das Opfer . . .? in Asens Stimme flammte ein heiser Ton auf.

Da hatte sich Gertrud rasch erhoben, hielt Asen die Hand hin und sagte: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen! . . .“

„Ich darf diesen Dank nicht annehmen!“ sprach er mit ruhiger, fester Stimme.

Sie sah, wie das Leuchten seiner schwarzen Augen tief in ihre Augen tastete.

„Und das Opfer?“ wiederholte er nochmals mit leiser, wonniger Stimme.

Da fühlte sie, wie die Manneshand in ihrer Frauenhand leicht erzitterte.

Sie schwieg und sah an ihm vorüber ins Freie.

Die Bedenkzeit, die Sie sich ausbedungen haben, ist mit dem heutigen Tage zu Ende. — Was ist Ihr Entschluß?“ sagte er leise. — Seine Stimme bebte.

Sie zuckte zusammen —; eine heiße Wonne strömte aus seiner Hand durch ihren schönen Leib —; unwillkürlich zog sie rasch ihre Hand aus seiner.

Es kam wie eine Verklärung über sie. Sie sah mit weit geöffneten Augen nach ihm — als dem Manne, als müßten ihre Blicke sein ganzes Wesen durchschauen — und sie sah wieder jene gewaltige Pracht in sich erstehen, die sie schon einmal in ihrem Leben gefühlt . . . .

Wie ein Föhnsturm, der einen jungen Hochwald durchrauscht . . . und seinen heißen Wonne-Atem in Quelldunkel und märchendurchlispelte Tannennacht haucht . . . hohe Zeit im Jahre . . . .

Die Wonne des Knospens und Grünens; das Wachsen und Blumen und Fruchten — das Leben hat seine höchste Kraft erreicht . . . die Zeit der Sonnenwende ist nahe — Sommersonnenwende! — — — — — — — — —

Da hielt sie ihm beide Hände entgegen — und ihre klare Frauenstimme sagte fest und innig:

„Ja, ich will!“

„Gertrud!“

Es war ein Jauchzen in wenig Lauten.

Dann schloß er sie in seine Arme, — lange — innig: — Und sie küßten sich.

* * *

„Gestehe mir, hast Du schon früher gedacht — wie heute: Der soll mein Mann sein?“ sagte Asen später einmal.

„Ja, das habe ich öfter gedacht, besonders die erste Zeit. — Manchmal war es mir, als müßte ich vor Dich hintreten und leise sagen mit brennenden Augen: „Du! — Mann —!“

Dann aber fühlte ich sofort wieder, wie sich jemand neben mich setzte mit klugem Munde und auf mich einsprach wie eine treue, liebe Freundin —: Willst Du wieder zurücksinken in jene Ohnmacht, aus der du dich emporgearbeitet hast, willst du die um Gnade eines Mannes bitten? —

Willst du als vermögensloses Mädchen von seiner Gnade leben! Erwerbe dir erst einen Besitz, mache dich vermögend! — Dann . . .

Hast du das hohe Ziel aus dem Auge verloren, das du dir gesetzt? — Und wenn du es erreichst — erreicht hast — willst du dann noch Wünsche haben, unzufriedenes Menschenkind? Träume nicht! — laß dich von heißen Sinnen nicht knechten! Arbeite!

Da war ich wach.

Und sah wieder klar und sah mein Ziel — unser Ziel — herrlich und mächtig in der Ferne wie das Hochgebirge ragen, das dem Wanderer in der sonnenheißen Ebene als ersehntes, schattenbietendes Ziel entgegenwinkt. —

„Wie wollen wir es nun halten?

Ich will Dir sagen, was ich in den letzten Tagen mir erdacht:

Was wollen wir sein? . . .

Zwei, die ein Bündnis schließen.

Jeder seiner Selbständigkeit sich bewußt.
Keines auf des andern Gnade angewiesen.
Die Achtung soll händereichend zwischen uns stehen.
Du sollst stolz auf mich sein!
Bin ich es doch auf Dich!
So wollen wir neben einander gehen.
Nebeneinander!
Freunde wollen wir sein!
Mit Leib und Seele verbunden.
So wollen wir uns beraten.
Gesittet und gebildet.
So wollen wir uns genießen!
Die Tage . . . bis das Alter kommt!

* * *

Schon liegt die Jugend hinter uns!

Jene große, gewaltige Leidenschaft — die in unsere Seele springt, wie das Morgenglühen eines wunderbaren Tages — alles überleuchtend mit Feuerschein — jenes erste, tausendfältige Aufknospen der Sinne, jener fesselloſe Wonnejubel, der Leib und Seele ineinander klingen läßt wie Sturmeswind und Meereswogen, jene erste und heiligste der Leidenschaften im werdenden Menschen, die uns durchgeht, wie Lenzesprangen — unter jedem Hauche sproßt frisches Grün — die Wälder hallen — es klingt der Bach — die Blume schwenkt den Duft in alle Winde — und werbend wirft der Vogel seinen Schrei in warme, wellende Lüfte —: die erste Liebe — liegt hinter uns, ein durchwandertes Paradies. —

Wie viel Segen liegt in ihr —!

Wievielen wurde sie zur lebenslangen Qual?

Denn die Leidenschaft sieht die Erde nicht unter sich, die ruhebietende — sondern stürmt planlos ins Unendliche — ein toller Traum —!

Dir darf ich es doch sagen, daß ich sie gelebt!

Und Du?"

„Auch ich hab sie gelebt . . . Aber die Vergangenheit hat nur ein Recht, soweit die Zukunft auf ihr weiterbaut.

Laß uns lieber von dem nun reden, was um uns steht mit hellem Prangen," sagte Asen.

* * *

„Es wird noch einen Kampf kosten, bis wir beide der Öffentlichkeit gegenüber vereint sein können," sagte Gertrud ein andermal, als sie mit Asen beisammen saß.

„Ich glaube nicht, daß man mir die Ehe ohne weiteres rechtlich zubilligen wird; denn ich bleibe in meinem Amte!

Ich bleibe, was ich geworden bin.

Das ist doch selbstverständlich! Ich werde doch nicht die ganze Arbeit, das ganze Werk meines bisherigen Lebens wie ein Nichts beiseite schieben!

Ich werde doch nicht meinen ganzen Besitz, den ich mir so mühevoll erworben, der mein Stolz ist, meine Kraft ist, der mich zum gleichwertigen Menschen gemacht hat — als wertlos von mir werfen.

Niemand — kein Mensch würde es wagen, das dem Manne zuzumuten!

Es dem Weibe *nicht* zumuten — ist wieder etwas Neues!

Wenn ein Weib anfängt, selbständig zu werden, wenn es sich von der alten Tradition loslöst, wenn es sich durch die veralteten, lächerlichen Regeln und Gesetze, die es wie ein Dickicht umstehen, einen Weg bahnt ins Freie und sagt: ich verlange, daß man mir und meiner Kraft die Rechte zubilligt, die man jedem Manne unter den gleichen Verhältnissen als selbstverständlich zugesteht — das ist neu!

Und dieses Neue ist noch nicht erkannt, es ist noch nicht verbucht, weder in der Gesellschaft, noch in den von den Männern geschaffenen Rechten und Gesetzen.

Es ist also widerrechtlich!

Somit in Acht und Bann!

Und damit beginnt die Komödie: Man sucht sofort in den Gesetzen nach Abteilung, Paragraph, Absatz, Ziffer, Litera: Wo steht das zugebilligt und festgelegt, was von diesem Weibe gefordert wird?

Nirgends!

Also!

Als wären die Gesetze eine Gottes-Offenbarung, die dem Menschen seit seinem Werden anbefohlen war und durch die Jahrtausende zu bleiben hat — und nicht eine von Männern geschaffene Arbeit, die mit den Geschlechtern kam und ging und wurde und ward und einmal wieder anders sein wird!

Und die Gesellschaft? —

Die schlägt wie ein Schulkind im Katechismus ihrer angelernten Sittlichkeit nach —: eine Frau im öffentlichen Dienste — und zugleich das Weib eines Mannes?

Bedenket die Folgen!

Das ist unsittlich! —

Steht die Taglöhnerin, das Weib des Arbeiters, nicht im öffentlichen Dienste?

Dann ist jedes schwangere Weib auf der Straße unsittlich — nicht achtungswürdig!

O ihr Scheinheiligen!

O ihr Unmündigen!

Euere Sittlichkeit ist Schacher — auswendig gelernte Kinder-Klugheit!

Ihr habt den Menschen nie anders gesehen, als durch das Gitterwerk der Tradition — als einen Sträfling ungezählter Vorschriften!

Ihr habt den Menschen in seiner freien, gottähnlichen Schönheit und Kraft noch nie geschaut! Sträflinge der Gewohnheit!

„Ich möchte das, was Du hier gegen die Männer sagst, nicht alles unterschreiben," warf Asen ein.

„Im allgemeinen trifft das ja zu,

Im besonderen aber — — —!

Haben wir nicht in einer Reihe von Männern Ausnahmen vortrefflicher Art kennen gelernt?"

„Und alles Gute, das geschaffen wurde, alles Vernünftige, Edle, Sittliche — war immer — zu allen Zeiten — der Ausfluß einiger weniger.

Mit dieſen allein kann man rechnen und rechten.
Wenige ſind die Herren, die Maſſe gibt die Untertanen.
Das wird immer ſo bleiben. —"

„Und die Geſellſchaft?"

„Aber meine Liebe! wir haben uns doch ſchon lange losgelöſt, wir ſtehen ja doch ſchon lange nicht mehr in, ſondern über der Geſellſchaft —!

Ihr Urteil kann man ruhig gelten laſſen, wenn das eigene Urteil die Achtung in ſich trägt vor unſerem Tun."

* * *

Es gab manchen unangenehmen Gang für Gertrud und manche Schreiberei.

„Ich habe immer geglaubt, Sie ganz zu kennen," ſagte Miniſterialrat Müller zu Gertrud, als ſie ihn bat, ihre Sache fördern zu helfen; „aber je älter ich werde, deſto mehr und mehr zwingt ſich mir die Erkenntnis auf: es hat jeder Menſch ſoviel geheime Winkel in ſich, ſoviel an Tiefen und Untiefen, an Tal und Höhen — daß es wohl beſonderen Forſchergeſchickes und unverdroſſener Forſchermühe bedürfte, um ſo ein Menſchenkind in ſeinem ganzen, wahrhaftigen Beſtand überſchauen zu können.

Was in meine Möglichkeit gegeben iſt, — Sie wiſſen ja, Intereſſe und Achtung verbinden mich Ihnen . . .

Meine Louiſe hat bereits Wind von der Sache. Vielleicht iſt ſie das erſte Beiſpiel, das Ihrem Muſter nachzueifern ſucht.

Sie als ihr Vorſtand — werden ihr kein Hindernis ſein."

* * *

Kurz bevor Gertrud die Eheeinwilligung unter mancherlei Bedingungen amtlich zugebilligt erhielt, war ein Brief des Bräuers eingetroffen.

Er enthielt als überraſchende Beilage einen Brief des Franziskaners an den Bräuer:

„Die Sehnſucht nach der Heimat und alte, liebgewordene Erinnerungen, die in Stunden ruhigen Gedenkens in

mir aufflattern, wie Schmetterlinge in warmen Winden, und das Bewußtsein, daß es einem alten Lebenssünder, wie Du einer bist, nie schaden kann, wenn er durch ein treffliches Beispiel erinnert wird, daß es auch noch kampfgerüstete Tugend in der Welt gibt — veranlassen mich, Dir anmit mein Bild in Photographie mit eigenhändiger Unterschrift versehen — in Gefühlen besonderer Geneigtheit zu übersenden."

Und zum Schlusse hieß es in dem Briefe des Franziskaners:

Was ist aus Gertrud Baumgarten geworden?

Wo ist sie?

Wie geht es ihr?

Schreibe mir darüber eingehend; es interessiert mich sehr. —

Und weißt Du ihre Adresse, so grüße sie mir herzlichst und sage ihr: ich habe die gelben Rosen, die sie mir einmal so verschwiegen in mein Tintenglas auf meinen Platz am Studiertische im Studentenheim in Landshut, Neustadt, Steinerbräu, Rückgebäude — gestellt hat — nicht vergessen!

Jetzt, da ich fern von der Heimat, in treuem Gedenken Dir diese Zeilen sende — stehen als der liebste Schmuck in meinem elegant ausgestatteten Dienstzimmer weiße und gelbe Rosen auf meinem Arbeitstische —. Tiefblauer Tropenhimmel wölbt sich über Dar-es-Salam — und ich höre den ewigen Sang des Meeres an die palmenbestandenen Ufer Deutsch-Ostafrikas klingen. — Da blätterte eine gelbe Rose ab — auf meinen Brief . . . . und es war mir, als fielen mit den gelben, weichen, duftigen Blättern — Erinnerungen in meine Einsamkeit:

Wieder sehe ich die Studierstube im Pensionat Baumgarten, den langen, blankgescheuerten Eichentisch — sehe den Fleiß ihn umsitzen —, stille und andächtig — den so oft Dein kecker Übermut gestört, sehe des Waldlers Sommersprossen leuchten — und aus Gertruds Zimmer klingt leise, ganz leise . . . wie das windleichte Huschen einer schillernden Libelle . . . ein Lied:

„Lehn' Deine Wang an meine Wang,
Dann schlagen die Flammen zusammen." —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einmal habe ich sie belauscht —.

Und damals, als ich sie durchs Schlüsselloch belauschte und ihres Liedes heiße Worte hörte, die von den kleinen, roten Mädchenlippen tropften — wie Purpurperlen — den Glanz in ihren Augen sah —, hellodernde Menschenliebe . . . da sah ich, wie eine lilienweiße Gestalt hoch und hehr sich über Gertrud neigte und . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da tratest Du — Friede- und Andachtsstörer, der Du immer warst — schallenden Schrittes zur Türe herein — — — und dann — — —

Daß ich mich nicht mehr vor der Welt hinter Klostermauern flüchtete, daß ich nicht Franziskaner geworden bin, — dieser Wandel der Dinge ist ihre Tat, Gertruds Tat — die Folge jener Stunde . . .!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor kurzem las ich Viktor Scheffels Ekkehard . . . und der Geschichte bedeutungsvolles Schlußwort: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden —!"

Bestanden?

Hat er sie denn bestanden?! . . .

Aber, was sage ich da! — — —

Mea culpa! . . ."

* * *

Unter dem Bilde, das dem Briefe beilag und den Franziskaner in der malerischen Uniform der Tropen-Soldaten vorstellte, stand geschrieben: Alois Öhling, Divisionspfarrer der deutschen Schutztruppen in Dar-es-Salam, genannt der Franziskaner.

* * *

Wieder sah Gertrud die klaren, grau-blauen Schwaben-Augen vor sich — sah die straffe, militärische Haltung des

Franziskaners auf dem Bilde — sah die Eitelkeit aus jeder Wölbung der schmucken Uniform hervoräugen und sah den scharfen Blick, der keck und suchend ins Leben schaute .... Wie oft und wie tief hat wohl das Leben seiner Brandung Sang in diese stille Menschenseele hallen lassen — — und Echo gefunden —?

Nun verstand sie des Franziskaners Ekkehard-Zitat.

„Hat er denn die Prüfung bestanden?! —"

Und der letzten Worte tiefen Sinn:

Mea culpa!

* * *

Noch zur selben Stunde schrieb Gertrud einen von jubelnder Freundschaft durchdrungenen Brief an den Franziskaner, teilte ihm ihre ganze Lebensgeschichte mit, all' ihr Ringen und Kämpfen — und ihren glänzenden Erfolg.

Und zum Schlusse schrieb sie: „Wie freut mich Ihr treues Gedenken, das Sie mir erhalten.

Treue gegen Treue!

Sie haben nun eine Freundin in mir — ob Sie sie wollen oder nicht — treulieb — bis ihr das Auge bricht.

Und einen Wunsch heg ich im Herzen: Wenn wir uns einmal wieder Aug' gegen Auge stehen, dann sollen Sie mir Beichte stehen.

Es ist in Ihrem Briefe dem Ekkehard entnommen das Zitat: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden!" Und was Sie dann in Freundes-Offenheit dem Bräuer mit den Worten: „Hat er denn die Prüfung bestanden?" zur Hälfte schon gestanden — liegt nicht darin der Leitgedanke eines Menschenlebens — ? —

Darf ich so ganz in Ihre Seele schauen? —

Es ist die Neugier nicht, es ist die Liebe einer Freundin, die meinem Wunsch die Flügel leiht. —"

Durch die Worte „Mea culpa" machte Gertrud einen dicken Strich und schrieb darunter festen Zuges die Worte: Mein Wille!

* * *

Ein Wiedersehen.

Frau Dr. Gertrud Baumgarten-Asen,
Vorsteherin der Allgemeinen Töchterschule
Dr. med. Asen.
Immensee-München

wies das Fremdenbuch des Hotels „Deutsches Haus" in Bad Reichenhall als letzten Eintrag auf.

Es war Ende Juli.

Die Tagesfrequenz an Kurgästen hatte ihren Höhepunkt erreicht.

Ein herrlicher Hochsommertag lockte eine Unmasse Menschen zur Morgenpromenade in den Kurgarten.

Das Konzert hatte eben begonnen.

Gertrud saß auf einer Bank hart unter der Terrasse des Kurhauses im Schatten.

Asen hatte bei seinem Eintritt in den Kurpark einen alten Studiengenossen getroffen, der hier als Saisonarzt wirkte — und sie schritten in lebhafter Unterhaltung vor dem Kurhause auf und ab.

Es interessierte Gertrud wieder einmal, das internationale Menschengetriebe zu beobachten.

Besonders die Weiber!

Ein Prunken und Flirten mit Morgentoiletten in allen Farben-Nuancen, in allen Graden raffinierter Eitelkeit — in allen Werten — von spitzenüberwellter, schneeweißer Leinwand bis zur schweren Vollseide in knisternden Falten.

Die Babys, das Töchterlein — der Halbjunge und Mamas Liebling — die höhere Tochter — die Gouvernante — der Diener in goldgestickter Livrée — alles war hier zu Schauobjekten aufgestapelt — und hatte nur die eine Auf-

gabe — die Gnädige zu umlärmen und zu umschwärmen, um ihrem Glanze vor aller Welt einen möglichst nachhaltigen und intensiven Eindruck zu verleihen.

Die Eitelkeit, Dummheit und Sinnlichkeit, mit der Macht des Geldes verbunden, feierte ihre Triumphe!

Ein bürgerliches, verkleinertes Nizza, Scheveningen, Monte Carlo . . . .

Die alte Aeffinnen-Komödie!

Das rief in Gertrud lebhafte Erinnerungen an ihren Aufenthalt in Frankreich und England wach . . . .

Aber da! — — —

So wahr ich lebe — das war Irmingard German, des Fridolin Ambachs Weib! — — —

Unwillkürlich stand Gertrud aus ihrem Schattenwinkel auf und sah dem Paare nach, das eben die Treppe zur Terrasse des Kurhauses hinaufschritt.

Er — in weißem Lawn-Tennis-Anzug, eine Reitpeitsche in den von weißem Glaceleder umschlossenen Händen, Panamastrohhut, Lackstiefeletten, Monocle — und modisch aufgedrehtem, schwarz gefärbtem Schnurrbart. —

Sie —in eleganter Morgentoilette — hellgelbes Kleid von weißem Tüll überrieselt . . . die üppige Brust in ihrer blendenden Fülle weit freigegeben — die vollen, rosigen Arme von einem hauchleisen Gewebe überwellt. —

Ihr geziertes, eitles Gebahren in Miene, Haltung und Gang, seine geckenhafte Höflichkeit, mit der er sie umtänzelte, ein Schwall von halblaut gesprochenen Worten, mit denen er sie umwarb — unaufhörlich — wie ein Tauber die Täubin umgirrt — ließen jedes scharfsehende Auge sofort erkennen, daß hier ein Paar sich gesucht und gefunden hatte, das für gewöhnlich nicht zusammengehörte.

Ein Stelldichein!

Jetzt wendete die Treppe . . .

„Es ist Irmingard Ambach, sagte Gertrud leise für sich — „und ihr Begleiter?" — Das Gesicht war Gertrud

sofort bekannt vorgekommen — sie dachte nach. — Dann erinnerte sie sich an Landshut.

Richtig! Damals war ein Oberleutnant oder Rittmeister von Chelpin bei den schweren Reitern.

Hedwig German hatte doch seinerzeit diesen Chelpin als einen der glühendsten und leidenschaftlichsten Verehrer Irmingards erwähnt.

Das kam für Gertrud so plötzlich, daß sie für einen Augenblick wie starr stand.

Dann schoß blitzartig der Entschluß in ihr auf: Da muß ich Einblick bekommen!

Diese beiden will ich nicht mehr aus dem Auge verlieren. Ich will sehen inwieweit diese Irmingard die Schamlosigkeit hat, ihren Mann zu betrügen — Fridel zu betrügen! Das muß ich sehen — unbedingt —! Hier muß ich die nackte Wahrheit sehen, gehe es wie es wolle!

Während die Gedanken in ihr auf- und abjagten, Mittel und Wege zu suchen, hörte sie, wie die beiden hart über ihr an der Rampe der Terrasse von einem blühenden Oleander gedeckt — Platz nehmen.

Wie günstig! — — —

Gertrud duckte sich rasch in den Schatten zurück und setzte sich.

Nun konnte sie, wenn sie den Kopf etwas seitlich hielt durch die Lücken im Geäst des Oleanders jede Miene der beiden beobachten, ohne Gefahr zu laufen, gesehen zu werden.

Von der halblaut geführten Unterhaltung klang jedes Wort an ihr gespannt auflauschendes Ohr.

Chelpin sagte — nachdem er Irmingard galant einen Stuhl zurechtgerückt hatte — den Panamahut tiefer in die Sirne zog und während er sich setzte, über den Tisch gegen Irmingard sich neigend — mit gedämpfter, leidenschaftlicher Stimme:

„Endlich! — Seit acht Tagen wartete ich ständig auf Nachricht! — Hol der Teufel eine solche Qual! — Die Sehnsucht könnte einen wahrhaftig zu einem Trottel machen! —"

Die Leidenschaft ließ seine Worte gegen Schluß lauter werden.

„Piano!“ mahnte sie; „man könnte uns belauschen.“

„A pah!“ Er drehte sich rasch um und sah forschend nach allen Seiten aus. „Es ist ja kein Atom von einer Menschenseele auf weiter Flur. — Alles führt vor der Kurkapelle den Morgentanz auf.“

Er wandte sich wieder Irmingard zu — neigte sich wieder über den Tisch und sagte leise und mit der außen angeklebten Innigkeit eines Schauspielers:

„ So kann ich mit der ganzen Inbrunst eines Flehenden meine Gebete auf den Opferaltar Ihrer berauschenden Schönheit niederlegen, Madonna mia Santa Irmingarda!“

Sie schlug scheinheilig die Augen nieder, ließ die Augenwimpern auf- und abzucken und rückte den Brillantring an ihrem Finger in nervöser Hast auf und nieder — als wollte sie mit all diesen Bewegungen seiner sündigen Worte Anprall von sich weisen.

Komödiantin!

Die Röte aber, die an ihren Wangen purpurrot emporzüngelte, war nur der Widerschein der in Flammen stehenden Seele.

„Was ich gelitten, diese acht Tage!“ — sprach er in gebeugter Stellung und leise weiter — „Gnädige Frau, ich bitte Sie inständig, mir diese Qual ein zweitesmal nicht wieder zuzumuten — das hält keine kriegsfähige Reiterbrigade aus, geschweige denn ein Major a. D. — Dürfte ich als Trost und Entschädigung wenigstens ein Stücklein der heiligen Gründe hören, die mich zu solchen Tantalusqualen verurteilten?“

Da blickte sie rasch nach ihm, ließ ihre Augen voll und keck in seine leuchten — dann war sie wieder ganz Komödiantin, senkte wie in anmutiger Verlegenheit seitlich das Haupt, daß er die kostspielige und hübsche Frisur ihrer strohgelben, üppigen Flechten sehen mußte, und die Rosenpracht ihres Pariser Modellhutes wie ein wonniger Wirbel von Farbe über seine Sinne langte — ließ den kostbaren, in blauen Lichtern spielenden Brillanten wieder in nervösen

Bewegungen am Finger auf und abgleiten — und ſagte dann mit erlogenem Ernſte und geſchauſpielerter Bedenklichkeit — indem ſie die ſchön geſchwungenen Augenbrauen an der puderbeſtäubten Stirne höher ſchob, und mit den blendend weißen Zähnen die Lippen ſchabte, daß der üppige Mund ſcharlachrot aufquoll —:

„Ach, es war ja immer ſchlechtes Wetter, da war „er“ — nun einmal nicht fortzubringen.“

Wie kokett und lockend klang ihre weiche Frauenſtimme!

„Er!“ —

Dieſes eine Wörtlein fühlte Gertrud wie einen Schlag ins Geſicht.

„Er“ — und dieſes „er“ bedeutete Fridolin Ambach — ihren Mann. —

Gertruds Finger ballten ſich krampfhaft in der Hand. —

„Sie glauben alſo nicht,“ fuhr Chelpin fort, „daß „er“ plötzlich auftaucht — hier — vor oder auf der Terraſſe und uns — ein eiferſüchtiger, zürnender Gott, ein Gott der Rache — eine Scene macht —? Sakrament, das wäre fatal!“

„Nein!“ erwiderte ſie leiſe, aber beſtimmt.

„Nein?“ ſprach er mit gedämpftem Jubel nach. — „Sie Seraphin, Erz- und Ober-Engel!“

„Übrigens“ — Chelpin ſah ſich wieder um — iſt hier ein geradezu ideales Plätzchen. Die Oleanderſtöcke decken nach zwei Seiten und gewähren doch weithin freien Ausblick. — Wenn „er“ wirklich käme, es wäre mir leicht, durch eine der Saaltüren unbemerkt abzutreten.“

Da lächelte Irmingard — als wollte ſie ſagen: unnütze Sorge!

Dieſes Lächeln war echt!

Und gemein!

Wie gemein!

Ein Schauer überrieſelte Gertrud.

Aber ſchon war Irmingards Antlitz wieder halb und halb Maske als ſie in ſcheinbar ganz gleichmütigem Tone erzählte — das kokette Spiel vor vorhin erneuernd:

„Er ist schon mit dem Frühzuge nach Berchtesgaden gereist. Glauben Sie nicht, daß das schöne Wetter jetzt länger anhält?“

„Gewiß, Gnädige, ich glaube es felsenfest.“

„Er wollte unbedingt, daß ich mitfahren sollte. In dieses Berchtesgaden mit Königssee und Bartolomä ist er rein vernarrt. — Und wenn ich mich nicht so energisch gewehrt hätte, so säße ich jetzt für Wochen hinaus in irgend einem einsamen Bauernhause eingemietet und könnte jeden Tag in die Riesenzahnlücken des Watzmann starren, den Achenweg entlang nach dem Königssee laufen — nach Bartolomä gondeln .... und mich zu Tode langweilen! Ich habe nun einmal für diese Berge und Seen, Gipfel und Hänge kein Interesse, ein bis zweimal lasse ich mir so eine Schwärmerei gefallen — aber öfter! — Ach, mich langweilt das!“

Sie hatte sich warm gesprochen und mutig.

Einige Herzschläge lang wandte sie ihr hübsches Antlitz Chelpin zu, als wollte sie aus seinen Mienen den Dank für ihre Entschlossenheit und die Anerkennung ihres Geschmackes abschauen.

Chelpin, der erfahrene Weiberkenner, hatte Irmingards eitles Verlangen sofort durchschaut — und nützte die winzige Pause, um Irmingard schmeichelnd halblaut zu erwidern: „Ganz mein Geschmack — holdseligste, gnädigste, wunderschöne Frau.“

Irmingard tat, als hätte sie seine Schmeichelworte nicht gehört und als fühlte sie nicht, wie seine Blicke sie gierig abtasteten — sie sprach:

„Ich möchte unter Menschen sein! — Ich muß! —

Ach, wie ich mich jedes Jahr fortsehne, aus der Kleinstadtatmosphäre der Kreishauptstadt, in die wir versetzt wurden. Wie ich mich wegsehne — wie es mich fortdrängt von diesen Menschen, von diesem Ringelreihn an Weibern im Klub, in der Harmonie, im Tee- und Kaffeekränzchen, die mich ständig umlauern, jeden Schritt und Tritt, jeden Gang den ich mache, verfolgen — oder ihre Dienstmädchen hinter mir nachschicken, um zu erfahren, ob ich wirklich allein im Schloßgarten promeniere — die mich hochnasig anschnauben

und von oben herab beäugen, weil ihr Mann einen höheren Titel, Rang und Gehalt hat, als der meine — die mir schon Dutzendemale höhnisch lachend ins Gesicht gesagt haben: wie und wo ich nur die Kunst erlernt habe, mit einem so bescheidenen Gehalte wie ihn mein Mann zur Verfügung hätte — so große Toilette führen zu können. —

Die mich unsäglich schon gemartert haben — gequält, mit freundlichen Worten verhöhnt —!

Wenn ich daran denke! — O — — — Chelpin!"

Der Zorn hatte Irmingards schöne Gestalt gestrafft — das war nicht mehr geschauspielert — dieser Zorn war echt, und durchstürmte die Seele mit wehender Fahne als sie weitersprach:

„Jede Ansichtskarte, die ich erhalte, wird beobachtet! Der Herr Post-Offizial liest sie, der Expeditor, der Briefträger, die Hausfrau befragt ihn, die Frau Rat hat es von der Frau Post-Offizial erfahren — — und erzählt es im Vertrauen weiter, und im Kränzchen ist es für Tage hinaus das Hauptgespräch. —

„Ihr letzter postlagernder Brief — Chelpin —! Das dürfen Sie mir nicht mehr tun! . . . . unter keiner Bedingung mehr! —"

Sie sah nach ihm und aus ihren Blicken blitzte ein wonniger Tadel nach ihm.

Halb verwirrt von ihrer tadelnden Anmut — wollte er eben in Verteidigung einfügen —: „Aber . . ."

„Kein aber! Was ich ausgestanden habe! Gräßlich! Entsetzlich!" — — —.

„Ich bin zu jeder Buße bereit," sagte er bescheiden.

Sie unterbrach ihn — und fuhr mit Entrüstung weiter: „Ich schicke die Köchin auf die Post . . . sie ist unbedingt verläßig! — In dem Augenblick, als ihr am Schalter der Brief ausgehändigt wird — tritt die Rat Meier herein — die General-Klatschbase — nimmt ihr einfach den Brief wie im Spaß aus der Hand —."

Chelpin mit Entrüstung: „Unerhört!" —

„Liest die Chiffre . . . "

Chelpin (hitzig): „Frechheit!"

„Ei, ei — erhalten Sie postlagernde Briefe?"

„Da hört sich doch alles auf!" — Chelpin war halb aufgesprungen. —

„Und dann — meine Köchin sagte mir zwar, sie hätte gesagt: Der Brief sei für sie selbst. Es scheint aber doch nicht der Fall gewesen zu sein — denn — als ich am andern Tage in das Kränzchen pragmatischer Beamtendamen kam — schon über die Treppe hinauf schallte mir ein babylonischer Sprachenwirrwarr entgegen."

Chelpin lacht.

„Ja, Sie können leicht lachen!"

Chelpin lacht noch mehr.

„Als ich dann in das Zimmer trat, wie mit einem Schlage lautlose Stille — wie auf einem Dorffriedhofe."

Chelpin lacht laut und dröhnend.

„Und denken Sie sich, alle Damen sitzen da, steif wie Grabdenkmäler — wie Mitglieder einer heiligen Feme."

Chelpin biegt sich vor Lachen.

„Und schauen wie mit einem Blicke nach mir." —

Aus Chelpins Augen tropfen unter ständigem Lachen die Tränen —; er vermag nichts weiter zu sagen als: „Großartig!"

„Ach, was ich damals ausgestanden habe — tagelang — nächtelang, vor Angst, es könnte mein Mann etwas davon erfahren!"

„Sie Holdseligste aller Holden!" sagte er girrend wie ein werbender Tauber — und suchte ihre Hand in seine zu ziehen.

Sie aber entzog sie ihm rasch, — und nun war sie wieder ganz Schauspielerin — ließ den Kopf seitlich sinken wie eine von Sonne ermattete Blume — ihr strohgelbes Haar glänzte wie flüssiges Gold in der Sonne, ihre weißen, sorglich gepflegten Finger spielten wieder nervös mit dem Brillantringe — und einige tiefe Seufzer ließen die blutrote Rose, die sie am Mieder zwischen den Brüsten angesteckt hatte, oftmals und heftig auf- und abschaukeln, wie ein

Schifflein bei ſtürmiſcher Hochſeeflut — und zu dieſem ſinnenreizenden Bild ſagte Irmingard nur noch eines — hauchleiſe und lieb:

„Entſetzlich, was ich ausgeſtanden habe — Deinetwegen!“

Die Wirkung dieſes letzten Wörtchens war eine frappierende: Chelpins Geſtalt reckte, ſtreckte und dehnte ſich, wie von einem Magnet angezogen —; in ſeinen Augen loderte in trüben Lichtern die ſinnliche Gier, als er ſich über den Tiſch hinüberneigte und leiſe, wie von Leidenſchaft durchbrandeter Luſt ans kleine Ohr ihr ſagte: „Schatz!“

Da trat ein Kellner aus dem Saal über die Terraſſe auf das Tiſchchen zu.

Chelpin ſagte laut und mit der Miene eine höflichen Begleiters: „Hören Sie, Gnädigſte — eben ſpielt die Kurkapelle den hübſchen Walzer: Lieben iſt keine Sünd' — keine Sünd! —“

Er ſummte die Melodie mit — „das klingt doch entzückend,“ fügte er zugleich mit geſchauſpielertem Ernſt hinzu — „und paßt vortrefflich zu dem herrlichen Tag, der heute nach langer, trüber Zeit erſtanden iſt.“

Irmingard ſummte als Antwort leiſe das Walzerlied vor ſich hin — und ſtarrte — während Chelpin dem Kellner Aufträge gab — als wäre ſie ganz in Träume verſunken — nach dem tiefblauen Morgenhimmel über dem Tal der raſchen Saalach.

Der Kellner ging ab.

Ein raſcher Blick überzeugte Beide wieder, daß ſie ohne Zeugen ſeien; — noch ſummt ſie leiſe Lied und Wort — vor ſich hin: „Lieben iſt keine Sünd — keine Sünd!“ und wieder ſtarrt ihr Blick nach dem wunderbar reinen Blau des Äthers — wie gebannt. —

Da mit einemmale — wie von einem Sturm von Gefühlen gepackt — ſtieß ſie die beiden Arme in überquellender Kraft ſeitlich nach unten von ſich — drängte die üppigen Brüſte vor und ſagte, indem ſie mit brennenden Augen einen Herzſchlag lang den ſtattlichen Mann ihr gegenüber beſchaute mit wildem Verlangen:

„Nun aber bin ich frei! — Frei!
Ich bin frei!“ — —

Die wilde Luſt, die leiſe dieſe Worte durchbrandete, zeigte deutlich, daß jeder ſittliche Wille in ihr niedergetreten war.

Chelpin weidete ſich einige Momente an dem ſchönen, leidenſchaftlichen Weibe, dann neigte er ſich ſo weit als möglich über den Tiſch und ſagte leiſe: „Frei biſt Du — und mein!“

Seine Stimme glühte.

Da zuckte ſie zuſammen — in toller Luſt.

Aber mit geheuchelter Entrüſtung rief ſie ihm wie abwehrend zu: „Major!“

Er erwiderte halblaut: „Sage lieber Rolf oder Du!“

Da ſah ſie einen Augenblick in vorwurfsvollem Ernſte nach ihm, als wollte ſie ſagen: was zwingſt du mich in deine Gewalt — du wilder Mann! — Was willſt du denn von mir?

Heuchlerin.

„Glaubſt Du mir,“ ſagte er halblaut in vergnügtem Tone, „daß ich in dieſer ſeligen Stunde ſelbſt nicht mit Gott Vater — von Millionen holdſeliger, weiblicher Engel umringt, tauſchen möchte? — Glaubſt Du mir das?“

„Schmeichler!“ ſagte ſie ſcheinheilig abwehrend.

„Bitte, das muß ich entſchieden von mir weiſen! — Ich ſchmeichle nicht; ich ſage nur die Wahrheit!“ Er ſprach das noch halblaut. Dann fügte er laut hinzu, da er den Kellner kommen ſah: „Ja, ſo iſt es meine Gnädige!“

Der Kellner ſtellte eine Flaſche ſüßen Portwein und zwei Gläſer auf das Tiſchchen.

Chelpin ſchenkte ein, hob das Glas und klirrte damit an Irmingards Glas.

Der Kellner ging ab.

Leiſe ſagte Chelpin: „Nun will ich ſehen, Schatz, ob Du Mut haſt! Das ganze Glas in einem Zuge! So trinkt die Liebe! Der heutige Tag ſoll leben!

Ex!“

Irmingard hatte das Glas in einem Zuge geleert und stieß es hörbar am Tischchen auf!

Dann lächelte sie wonnig!

„Bravo, Bravissimo! — Schneidig wie ein Freischarler und schön wie eine himmlische Sünde! —

Ach — Weib!“ — — Er machte eine Geberde, als müßte er eine überquellende Leidenschaft niederdämmen.

Dann sagte er halblaut: — „und wann wird Dein naturschwärmerischer Gatte wieder zurückkehren?“

Irmingard stülpte die Lippen auf, — halb gleichgültig, halb verächtlich erwiderte sie —: „Er will erst bei Mondenschein von Bartolomä über den Königssee zurückfahren —.“

Chelpin sagte mit unterdrücktem Lachen — cynisch: „Der Mond wird heute nicht kommen. —“

Dann schwiegen beide einige Augenblicke lang und sahen wie träumend vor sich hin.

Die unheimliche Ruhe vor dem Sturme.

Plötzlich wandte sich Celpin wieder zu Irmingard, die noch immer mit halbgesenkten Augen dasaß; die paar hastig geschlürften Gläser alten, schweren Portweins stachelten die Sinne in ihm auf.

Er betastete mit gierigen Blicken ihren schönen Leib —.

Sie tat, als sähe sie es nicht.

Dann beugte er sich wieder über das runde Tischchen und fragte leise und erregter Stimme: — „Weißt Du, wie schön Du bist? — Weib! —

Irmingard wippte, während er sprach und sie beschaute — unruhig mit Kopf und Schulter auf und ab, ließ die üppigen Brüste sich stürmend heben und senken; dann sagte sie mit gesenkten Blicken, scheinheilig abwehrend:

„Nun schmeichelst Du wieder!“ —

„Beleidige mich nicht noch einmal!“ sagte er wie schmollend. —

Der Kellner kam wieder und servierte Vanille-Eis und Waffeln.

Irmingard hob langsam, mit wohlberechneter Pose ihre Augen, sah mit ruhig prüfenden Blicken nach Chelpin und sagt laut:

„Die schönen Worte sind eine billige Ware."

Chelpin lachte schauspielernd und erwiderte laut: „Das ist wohl eine Notiz aus dem Tagebuch Ihres hochverehrten Herrn Gemahls —?! —"

Irmingard zwang sich zu lautem Lachen, als wenn sie einem Witz Tribut zollen sollte.

„Das ist zu amüsant —" erwiderte sie laut.

Sobald der Kellner wieder abgegangen und außer Hörweite war, sagte sie leise — und sah Chelpin fest wie prüfend in die Augen: „Das ist keine fremde Notiz — nein! Das ist eigene Erfahrung! — Eigene — und bittere Erfahrung! —"

Da neigte sich Chelpin ihr entgegen — und sagte mit offener Leidenschaft: „Du glaubst nicht, wie ich mich nach Dir gesehnt habe — grenzenlos gesehnt! Es ist eine rasende Leidenschaft in mir!"

Irmingard wippte wieder, während er sprach, unruhig mit Kopf und Schultern auf und ab, betastete mit nervösen Händen die rote Rose am atmenden Busen — hielt den Blick noch immer gesenkt — und sagte dann leise mit scheinheiligem Vorwurf — fast kalt — „Major!"

Er aber stürmte mit wachsender Leidenschaft auf sie ein: „Weise mich nicht ab — mit keinem Worte! — Ich hätte nicht soviel Kraft in mir, das zu ertragen!"—

Und heftig fügte er bei: „Ich lasse mich unter keinen Umständen abweisen! Ich bin rasend! Toll! Zittere, zittere vor Wonne! — Widersprich mir nicht! Es hilft Dir nichts, Kind! Jedes Wörtlein dagegen facht den Brand in mir nur noch mehr an! —"

Jetzt hob Irmingard langsam den Kopf, suchte seine Blicke, ließ ihre Augen weit offen in die seinen sehen — wie hypnotisiert starrte sie ihn an, leise Röte überwallte ihre Wangen —.

Er sah das Leben, das ihre Gestalt überrieselte — zustimmende Wonne — und sprach dann in höchster Leidenschaft: „Du bist mir verpfändet —! Mein eigen! —

Geh! — wenn Du gehen kannst!

Flieh! . . . Fliehe! wenn Du es vermagst!"

Er hielt ihre bebenden Hände leidenschaftlich in seine gepreßt:

„Du schönes Weib! —

In einer halben Stunde wartet bei der Kirche Sankt Zeno ein gedeckter Landauer — hörst Du, Schatz? in einer halben Stunde. —

Wir fahren nach Mauthäusl."

„Chelpin —" sagte sie leise und scheinheilig — indem sie ihn noch immer mit offenen Augen anstarrte, wie eine Hypnotisierte.

Und wie flehend fügte sie im Gipfelpunkt ihrer Schauspielerleistung hinzu: — „Ralf! —"

Er aber hörte das nicht und sagte halb befehlend und drängend: „Nun? —"

Eine brennende Röte sprühte von ihren Wangen — sie machte Miene, als wollte sie aufstehen und gehen — als ränge sie heftig mit einem Entschlusse — sie spielte ihre Rolle mit einer glänzenden Virtuosität —.

Er zog sie an ihren fleischigen Armen, in die er seine Finger gepreßt hatte, näher zu sich — und sagte entschieden und drängend —:

„Sage ja —! Ja? — Irmingard! — Ja!"

Da bebte ihr ganzer üppiger Frauenleib, nochmals schaute sie nach ihm mit brennenden Augen — dann sagte sie mit erheuchelter Scheu — hauchleise: — „Ja!"

Der erste Akt eines Dramas!
Wie wird es zu Ende gehen?

* * *

Für einen Augenblick war es Gertrud, als müßte sie die Treppe hinaufeilen, vor Irmingard hintreten und ihr gellend in die von geiler Lust geröteten Ohren schreien: Schlechtes Weib! Gemeine Seele! —

So betrügst Du Deinen ehrlichen Mann?

So ist der Schein, die Unsittlichkeit und Schamlosigkeit in Dir groß geworden!

So hast Du deinen Mann belogen, seit Jahren betrogen!

Aber schon in kurzer Zeit gewann die ruhige Besinnung in Gertrud die Herrschaft und bei ruhiger Überlegung mußte sie sich sagen: Wem wäre damit gedient?

Dem öffentlichen Klatsche und den Skandalliebhabern.

Und im Grunde genommen, wie kann diese Irmingard — das Weib Fridolin Ambachs — anders sein?

Was sie ist, ist sie geworden: Das Produkt einer vom Grunde aus verfehlten und unsittlichen Erziehung.

Hat man sie nicht in frühester Zeit schon an Tagdieberei gewöhnt —?

Und darin wurzelt alles Nachfolgende: das gewaltige Drängen des Geschlechtstriebes und seine Vorherrschaft — und die Eitelkeit, der Flirt und Tand, der ganze Spitzen-, Schleier-, Kleider-, Duft- und Schönfärberei-Kult — um diese heiße, immer mächtiger werdende Leidenschaft scheinheilig zu überdecken —!

Hat man ihr nicht den Mann als einziges Ziel gesetzt?

Hat man in ihr nicht den Glauben großgezogen: Das Weib ist die nobelste Passion des Mannes?

Hat sie nicht von den ersten Tagen der Selbständigkeit an darnach gehandelt?

Und dann?

Dann kam die Ehe.

Neue Gesetze — Regeln — Vorschriften.

Wie viele solcher Regeln, Gesetze und Vorschriften über Sitte und Verstand und Vernunft hatte sie schon mechanisch auswendig gelernt?

Sie sagte auch diese neuen nach.

Im Innern war dafür kein Halt.

Die Leere bietet keinen Halt.

Und so blieb sie, was sie war.

So ist sie geworden, was sie ist.

Ihre Leidenschaft, ihre Schwäche blieb die einzige Macht in ihr! —

Armer Fridel!

Gertrud stand leise auf und ging den beiden, — die noch rasch einige Gläser Portwein geleert hatten, aufgestanden waren und der Treppe zugingen — den Rücken zuwendend gegen das Gradierhaus, wo sie Asen noch immer im lebhaftesten Gespräche mit seinem Freunde fand.

* * *

Am folgenden Tage, vormittags, saßen Gertrud und Asen auf der Nonnen-Höhe über Sankt Zeno. Man konnte gegenüber an den gewaltigen Felshängen des Unterberges jede Steinrille und Sandrinne unterscheiden.

So klar war die durchsonnte Luft.

Vor dem Unterkunftshause unter dem langgestreckten Sattel der Unterberges sah man weißliche Punkte in Schneeflockengröße sich lebhaft auf und ab bewegen.

„Touristen winken ins Tal hernieder," sagte Asen.

„Es ist mir, als hörte ich sogar ihr Jauchzen."

Gertrud war von der Bank hinweg mitten in den Weg getreten, hielt die gewölbten Hände vor die Ohrenmuschel und horchte angestrengt.

„Nun meine ich auch, das Jauchzen gehört zu haben," sagte sie, ohne umzusehen — „aber nur so rasch und leise, wie das Abtropfen einer Tauesperle vom hohen Blatt am Baum ins weiche Wiesengras"

Als sie sich umwandte, um zurückzugehen, stand sie nahe einem Manne gegenüber, der eben die Wegbiegung heraufgekommen war — und als er Gertrud sich im Wege stehen sah, ebenfalls stehen geblieben war und scharf nach dem hellbeleuchteten Untersberg hinübersah.

Flüchtig streifte ihr Blick sein Antlitz — und da erging es ihr wie einem Kinde, dem plötzlich etwas völlig Unerwartetes grell vor die Sinne tritt — sie starrte mit Aug und Mund in das Antlitz dieses Mannes — und sah die helle Überraschung auch auf seinem Gesichte stehen.

„Gertrud —?„ sagte er mit halblautem, unsicherem Ton des noch Zweifelnden.

„Fridel!"

Sie hielt ihm die Hand entgegen.

„Du bist es wirklich? —“ Wie Sonne lag die Freude auf seinem Antlitze.

„Ich bin es, Fridel!“

„Und hier mein Mann!“

Gertrud machte die beiden Männer mit einander bekannt. —

Dann saßen die drei geraume Zeit bei einander und erzählten sich von ihrem Leben.

„Ich wußte schon von Deiner Anwesenheit,“ sagte Gertrud zu Fridel.

„So?“

„Du warst gestern in Berchtesgaden.“

„Woher weißt Du das?“

„Von Deiner Frau!“

„Hast Du Irmingard gesprochen?“

„Nein! Zufällig im Vorübergehen an ihr habe ich davon gehört.“

Fridel sah zu Boden und schwieg. Er hatte in Gertruds Ton Frost und Härte verspürt.

Dann entstand eine kleine Pause.

„Wie lange bist Du schon hier?“ frug sie ihn.

„Seit acht Tagen wohnen wir hier.“

„Wie lange gedenkst Du zu bleiben?“

„Vielleicht noch acht Tage; dann gehe ich wieder zurück. Zu zweien kostet es zuviel und Irmingard will keine Bequemlichkeit vermissen. Sie will noch einige Wochen länger hier bleiben.

Gertrud schwieg.

„Ach, sie hat es nötig,“ fuhr Fridel fort. — „Sie hat immer mit ihren Nerven zu tun. — Merkwürdig! — immer diese Nerven! — Das ganze Jahr über ist sie nervös! — — Der kleinste und rücksichtsvollste Widerspruch meinerseits — ich meinte z. B. es würde genügen, wenn sie einen großen Koffer mit Toilette vollgepackt mit hierher nähme . . . sie hat zwei Riesenkoffern vollgestapelt mitgeschleppt — was kostet das unnötig Geld. — Dieser kleine Einwand hat sie bis zur Raserei aufgeregt!

Oder eine andere Sache, z. B.: Die Sommerfrische jedes Jahr — an einem teueren, überlaufenen, menschenüberfüllten Orte —!

Ich möchte meine Ruhe haben.

Ich möchte die Ferien zu Privatarbeiten benützen. Du weißt es ja, Gertrud! — Mir wäre ein stiller, weltentlegener Winkel von herrlicher Gottesnatur umrahmt, die Heilquelle. Irmingard geht nur in erstklassige Bäder und Luftkurorte. Natürlich in den Damenkränzchen der Kreishauptstadt wird monatelang vorher und Monate nachher von Sommerfrische gesprochen — und wer den klangvollsten Namen als Trumpf ausspielen kann, macht die anderen mundtot — wer am meisten von Toilettenneuheiten und neuen Spielpassionen und anderm Tand erzählen kann — ist Hahn im Korbe.

Und darin gipfelt Irmingards Ehrgeiz —!

So ist die Sommerfrische zu einer unheimlich kostspieligen, qualvollen Mode geworden.

Und die Mode ist Tyrannin.

Man muß!

Ach Gott!

Das Vernünftigste entartet unter schwachen Händen.

Das sind so ein paar Punkte von den vielen, in denen Irmingard und ich uns nie verstehen werden —.

Ja, ja!"

„Ach die Skandale wachsen bei uns wie die Pilze!" — fuhr Fridel nach einer Weile fort.

„Ich bin die verkörperte Nachgiebigkeit geworden!"

„Eine bedauerliche Schwäche!" wandte Gertrud ein.

„Der Starke kann dem Schwachen gegenüber großmütig sein! Mehr kann der Schwächling nicht verlangen; — aber nachgiebig, ständig nachgiebig sein, — dem verwöhnten Schwächling Herrscherrechte zugestehen — nein! — ich kenne Dich nicht mehr, Fridel!"

„Ja, Du hast leicht zu reden!" erwiderte er etwas gereizt. — „Du unterschätzt diese Schwäche. Auch die Schwäche in ihrer endlosen Konsequenz ist eine Macht!

Und will ich Irmingard einmal meine Überlegenheit bekunden, dann greift sie eben zu jenen Machtmitteln — die

sie in der Mutterschule erlernt und in sich großgezogen hat: sie weint und heult — sie schimpft mich einen Weberbuben — einen Taglöhnerssohn — einen Plebejer — der die Bedürfnisse der besseren Gesellschaft nie verstehen und würdigen gelernt hat, sie droht, sich das Leben zu nehmen — kurz — sie macht mir furchtbare Szenen —!—

Ach, wenn es wochenlang geregnet und gestürmt hat, dann greift man mit Gier wieder nach ein bischen wärmender Sonne! — Und wenn Irmingard gerade die Laune befällt, dann kann sie ja auch wieder lieb, sehr lieb sein! —"

Aus Gertruds Augen flammte ein greller Blick nach Fridels Augen — als wollte sie seine ganze Seele durchleuchten, und sie sah, daß er mit diesen Worten nicht ganz aufrichtig war. Wollte er sich in Anwesenheit Asens und nach so kurzem Bekanntsein nicht gleich mit ganzer Offenherzigkeit enthüllen? —

So war es!

Gertrud las es an seiner Miene deutlich ab.

„Und ich bin des Streites, des Zankes, des ewigen Unfriedens müde," fuhr Fridel fort. —

„Ach, solche aufregende Skandale rauben mir für Tage und Wochen jegliche Lust — und meine liebste — Du kennst sie ja: ich möchte literarisch schaffen!

Seht hier!" sagte er — und seine Worte trugen einen bitterernsten Ton in sich—. „Seht!" — und er hielt seine beiden Hände frei von sich, — sie zitterten in nervösen Zuckungen.

„So weit hat mich der ständige Zank gebracht — und mein graues Haar ist die Folge mancher schlaflosen Nacht! — nun bin ich dreiunddreißig Jahre alt! —"

Frieden will ich, Frieden . . . . !

Und wenn ich dafür dem blödesten Eigensinn dienen und dem Flirten der dümmsten Eitelkeit zuschauen muß!

Ruhe will ich, Ruhe! —

Kein Preis dafür ist mir zu hoch! —

Ja, lächelt nur darüber!

Ich will das Lachen in Euch ertöten!

Hört!

Eine schreckliche Zukunft steht vor mir! —

Das bischen Privatvermögen, das wir hatten, ist bis auf einen kleinen Rest zugesetzt.

Mein bescheidener Gehalt als Gymnasiallehrer ermöglicht es mir nicht, die gesellschaftlichen Bedürfnisse meiner Frau in dem Maße zu befriedigen, in dem sie es gewöhnt ist.

Rechnen, sparen? — sparen und rechnen hat Irmingard nie gelernt.

„Zarte Hände sind zum Ausgeben da!
Verdienen muß der Mann! —
Das Weib bietet ihm dafür Schönheit und Leib."
Das sind die Grundsätze Irmingards.

Sie würde — soweit kenne ich Irmingard — sie würde lieber hungern, als nur das leiseste von jenem Glanz und Prunk vermissen, mit dem sie sich in der Gesellschaft eingeführt hat, der nach ihrer Meinung den Maßstab bildet für die öffentliche Wertschätzung — jenem Schein und Schimmer, mit dem sie sich bisher durchgelogen hat, wie sich auch andere durchlügen.

Ich muß mir also eine neue Einnahmequelle schaffen — bis mein Gehalt einmal höher steigt — sonst stehe ich vor einer Zukunft, die mich ankläfft wie ein hundertköpfiger Drache. —

Also arbeiten!

Dazu brauche ich Ruhe!

Denn Stunden geben außer der Zeit meines Spanndienstes — als Nebenverdienst — lieber mache ich der Sache ein Ende!"

Fridel hatte sich in Erregung gesprochen.

„Trotzdem würde ich keinem falschen Gotte dienen!" sagte Gertrud ruhig und ernst.

Fridel lächelte bitter vor sich hin.

„Ich würde mich unter keinen Umständen unter das Joch des Unverstandes, der Dummheit und des Eigensinnes knechten lassen!" fuhr Gertrud fort, — „ich würde keinem töner-

nen, äffischen Götzen in meinem Hause Platz und Rechte gönnen —!"

„Sondern?" frug Fridel und sah aufgeregt nach Gertrud.

„Ich würde diesen Götzen in Trümmer zerschlagen — und damit sein Nichts beweisen!"

Als Fridel so in Gertruds Augen Kraft und Ernst auflodern sah, straffte sich auch seine Gestalt. —

„Ich würde an Stelle des zerschlagenen Götzen den wahren Tempel erstehen lassen, in dem Mann und Frau zusammenwohnen, arbeiten und genießen — den Tempel der Freundschaft, und würde die, deren Affentempelchen ich zerstört, zu ernster Mitarbeit zwingen —; ich würde einem völlig verzogenen Weibe, dem die Ehe nichts ist, als ein Spiel- und Tummelplatz lächerlicher Neigungen und die gesetzlich anerkannte Befriedigungsanstalt sinnlicher Bedürfnisse, ich würde einem so entwerteten Weibe den wahren und sittlichen Begriff der Ehe beibringen. —

Ich würde einem unmündigen, unreifen Menschen gegenüber, wie ein solches Weib einer ist, vom Rechte des Mündigen und Gereiften Gebrauch machen und sagen und vertatsächlichen: Du bist *unter* meinem Willen, solange Du nicht *neben* meinem Willen stehen kannst und stehst.

Die Ehe ist etwas Heiliges — etwas Erhabenes. Nur erfordert sie sittlich gehobene, durch Arbeit gewertete, kurz — ganze Menschen!

Nicht *gleiche* — sondern *vollwertige* Menschen! Falsch ist es vorhinein, wenn Mann und Weib in die Ehe treten und der Mann im Weibe — das Weib im Manne die eigenen Neigungen, Bedürfnisse, Gewohnheiten zu finden hofft und sucht! —

Darin liegt wohl eine Hauptursache, daß so viele Ehen gehaltlos und zu einem Stapelplatz von Enttäuschungen werden, eine Schule der Unlust bieten — die die beiden Menschenkinder wie ein Gefängnis anmutet, durch dessen Gitterstäbe man die sonnenbeschienene, lebenübergrünte Frei-

heit zu schauen glaubt — weil man nämlich an anderen das Spiegelbild der eigenen Neigungen und Bedürfnisse steht — und meint — mit diesen gleichgearteten Menschen wäre ein Zusammenleben viel genußreicher und von dauerndem Werte.

Ein vollständig falscher Glaube — aus dem ebensoviel Unwissenheit als völliger Mangel an Menschenkenntnis und an Verständnis der wichtigsten Gesetze der Natur, denen wir unterworfen sind — ersichtlich ist.

Jenes gewaltige Naturgesetz — das eigentlich die schaffende Gewalt, der Geist Gottes ist — die Macht der Mächte — Gegensätze ziehen sich an — durchklingt auch uns Menschenkinder.

Erkennen sollen sich Mann und Weib . . . in ihren Gegensätzen und in ihrem Wesensgleichen, das Gute sollen sie in sich entdecken und werten lernen — und dieses Gute wird ihrem Bedürfnisse die Weihe geben, die Kraft, die die Dauer in sich trägt —: die Achtung!"

„Ich habe mich in der letzten Zeit," sagte Gertrud nach einer kurzen Pause — eingehend und oft mit dem Kapitel „Ehe" beschäftigt —, viel darüber gelesen, viel darüber nachgedacht.

Vor allem suchte ich mir über die Ursachen klar zu werden, welche selbst hervorragende Männer veranlaßt haben, der sogenannten „freien Liebe" — eine Gasse zu bahnen.

Mit Recht?

Oder ist in diesem Vorgehen selbst bedeutender Menschen auch nichts Weiteres zu erblicken als Menschenschwäche und Menschenlaune? —

Endlich sah ich klar und sah, daß die „freie Liebe," die von manchen gefordert wird — ein Phantom ist.

Das Sittengesetz, auf welchem der Fortbestand der menschlichen Gesellschaft beruht, — steht höher als die Geschlechtslaune eines Menschengeschöpfchens. Man muß die Menschen sehen — wie sie *sind*, nicht wie sie sein *könnten*.

Phantasten und Träumer sind Schaumblasen im jagenden Strome des Werdens.

Und dann erkannte ich, daß vereinzelte Ausnahmen nicht den Wesensbestand der Regel bilden.

Jetzt, nachdem ich alle die Ursachen erkannte, welche so viele Ehen unglücklich gestalten — jetzt erkannte ich auch um so klarer — und ersah ein heiliges, unumwandelbares Gesetz darin, daß die Ehe unbedingt ein Bund fürs Leben sein muß — daß gerade darin ein sittliches Gesetz — ein Gesetz für den sittlichen Fortbestand der Kultur wurzelt. Und dann reifte in mir der Entschluß, mit allen mir verfügbaren Kräften für dieses wichtigste Recht des Weibes einzutreten und ihm die Wege ebnen zu helfen. —

Die freie Scheidung völlig wertloser, mißratener Ehen wird ja immer zu Recht bestehen bleiben und daß hierin die fortschreitende Kultur manche Erleichterung schaffen wird und muß — die Geschichte der letzten Jahrzehnte schon gibt die Beweise der Möglichkeit hiefür.

*

„Die Jugend beiderlei Geschlechtes muß aber zu einer höheren, sittlicheren Auffassung des Lebens erzogen werden," fuhr Gertrud fort.

Die Ehe muß in den Augen der Jugend, vor allem der Mädchen, nicht nur ein rein äußerliches Mittel sein, um sich Vermögen, Namen, Titel, gesellschaftlichen Rang zu beschaffen; die Jugend muß weiter, tiefer, erhabener, edler schauen lernen.

Sie muß in der Ehe eine Menschengroßtat erkennen; sie muß erkennen, daß es für Mann und Weib nichts Erhabeneres geben kann, als eine Generation gesunder, arbeitsfähiger Menschen heranzuziehen, welche mit Gewähr bietender Kraft das Erbe übernehmen können, das wir ihnen als unser Lebenswerk hinterlassen.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß die Ehe dem Weibe als ein erhabener Beruf erscheinen, als ein echter und rechter Frauenberuf.

Es muß deshalb jedes Mädchen zu einem Berufe erzogen werden, der ihm eine selbständige und nährende Stellung im Staate sichert, so daß dem Weibe die Ehe nicht mehr

als die einzig mögliche Versorgung vor Augen steht, als ein Muß, als ein Joch, unter das es sich beugen muß, wenn es in der Gesellschaft selbständig dastehen und Achtung genießen will.

In diesem „Muß" zur Ehe — liegt ja die Ursache fast aller Mängel der gegenwärtigen Ehe, — aller Mängel, welche von den Gegnern der Ehe in vergrößertem Maßstab vor aller Augen gestellt werden, — um das Ansehen der Ehe zu entwerten.

In diesem „Muß" zur Ehe liegt also der Krebsschaden für die Ehe.

Habe ich nicht Recht?" frug Gertrud.

„Also: Weg mit diesem „Muß!"

Gebt dem Weibe den freien Willen, den sittlichen Willen!

Der geistig und sittlich höher gehobene Mensch wird in der Ehe die natürlichste und gesündeste Art des menschlichen Zusammenlebens und Fortbestandes erblicken müssen.

Und die Ehe wird aufblühen zu einem Segen für Vaterland und Menschheit!

Dann wird die Ehe ein Weiberberuf werden im idealsten Sinne des Wortes."

* *
*

Das waren die Gedanken, die Gertrud beiden aufhorchenden Männern gegenüber aussprach.

Fridolin Ambach, der aufmerksam zugehört, aber bisher geschwiegen hatte, sagte mit leiser Stimme — und ein feines Lächeln belebte seine Züge: „Deine himmelstürmende Weisheit, Gertrud — hat nur das eine vergessen —, daß es unter den Menschen eine Macht gibt, die mächtiger ist als Predigerweisheit und Philosophenart: — das Geld!"

Gertrud nahm sofort mit vollem Eifer wieder das Wort:

„Du hast hier einen der wichtigsten Punkte berührt, Fridel; ganz mit Recht.

Aber ich habe in meinen Plänen diesen Punkt nicht außer Auge gelassen.

Ich weiß, daß die falsche Kultur, die Scheinkultur, die Bedürfnisse fortwährend steigert; aber eben so sicher steht fest, daß eine an Arbeit gewöhnte Frau, ein denkendes Weib, welches im Umgange mit ihren Kindern, in der Erzieharbeit, in der Führung eines anmutenden Hauswesens oder in der Ausübung eines sonstigen Berufes — mehr Lust findet,, als in kostspieligem Modekultus und kraft- und zeitraubenden Gesellschaftständeleien — mit weniger Mitteln gesünder und genußreicher zu leben weiß.

Hier muß ich eben zur Begründung meiner Behauptungen neue Forderungen anführen:

Um die Ehe zu einem idealen Frauenberuf gestalten zu können, wird es eben notwendig werden, daß man die Eheschließung erleichtert.

Man muß den Mädchen, die in beruflicher Stellung stehen, ebenso die Eheschließung ohne Aufgabe und ohne Verzicht ihres Berufes ermöglichen — wie dem Manne.

Haben nicht andere Staaten damit gute Erfahrungen gemacht?

Dem deutschen Vaterlande bleibt also sogar das Risiko des Bahntretenden erspart.

Und dann wird der Geldpunkt, mein lieber Fridel, der jetzt für die Ehe von so gewaltigem Einfluß geworden — der für viele Männer das Verhängnis geworden ist, die Veranlassung zur Ehe — und zur bittersten Enttäuschung ihres Lebens — der Geldpunkt, der den Stammbaum der künftigen Menschheit auf Rentiers-, Bräuers-, Grund- und Gutsbesitzers-Töchter zurückführen würde — — dieser Geldpunkt und die ganze heuchlerische selbstsüchtige Wallfahrt nach dem Gelde verliert dann seinen verderben- und unheilbringenden Einfluß — wenn eben dem Mädchen auch bei uns im deutschen Vaterlande jene Rechte zugestanden werden wie dem Manne, vor allem das Recht, daß das Weib in die Ehe treten kann, ohne Aufgabe seiner durch Talent und Geschick erworbenen Berufsstellung.

Und dann wird nicht mehr — wie es jetzt zum guten Teil den Anschein hatte, Dummheit und Schwachköpfigkeit das Werk unserer Tage als bequemes Erbe übernehmen – eine ungeheure Gefahr für die gesamte Kultur und die strebende Menschheit — sondern es wird auch die geistige Auslese der Mädchen, die jetzt immer mehr und mehr durch die obligate Geldheirat in den Hintergrund gedrängt wurde — wieder zu Ehren kommen — ein unabsehbarer Nutzen für Vaterland, Kultur und Menschheit. — Es werden auch wieder Talente und Kräfte reicher aufsprießen, das Errungene nicht nur ererben, um es zu Tode zu genießen —, sondern es erwerben und weiterbauen — zu neuen, herrlichen Erfolgen.

Und daß unsere Staatsregierung auch in diesem Punkte klar und ordnend in die Zukunft sieht," schloß Gertrud ihre mit heller Begeisterung vorgetragene Ansicht —, „hat sie bereits durch die Tat bewiesen:

Mein Beispiel — das Recht, das mir zugestanden wurde, soll hinleuchten wie ein Freudenfeuer über die Gaue unseres geliebten, herrlichen Vaterlandes, über der Menschen Ackerland — ein Erlösungszeichen für meine Schwestern!"

* *
*

„Alles gut und schön und vortrefflich anzuhören," erwiderte Fridel. „Aber gestatte mir, Gertrud," fuhr er nach einer kleinen Pause weiter, „daß ich Dir jungen Praktikerin und begeisterten Theoretikerin die Erfahrungen einer längeren Praxis gegenüberstelle."

Er machte wieder eine kleine Pause.

Dann sagte er: „Die Ehe —!"

Es lag ein tiefer, schwermütiger Ernst in seinem Sprechtone und ein Seufzer flog unwillkürlich über seine Lippen. —

„Die Ehe — — —.

Nunja —; ich spreche Euch gegenüber nicht von Möglichkeiten und von „Sein-sollen —," sondern von einem konkreten Falle — von meinem Fall.

Ihr habt erwähnt: Mann und Weib sollen das Gute in einander aufsuchen; darin liege für die Ehe in erster Linie Gewähr für Wert und Dauer.

Gut!

Wenn aber das eine von den beiden nie auch nur den schüchternsten Versuch macht, das Gute im andern aufzusuchen — weil ihm hiezu eben jede Fähigkeit fehlt? — und wenn das andere bei dem besten Willen und Bemühen in seiner Ehegenossin fast nichts Gutes finden kann — —. Was sagt dann Euere weise Theorie? —"

Fridels Stimme nahm einen bitteren Ernst an — aus dem man verhaltenen Zorn und Groll durchzittern hörte — „und wenn — also an Stelle der Lust die Unlust und eine ständige Quälerei getreten ist, an Stelle des Vertrauens das Mißtrauen, an Stelle der Achtung — die Geringschätzung und Verachtung platzgegriffen hat — — — weil das Weib —" Fridels Stimme nahm nun eine drohende Heftigkeit an — „nicht nur leer und öde ist — sondern auch gewissenlos — und mit der Treue spielt, wie mit einer Schacherware — — —!"

Die Heftigkeit der Worte hatte Fridel in die Höhe gerissen —; mit zornfunkelnden Augen wie ein Rächer stand er da —.

Gertrud nahm ihn bei der zitternden Hand, zwang ihn nieder zum Sitzen und sagte mit erzwungener Ruhe —: „Dann — würde ich Beweise suchen — untrügliche Beweise hiefür und handeln!"

Einen Augenblick war es ihr, als müßte sie ihm, dem alten, geliebten Freunde alles gestehen, was sie gestern gehört und gesehen hatte — und sagen: „ich gehe mit Dir, Fridel, stoße dieses gemeine Weib von Dir — noch diese Stunde!"

Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich ihrer —; aber nur einige Herzschläge lang —; dann hatte sie den besonnenen, klaren Blick wieder gewonnen — und sagte sich:

Nein! — Ich will mich nicht in das Zwitterlicht eines Denunzianten stellen! Hier darf keine dritte Hand parteinehmend eingreifen!

Er allein nur kann hier Herr, Richter und Rächer sein! —

Aber warnen will ich ihn — warnen! —

Sie sah, wie Fridels Augen fragend ihr Antlitz besahen — gespannt —! Merkte er den Kampf, der sich in ihr abwickelte?

Sie aber fuhr mit erzwungener Ruhe fort: „Wofür hast Du Deine gesunden Sinne? — Wofür hast Du den Willen stark gemacht in Dir? — Wofür hast Du dich zu einem sittlichen Menschen emporgehoben, wenn Du dich von einer böswilligen Puppe hänseln läßt? — Willst Du dir selbst zum Spotte werden? Suche Beweise für Deinen schweren Verdacht! — Ich würde in Deinem Fall zu List und Hinterlist greifen!

Der Wahrheit zuliebe!

Und wenn Du sie gefunden hast — dann handle! — handle, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern!"

Jene Minute, die Dir die untrüglichen Beweise in die Hand gibt, daß man Dich betrügt, daß man all das Gute, was Du geboten in ehrlichster Weise . . . wie Unrat mit Füßen tritt — jene Minute trägt wohl das Ende eines schmachvollen Zustandes in sich und den Anfang einer neuen gesunden Zeit —.

Ich stieße rücksichtslos von mir, was meiner unwürdig!

Wer ist der Schwächling, der, der Dich dauernd betrügt, oder der, der sich betrügen läßt?" —

* * *

Es war gegen Abend desselben Tages. Noch lange, nachdem Gertrud und Asen sich von Fridel verabschiedet hatten, sprachen sie beide von dessen Schicksal.

Asen billigte Gertruds Entschluß, hier nicht in den Gang der Dinge als Ankläger einzugreifen. . . .

Gertrud verbrachte aufgeregte Stunden.

Fridels Schicksal hatte sie tief erschüttert. Was konnten schon die nächsten Tage bringen? Wird er dem Sturme standhalten können? Ein schon halb gebrochener Mann!

Schand und Schmach diesem Weibe, das mit dem Heiligsten spielte . . ., als wäre es Kinderspielzeug!

Aber Fridel war selbst schuld daran!

Weil er auch einer von jenen war, welche aus den ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen, mit Andacht und Gier nach dem Glanze des Reichtums äugten und sich von Flitterschau und Schimmer blenden ließen!

Das ist eben das Kranke an der Armut, daß sie an den Schein des Reichtums glauben läßt.

Gertrud mußte mit ihren wogenden Gedanken ins Freie. Der Jammer, die Sorge, der Kummer, der Ärger, der sie da umtastete wie vier enge Gitterwände, sie umhüstelte, umschrie, umgeiferte, umengte, den Atem beklemmte — ach, sie mußte hinaus — sie mußte Freies, Großes, Erhabenes um sich sehen: die Natur!

Sie mußte sich höher stellen, wie ihr das in ähnlichen Lagen immer ein Bedürfnis gewesen war — von den Zeiten des ersten Reifens an —; sie mußte die Stadt, den Menschenstrom, das ganze jagende, eitle nimmerzufriedene Getriebe — unter sich im Tale sehen — klein, kleiner — eine Menge von Sonnenberger Spielwaren, die plötzlich Leben bekommen haben und nun mit Ameisengeschwindigkeit aneinander vorüber-, auf- und niederrennen —!

So schritt sie den Nonnenberg bei Sankt Zeno hinan — seiner freien Höhe zu.

Wie ein wiegender Klang aus hochstehenden Bergwiesen, drang hin und wieder ein leiser Wirrwarr an Klang und Ton herauf, das Rauschen des Menschenstromes — im Tale.

Raschen Trittes war Gertrud die Höhe hinangeschritten zu der Bank, auf der sie vormittags mit Asen und Fridel gesessen hatte.

Allein!

Sie mußte allein sein!

Es gibt Dinge in Dir, in deinem Leben, denen nur Du lauschen darfst und kannst —; jede zweite Anteilnahme entweiht sie Dir!

Gigantisch — in unabsehbarer Prachtfülle und Größe umstand sie die Natur.

Wie das wohltuend auf sie wirkte. Höhenluft und Duft des Abends sanken in sie, wie ein Hauch der Unendlichkeit.

Je höher sie schritt, desto kleiner sah sie unter sich das Städtchen, die hübschen, von Baumgrün umstandenen Villen, die belebten Straßen — den Kurgarten menschenüberwimmelt —. Launisch ließen die Windwellen hin und wieder einen Klang, eine Reihe von Klängen der abendlichen Kurmusik an Gertruds Ohr vorüberhuschen.

Fast senkrecht unter sich, in halber Höhe des Nonnenberges überblickte sie den zum hochgelegenen Hotel Bellevue gehörigen Lawn-Tennis-Platz.

Und sie sah Irmingard Ambach, die weiße Sportsmütze keck im Haar . . ., die schneeweißen, kurzen Röcke warfen im Sprunge, von der Abendsonne beleuchtet, blendende Lichter herauf — und sah ihren Gegner im Spiel — Chelpin. Im gerötetem, schweißtriefenden Antlitz, saß ihm wie ein Blindfensterlein das Monocle. —

Wie Gertrud der Anblick dieser beiden Menschenpuppen anekelte!

Irmingard Ambach! —

Welch erbärmliches Geschöpf — wertlos — lächerlich! —

Diese Frau da drunten, die vor ihrem Galan ihre Sinnlichkeit tänzeln ließ! —

Die Komödie der Lüge!

Die Komödie geiler Sinnesluft und eitlen Scheins!

Die Komödie des verzogenen Weibes! —

Gertrud mußte in diesem Augenblick an Hedwig German denken.

Die beiden Schwestern!

Welche Gegensätze!

Hedwig German!

Welch gewaltiges Ringen und Bezwingen hatte sie durchmachen müssen, bis sie aus einer Puppe, zu der man sie erzogen — Mensch geworden war!

Mit zerzausten Schwingen, halb flügellahm, saß sie verbittert und scheu in bescheidener Stube — nur heraustretend, wo sie der Erwerb des täglichen Brotes und die Sorge und Liebe um ihr Kind dazu zwang!

Die mit trefflichen Sinnen ausgestattete, kluge, immerfrohe, nach dem Leben dürstende, nach Tat und Schaffen drängende Hedwig German!

Was wäre aus Hedwig German geworden, wenn eine vernünftige Erziehung und Bildung die Fülle an Drängen und Lust in ihr zum Aufblühen gebracht hätte?

Eine begeisterte Arbeiterin!

Ein vollwertiger und glücklicher Mensch!

Hatte sie sich nicht aus dem Sumpf und Dickicht einer vollständig verkehrten Erziehung doch noch zu einem wertvollen Menschen durchgerungen? Wer so viel Kraft in sich trägt, hätte das Höchste leisten können! —

Gertrud setzte sich ins hohe Gras der Bergwiese — und dann schossen die Gedanken in ihr auf — in üppiger Fülle, wie die Blumen der schnittreifen Hochwiese um sie — und sie überdachte ihr ganzes bisheriges Leben — ihr Mädchenleben.

Wenn sie zurückdachte an die Weiber jener Schein-Höhenkultur, die sie in Paris, Nizza, Scheveningen, London kennen gelernt hatte, die in ihrem innersten Wesen nichts waren als Schmarotzer an dem mühelos ererbten Besitze ihrer Vorfahren — was waren sie ohne dieses Erbe, ohne den Haufen Geld, den ihnen andere erworben und von dem sie Tag für Tag wegschöpften? — Vollständig hilflose, ohnmächtige, wertlose Menschen — wie fühlte sie sich hochge-

wachsen, hinausgewachsen über dieses Höhengestrüpp — wie eine Edeltanne über verkümmerten Wald!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und als sie sich dann an Landshut und ihres Besuches bei Antonie erinnerte, kam ihr Olga von Thüngen wieder in den Sinn.

Olga von Thüngen! — Die liebe, stille, stets dienstbereite, fleißige, willige Olga! — Wie Gertrud nun zurücksah in jene Zeiten, in denen sie oft das Schmetterlingsleben dieser Mädchen beneidet hatte — wie anders, völlig anders lagen nun Menschen und Leben vor ihr — diese Menschen, diese Mädchen. —

Olga von Thüngen, die menschenscheu und menschenhassend, verbittert und vergrämt, gesenkten Hauptes durch die Gassen schlich — zur einsamen Jungfernwohnung — des Tages Sonne fürchtend, die sie die graue Sorge schauen ließ und ihres Lebens zielloses, nutzloses Vergehen —!

Es schauderte Gertrud!

Wer nicht mitwebt und mitstrebt am großen Werke des Lebens — ist tot!

Ein grünes Blatt vom Baume losgerissen — am Boden liegend!

Die Fäulnis nagt an seinem Rande schon!

Hört ihr, ihr Götzendiener, ihr Götzendienerinnen erlogener Tugend und erstarrter Tradition —: Eure Sünde schreit gellend durch das blühende Leben hin — um Rache! Sie liegt wie kalter, fäulnisbringender Schatten über manchen herrlichen Menschenblüten — die die Sonne suchten, das nützende Leben!

Was wehret ihr sie ihnen?

* * *

Während Gertrud so ihr ganzes bisheriges Leben überdachte, war es ihr, als sähe sie durch einen Bergesriß weit, weit hinaus in das Land der Menschengeschichte — in das

nach Jahrtausenden zählende Ringen des Menschengeschlechts.

Und dann überkam es sie wie eine Offenbarung:

Hoch in diesem Lande der Menschengeschichte — berggewaltig sah sie zwei Gesetzestafeln ragen — und die Sonne brannte in den flammenden Buchstaben: —

Es gibt nur ein Recht, das der Kraft, die das Gute zum Leben schafft . . .!

Es gibt nur einen Maßstab für den Wert eines Menschen: seine Arbeit!

* * *

Hat es nicht jeder Tag Deines Ringens Dir gepredigt?

Was hat Dich hinausgehoben über all das Elend, über die Kleinlichkeit und Unwürdigkeit, die über so vielen Deines Geschlechtes lagert . . . ein kalter, düsterer Schatten —, den hochgeschossene, selbstsüchtige Männerkultur über Weiberstreben noch hinwirft? —

Dies zu wissen, ist mein stolzester Besitz, mein bester!

Das allein soll mir Führer sein und Richter — durch alle meine Tage hin!

Das soll der Glaube sein, der meinen Ruf durchgellt —: „Es lebe das sich befreiende Weib!"

Der Glaube, der unerschütterlich in mir hochsteht: die Zeit wird kommen, wo das Weib sich durchringt zu einem selbständigen — freien — sittlichen Menschen!

Und ich will seine Führerin sein!

Eine Führerin!

* * *

Da hörte Gertrud vom Lawn-Tennis-Sportplatze des Hotel Bellevue echoleise einen schrillen Schrei; sie sah hinab und erschaute Irmingard German — die Arme weitgespreitet und in der hochgehobenen Rechten den Tennisschläger schwingend — und ein gellendes Lachen klang empor zu Gertruds Ohren — wie ein erlöschendes Echo: Irmingards Stimme.

Sie hatte ihrem Partner Major a. D. von Chelpin die Tennis-Kugel mitten in das Monocle geworfen.

* * *

Es war Abend geworden.

Durch eine Felſengaſſe des hohen Göll- und Untersberges, das Tal der raſchen Saalach entlang, ſah Gertrud hinaus in die Hochlands-Ebene. —

Da war es ihr, als ſtiege langſam aus blauendem Dunſt wie eine Fata-Morgana, ein herrliches Bild empor: Häuſergipfel, Schattenwipfel, weite Gärten und Kulturen — ein ſpiegelglattes, blinkendes Waſſer — ihres Lebens Werk . . . in klarer Schöne:

„Immenſee".

Nochmals ſagte ſie leiſe vor ſich hin — und aus ihren ſchönen Frauenaugen blitzte die Pracht einer herrlichen Seele:

Es gibt nur ein Recht, das Recht der Kraft, die das Gute lebend ſchafft.

Es gibt nur einen Maßſtab für den Wert eines Menſchen: Seine Arbeit!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr Glaubensbekenntnis.

Es lag eine Verklärung auf ihrem ſchönen Frauen-Antlitze.

APR 4 - 1940